This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

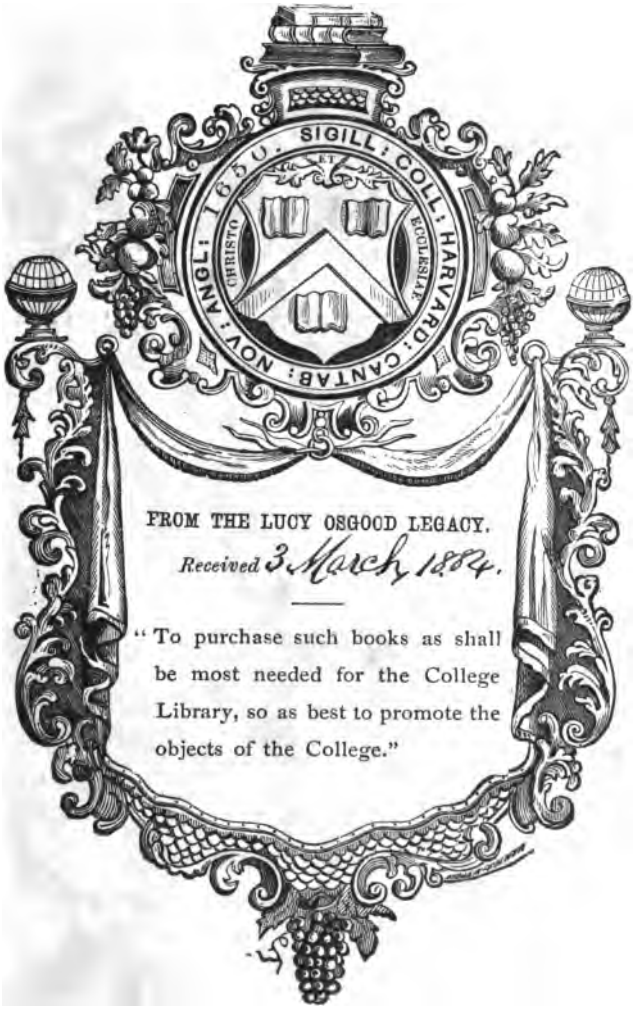
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 8878.44



FROM THE LUCY OSGOOD LEGACY.
Received 3 March, 1884.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Edited by
Friedrich Wilhelm von Sydow.

Erster Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1839.
Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

~~15556.61~~
Ger 8878.44

MAR 3 1884

Lucy Osgood fund.
(I - VIII)

Einleitung.

Thüringen und der Harz nehmen mit ihren natürlichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeiten, mit ihren romantischen und volksthümlichen Beziehungen, mit ihren reichen Quellen für Natur- und Alterthumsforscher und mit ihren zahlreichen, verschiedenartigen Merkwürdigkeiten die allgemeine Theilnahme des wissenschaftlich gebildeten großen Publikums, vorzüglich aber das patriotische Interesse aller Eingebornen, auf eine Weise in Anspruch, wie es nur bei einzelnen Punkten auf unserer Erde der Fall ist. Während die Natur in den verschiedenartigsten Gestaltungen von frühen wunderbaren Revolutionen und Umwandelungen Zeugniß giebt und dem Forscher ein unendlich weites Feld zu Untersuchungen, Wahrnehmungen und Entdeckungen von Wichtigkeit eröffnet; bietet sie dem sinnigen gefühlvollen Freund des Romantischen und Schönen die reichsten Genüsse. — Während verwitterte Merkmale und Ruinen uns in die graueste Urzeit, in die Zeit der Mythen und Sagen dergestalt zurückführen, daß Dichtung und Wahrheit uns kaum zu sondern möglich; während theils verfallene, theils noch fest erhaltene Burg- und Kloster-Ruinen, Schlösser und Thürme, Kapellen und Kirchen, von waldbekränzten Anhöhen und steilen Felsen herab, oder auch in einsamen, kaum betretenen Thälern den Wanderer überraschend, die Geschichte einer in die wichtigsten Weltereignisse eingreifenden Vergangenheit predigen und uns in ihren Begründern, Bewohnern und Zerstörern Namen entgegen rufen, welche in den Annalen der Weltgeschichte die glänzendsten und bedeutendsten Stellen einnehmen, Ueberbleibsel alterthümlicher Kunst, volksthümlicher Sitten und Gebräuche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gewährt die Betrachtung der Uebergänge in den geschichtlichen und politischen Verhältnissen, der vorgeschrittenen Cultur des Bodens und der Menschen bis zur hochgestiegenen gegenwärtigen Industrie der letzteren und dabei die Wahrnehmung der trotz jener Umwandlung übriggebliebenen characteristischen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen und Sprache, jedem geistig Gebildeten, jedem denkenden und vergleichenden Beobachter des Vergangenen und Gegenwärtigen, eine Fülle von lehrreicher und angenehm befriedigender Unterhaltung. —

Daß Thüringen und der Harz es in vielfacher Beziehung verdienen, beachtet zu werden, beweisen die zahlreichen fremden Reisenden, welche sie in jedem Jahre nach allen Richtungen durchstreifen, das beweisen die verschiedenen schriftstellerischen Werke, welche Beschreibungen von den hervortretendsten, merkwürdigsten Punkten in mehrfachen Beziehungen enthalten, davon zeugen die poetischen Erzeugnisse, welche ihre Stoffe von der Romantik Thüringens und des Harzes entlehnten. Dem ohngeachtet ist es gerade Thüringen und der Harz, wo noch so Vieles alterthümlich und geschichtlich Merkwürdige im Dunkel verborgen liegt, wo der wißbegierige Wanderer noch so häufig bei dem Eingebornen über diesen oder jenen, seine Aufmerksamkeit fesselnden Gegenstand vergebens nach Auskunft forscht, wo man oft eine genauere Kenntniß von ausgezeichneten Punkten ferner Himmelsstriche antrifft, als von der nächsten vaterländischen Umgebung, und wo man auf die Fragen nach geschichtlichen Notizen, entweder mit fabelhaften, unbefriedigenden, oft schon von andern Orten gehörten Mährchen, oder mit der Entschuldigung abgespeist wird, daß im Laufe einer vielfach bewegten Vergangenheit die geschichtlichen Nachweisungen und Urkunden verloren gegangen. — Mag dies allerdings zum Theil wohl der Fall sein, so ist er es doch keinesweges durchgängig; es ist vielmehr eine entschiedene Gewißheit, daß theils in älteren geschichtlichen Werken, in Orts-Chroniken, in Archiven und Privat-Bibliotheken, bei einzelnen Familien und Personen, von welchen man es nicht vermuthen und wissen konnte, dergleichen Nachrichten vorhanden sind und seit Menschenaltern unbeachtet und unbenutzt gelegen haben; gewiß ist es, daß sich unter den Bewohnern Thüringens und des Harzes eine bedeutende Anzahl von Männern befindet, die als Verehrer und Freunde der Natur, der alterthümlichen Kunst und Geschichte, (vorzüglich der vaterländischen) ihre geschäftsfreien Stunden seit Jahren den fleißigsten Nachforschungen auf diesen reichen Feldern widmeten, deren werthvolle Resultate sie entweder aus Bescheidenheit oder aus Mangel an Gelegenheit bis jetzt zu veröffentlichen Anstand nahmen. — So kam es denn, daß, außer den bereits erwähnten werthvollen Beschreibungen der ausgezeichnetsten und in die Augen fallendsten Punkte, noch eine überaus große Anzahl der bemerkenswerthesten, schön-

sten und wichtigsten Gegenstände der allgemeinen Publicität, ja sogar zum großen Theil der Kenntniß der Bewohner Thüringens und des Harzes selbst vorenthalten blieb; ja daß nicht selten reisende Ausländer mit ihrer Aufmerksamkeit bei manchen dieser Punkte weilten, ohne von den in der Umgebung wohnenden Eingebornen eine befriedigende Auskunft darüber erhalten zu können. —

Es würde jedoch ein scheinbarer Mangel an vaterländischem Interesse, eine nur nach Außen strebende, an dem nahe liegenden Werthvollen vorübergehende Oberflächlichkeit den Bewohnern Thüringens und des Harzes nicht ohne Grund zur Last fallen, wenn dies noch länger so bleiben könnte, wenn nicht auch in Gegenden, die in so vielen Beziehungen andern keineswegs nachstehen, von welchen der unbedeutendste Punkt nicht unbeschrieben ist, ein Schritt gethan würde, diese so fühlbaren Lücken auszufüllen. — Diese Ueberzeugung erfüllte schon seit Jahren den Verleger dieser Blätter, und die durch seine Hände gehenden, sich immer mehr anhäufenden Beschreibungen mancher minder merkwürdigen Gegenden, gaben der Idee, von dem Mittelpunkte Thüringens und des Harzes aus eine Ergänzung dieses Mangels zu versuchen, immer mehr Nahrung und brachten den Entschluß zu gegenwärtigem Unternehmen zur Reife. —

Die Voraussetzung, daß es nur einer Anregung bedürfe, um einem so fühlbaren Bedürfniß abzuhelfen, hat sich bereits auf die erfreulichste Weise bestätigt; — Männer von anerkanntem literarischen Ruf und gefeiertem Namen haben das Unternehmen ihrer thätigen Theilnahme als Mitarbeiter würdig gefunden; Männer und Jünglinge, wie ich sie vorher schilderte, die bis jetzt ihre gesammelten Schätze nur für sich und ihre vertrautesten Bekannten behielten, haben in der erlassenen Aufforderung einen Fingerzeig gefunden, mit ihren erzielten Resultaten aus ihrem zeitherigen Dunkel an das Licht gemeinnütziger Oeffentlichkeit zu treten; und so hat sich zur Ausführung eines rein patriotischen Unternehmens ein Verein gebildet, dessen Mitglieder es sich, gleich der Verlagshandlung und Redaction, zur Freude und zur Ehrensache machen, dem großen Publikum eine treue Schilderung der vaterländischen reichhaltigen Natur und eine Mittheilung der vielumfassenden historischen und andern Merkwürdigkeiten, wie auch der originellen

Eigenthümlichkeiten Thüringens und des Harzes und seiner Bewohner vorzulegen. — Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, der Meinung öffentlich entgegen zu treten, als mangele dem Thüringer und Harzbewohner das lebhafte Interesse für seine heimathlichen Merkwürdigkeiten und der Sinn zur Würdigung seiner bedeutungsvollen vaterländisch geschichtlichen Beziehungen.

Die Mitglieder dieses achtungswerthen Vereins, deren Zahl sich hoffentlich noch immer vermehren wird, werden die Verlagshandlung und Redaction in dem rastlosen Bestreben unterstützen, daß die hier und da vielleicht aufgetauchten voreiligen Befürchtungen, als werde das Werk seinem Titel nicht entsprechen, ihre Widerlegung finden; denn das in der Ankündigung des Werkes angegebene Inhaltsverzeichniß gilt, wie auch schon in dem Prospectus erwähnt, keinesweges für geschlossen, es wird sich vielmehr durch die Einwirkung der Herren Mitarbeiter und anderer sich freundlich für die Sache interessirenden Theilnehmer die Zahl der bemerkenswerthen und wichtigen Punkte noch bedeutend vermehren und überhaupt keine Mühe gespart werden, dem Werke die seinem Zweck entsprechende Vollständigkeit zu geben, durch welche es sich als ein noch nicht vorhandenes Originalwerk auszeichnen soll.

Die Zusammenstellung Thüringens und des Harzes in einem Werke, kann in mehr als einer Hinsicht wohl nicht gemißdeutet werden. — Theils hängen Thüringen und der Harz in ihren natürlichen Grenzen genau zusammen, theils stehen beide Landstriche von frühester Zeit her, in geschichtlicher und politischer Beziehung, in einer steten gegenseitigen Wechselwirkung zu einander, so wie sie mit dem Austausch ihrer Produkte und Gewerbs-Erzeugnisse und mit ihrem Handelsverkehr in mehrfacher Hinsicht als nachbarlich aneinander gewiesen erscheinen; — alles Veranlassungen, daß Thüringen und der Harz als eng mit einander verbunden angesehen und mit einander genannt werden, wozu noch kommt, daß sie mit ihren an sich großentheils sehr verschiedenartigen Natur-Schönheiten und Merkwürdigkeiten, gewissermaßen rivalisiren und zu den interessantesten Vergleichungen den reichsten Stoff bieten; so mögen sie denn auch in diesem Werke gemeinschaftlich vor das

Publikum treten und in ihren Schilderungen hoffentlich einen ansprechenden Wechsel darbieten.

Eine systematische Reihenfolge der vorkommenden Beschreibungen; etwa nach alphabetischer, geographischer, ethnographischer, oder irgend einer andern Ordnung, wird vielleicht von den geehrten Lesern erwartet werden; doch abgesehen davon, daß den Mitarbeitern bei einer jeden solchen Ordnung ein höchst lästiger Zwang auferlegt werden müßte, so würden vielleicht mehrere auf einander folgende Hefte daß Interesse für die Bewohner eines Striches in Anspruch nehmen, während alle übrige lange vergebens warten müßten, ehe sie etwas aus dem Bereich ihrer nächsten Umgebung darin fänden, wodurch sich doch das Interesse an einem Werke dieser Art bedeutend erhöht, wenn man ihm auch in Bezug auf ferner liegende Gegenstände Aufmerksamkeit schenkt. — Diesem Uebelstand zu begegnen, theilen wir das ganze Bereich, welches unser Werk umfassen wird, auf der Karte in vier ziemlich gleiche Distrikte, und werden in jedem Heft, so weit es nur irgend möglich, aus jedem dieser Distrikte etwas liefern; auf solche Weise hoffen wir auch in dieser Beziehung, für die Befriedigung aller Theilnehmer nach Kräften zu sorgen.

Obgleich eine bloße Beschreibung von Natur-Merkwürdigkeiten und Schönheiten, durchwebt mit topographischen und rein historischen Beziehungen, den geistig- und wissenschaftlich gebildeten Leser gewiß nicht unbefriedigt lassen wird, so vermißt er doch wohl bisweilen etwas poetisch Anziehendes, Belebendes, zum Behuf einer wirklich angenehmen Unterhaltung. Aus diesem Grunde greifen wir in den überaus reichen Schatz der in Thüringen und auf dem Harz vorhandenen Volks-Sagen, Legenden und Mährchen und freuen uns unter unsern geehrten Mitarbeitern mehrere zu zählen, die uns eine reiche Ausbeute davon zu liefern befähigt sind. Auch stimmen wir ganz der Ansicht eines unserer geschätztesten Mitarbeiter bei: „daß die Natur erst durch das Hinzutreten des Menschenlebens lebendig und bedeutungsvoll wird, und daß nicht ohne guten Grund der Maler keine Landschaft ohne menschliche Figuren malt.“ Deshalb sollen nicht allein in den gedrängten Ueberblicken der Geschichte Thüringens und des Harzes, die historisch merkwürdigen Personen hervortreten, sondern es soll auch

das characteristische Leben und Treiben der Bewohner in ihren Sitten und Gebräuchen, besonders wo diese am meisten hervortreten, bei ihren Volksfesten, geschildert werden, deren Ursprung und sinnreiche Beziehungen zum Theil nichts weniger als unbedeutend sind; — es sollen aber auch Biographieen berühmt gewordener oder sonst ausgezeichneter Eingebornen Thüringens und des Harzes ihren Platz in unserem Werke finden, worauf die geehrten Mitarbeiter bei Anfertigung ihrer Beiträge bedacht sein werden.

Während wir es zum Gegenstand unserer besondern Aufmerksamkeit machen werden, daß kein nur irgend bemerkenswerther Punkt in dem Bereich, welches unser Werk umfaßt, unerwähnt bleibe, so möge es nicht als Unwissenheit, oder als unstatthafte Ueberschreitung unseres Planes erscheinen, wenn wir die Beschreibung einiger Punkte mit aufnehmen, welche streng genommen nicht in die jetzigen Grenzen Thüringens oder des Harzes gehören. Es werden dies nur solche Punkte sein, welche entweder in früherer Zeit Thüringen oder dem Harze angehörten, welche in geschichtlicher und politischer Beziehung in genauer Verbindung mit ihnen standen oder noch stehen, deren Bewohner mit denen von Thüringen und dem Harz in wechselseitigem Verkehr nachbarlich befreundet sind und mit ihren Merkwürdigkeiten die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nehmen. Warum sollte man nicht, wenn man die heimathliche Umgebung gebührend beachtet und auszeichnet, auch einen freundlich würdigenden Blick auf den befreundeten Grenznachbar richten und ihm ein gleiches Recht wiederfahren lassen?

So möge denn mit diesen wenigen Worten begleitet unser Werk beginnen; möge es als ein patriotisches Unternehmen bei der bekannten Heimathliebe der Bewohner Thüringens und des Harzes den gewünschten Anklang und die gehoffte freundliche Unterstützung finden, aber auch von allen Denen der Beachtung und Theilnahme gewürdigt werden, welche sich außerhalb unserer Grenzen, nahe und fern, in so reicher Zahl für Thüringen und den Harz interessiren.

Sondershausen, im Juni 1839.

Friedrich von Sydow,
Redacteur des Werkes.

Ueberblick der Geschichte Thüringens.

Die bunten Schleier der Sage, womit die Wiege aller Völker behängt ist, gestatten dem Forscher selten einen freien Blick auf die erste Kindheit derselben. Aber es gibt junge Völker, die bestimmt sind, einst eine große und wichtige Rolle auf der Weltbühne zu spielen, und diese kommen durch günstige Verhältnisse früh zum Selbstbewußtsein ihrer Kraft, sie schütteln in den ersten Morgenstunden schon die goldnen Wunderträume der Kindheit ab, entwinden sich bald den phantastischen Dämmerschleiern, und treten jugendlich keck und kühn in das volle Licht der Geschichte. In der Wiege verrichten sie schon Thaten, an denen die Sage kein schöpferisches Recht mehr hat, und die sie in der Folge nur, wie grünes Moos den Felsen, poetisch schmückt und überkleidet. Herkules erdrückte schon Schlangen in der Wiege. Die Sage ist blos schönes Spielwerk ihrer Jugend, mit dem sich die frische ungezügelte Kraft auf Augenblicke beschäftigt, wenn sie das Schwert niedergelegt und von Kämpfen ausruht, die einst die feste Unterlage ihrer Geschichte bilden. Dies ist das Verhältniß der Sage zur Jugendgeschichte aller großen und gebietenden Völker. Aber es gibt auch viele Völker, denen ein tragisches Schicksal frühen Untergang bereitete. Auch am Baume der Nationen sind nicht alle Blüthen zu Früchten bestimmt, und an diesen, vom Sturm der Zeiten herabgeschüttelten Blüthen hat die Sage ihr volles, nicht blos ausschmückendes, sondern auch genetisches Recht. Die siegende Kraft eines Volks gehört der Geschichte, die besiegte, untergegangene der Poesie. Die große That hängt wie ein blanker Schild in der Geschichte, das große Leiden steht wie eine zerfallene Burg, die die Sage, eine unermüdliche Arachne mit ihren bunten, schimmernden Geweben überspinnt. Sie verhängt die schmerzlichen Risse und Spalten und wandelt die Verzweiflung über untergegangene Nationalität in poetische Wehmuth um. Die Sage, die am Sarge früh verblühter Völker urschöpferisch schafft, ist stets elegische Poesie, und die Todtenkränze, die sie windet, schlagen Wurzel in der Erde des Grabhügels, werden eins mit dem Staube der Völker, und blühen fort und fort in aller Zeit. Solch ein Volk waren in der Griechenwelt die Pelasger, ein solches waren in der Römerwelt die Etrusker, und ein solches waren in der Deutschenwelt die Thüringer, ja die letztern in noch weit höherem Grade, als

die beiden ersten. Die Thüringer sind daher nur sagen-geschichtlich merkwürdig; nie stand die Sonne der Geschichte in ihrem Zenith, sie wurden nur von den schrägen Strahlen derselben auf kurze Zeit beleuchtet. In dem Augenblicke, wo die thüring'sche Geschichte sich von der poetischen Gewalt der Sage emancipirt, hört sie auf thüringer Geschichte zu sein; sie wird dann obersächsische Geschichte. Dieser Gesichtspunkt ist bei Beurtheilung der Geschichte Thüringens stets zu behaupten, denn nur von ihm aus ist ein richtiges Verständniß derselben möglich. Für den gelehrten Geschichtsforscher mag der Versuch immerhin ersprießlich sein, mit kritischer Schärfe die an den Urstoff der thüring'schen Geschichte rings angesetzten bunten, strahlenbrechenden Krystalle der Sage abzulösen, wir halten dafür, daß diese mit jenem so verwachsen und eins geworden sind, daß sich beide nicht wohl trennen und scheiden lassen. Und was gewinnen wir, wenn wir das Gebild der Sage entkleiden, das doch nur eben durch die Sage schön und bedeutend ist? Was bleibt dann unsern alten gefeierten Landgrafen weiter übrig, als unbedeutende Namen, wenn wir ihnen den Schmuck der Sage rauben, durch den allein sie verherrlicht wurden? Entreißen wir also nicht mit barbarischer Hand der Poesie, was sie sich als Eigenthum erobert und Jahrhunderte lang als solches behauptet hat! Hat aber irgendwo die Poesie festen Fuß gefaßt und zeigt sich als unbeschränkte, mild waltende Herrin, so ist es in der thüring'schen Geschichte. Wie dieses schöne Land, wie dieses romantische Gebirge einen rein poetischen Character tragen, so auch ihre Geschichte, so lang diese eigentlich thüring'sche ist, ja selbst der Name, der sich Jahrhunderte lang nach dem Untergange der Nationalität im Munde des Volks erhalten hat, und uns als elegischer Klang stets aus demselben entgegen tönt, dieser schöne Name „Thüringen", ist im Laufe der verwitternden Zeit, ein poetischer geworden. Denn Alles was nicht wirklich ist, ist poetisch.

Nach diesen kurzen Andeutungen über den poetischen Geist der Geschichte unserer Vorfahren, geben wir diese selbst in noch kürzern leichtskizzirten Umrissen, wie es die Tendenz dieses Werkes gebietet.

Aus jener wunderbaren Knotenverschlingung und Verwirrung der Geschichte, in welcher die Anfänge so vieler, theils in der Folgezeit bedeutend gewordener, theils früh wieder untergegangener und vom Schauplatz verschwundener Völker geheimnißvoll verlaufen, aus jener in ihrer Art einzigen Durcheinanderrüttelung der Völkerloose in der Urne Europa's, die wir die große Völkerwandrung nennen und die bedeutungsvoll und mit neuen Lebensprincipien schwanger, am Eingange des Mittelalters steht, springen die Thüringer als fertiges Volk heraus und treten plötzlich in den Gesichtskreis der Geschichte. Von welchem großen Volksstamme sie ein Zweig waren, ob von den Hermunduren, ob von den Cheruskern, wird ewig unbestimmt bleiben. Die alten Chroniſten und Geschichtsschreiber unsres Vaterlandes haben ihren Scharfsinn in etymologischen Conjecturen erschöpft, die wir mit Lächeln betrachten. Vielleicht kommen die der Wahrheit am nächsten, welche in neuerer Zeit vermuthet haben, ein Theil der Cherusker, der schon zu Tacitus Zeiten Thoren hieß, sei der Urstamm der nachherigen Thoringer gewesen. Das Land, welchem sie später ihren Namen gaben, und das denselben getreu aufbewahrt hat, war erst von den großen Völkerschaften der Katten und Hermunduren bewohnt, die oft mit einander in Krieg lagen.

Die Grenzen der Thüringer, so bald sie einmal in der Geschichte eingebürgert sind, beschreiben einen großen und mächtigen Länderstrich. In Norden berühren sie die Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Süden vorgedrungen, wie einige Jahrhunderte später und Nordthüringen reichte bis in die Umgegend Magdeburgs; im Westen sind die Rheinfranken, im Süden die Alemannen ihre Nachbarn. Ob sie im Osten schon damals mit slawischen Wenden zusammen stießen, ist nicht klar; später war es der Fall.

Zuerst werden die Thüringer wegen ihrer schönen Pferde erwähnt; sie fechten unter Attila, der Gottesgeißel der Völker, und fallen, nach dessen Tode, die Römer an der obern Donau auf eigene Hand feindlich an; sie sind also ein kriegerisches, kampfgeübtes, tapferes Volk. Ihre Wälder machten sie zu Jägern, ihre Flüsse zu Fischern, beginnender Ackerbau veredelte die Sitten, der stete Krieg mit Nachbarstämmen erhält die junge Kraft in straffer Bewegung; von geistiger Bildung nur insofern schwache Spuren, als Erinnerungen an frühere Züge, die sie mit cultivirten Völkern in Berührung gebracht, auf spätere Geschlechter übertragen wurden, oder als einige Volkshäupter, die früher in römischen Heeren gefochten hatten, das wenige Erworbene in lichthaften Abstufungen einem kleinen Kreise um sich mittheilten. Dies ist im Allgemeinen der Kulturzustand aller deutschen Völker jener Zeit, so weit sich aus der Natur der Sache und den römischen Nachrichten schließen läßt.

Vom Religionskultus der alten Thüringer wußte man sonst viel Fabelhaftes vorzubringen, neuere Kritik hat gezeigt, daß wir hier auf ganz unsicherm Felde wandeln. Schwerlich haben sie einen von dem der übrigen deutschen Stämme weit verschiedenen Kult gehabt. Aus Verwandtem läßt sich immer wieder auf Verwandtes schließen. Selbst die Sage, die sonst so gefällig Plaudernde, schweigt hier meist und läßt uns im Stich, und nur bedeutungsvolle Namen, die an Localitäten haften geblieben sind, werfen dünne Streiflichter über dies dunkle Nebelfeld, ohne jedoch etwas klar zu machen. So liegen z. B. in der Nähe des Hörselberges, dieses greisen Sagenträgers, die Dörfer Teutleben und Asbach, die auf altdeutsche Gottheiten deuten, und merkwürdiger Weise hat die Sage allein das Angedenken an die weibliche Gottheit Hulda (Frau Holle) aufbewahrt, die doch nur die im Hörselberge hofhaltende Frau Venus ist, jedenfalls von Priestern und Mönchen beim Eindringen des Christenthums, wo sie die mächtige Göttin vorfanden, nach leichtgefundenen Analogien, in die griechisch-römische Liebesgöttin umgewandelt und mit deren Namen belegt. Vielleicht war sie die Freia des höhern Nordens, oder doch wenigstens derselben ähnlich. Was man sonst vom Krodo, Biel und der Hastard am Harze, vom Püstrich auf dem Rothenberge in der güldnen Aue, von der Jecha bei Sondershausen, vom Stuffo auf dem Stuffenberge bei Wankried, von der Fortan, der Lara und andern Götzen zu erzählen wußte, beruht meist auf Vermuthungen, hervorgerufen durch alle Ortsnamen und aufgefundene Gegenstände.

Aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, der ihren Ursprung verdeckt, tauchen zuerst einige mythische Königsnamen empor. Die Sage stellt sie hin, wie verwitterte Steinbilder, deren Züge und Kriegsschmuck nicht mehr zu erkennen sind; sie wagt es kaum, die scheue Jungfrau, sie mit Moos und

Epheu zu schmücken. — Da wird ein König Erpes genannt, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll, ein König Hoyer, der sich mit den Franken gegen die Alemanen verbündete, ein König Otterich, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen, ein König Walderich, ein anderer Withulf. Und wieder einem, Günther geheißen, der an der Stätte des alten Eisenach glänzenden Hof hielt, gibt die Sage eine wunderschöne Tochter Chrinhild, die Attila, auf seinem Verheerungszug, als Weib gewann, und stattet das wochenlang in der alten Thüringerstadt gefeierte Hochzeitfest, in ihrer naiven Kürze, mit unglaublicher Pracht aus. Aber auch von jenem ersten Frankenkönige, dem Stammvater der ersten salisch-fränkischen Königsdynastie, Clodio wird berichtet, daß er Thüringens weites Reich beherrscht, und jenes an Thüringens Grenzen gelegene Schloß Dispargum erbaut oder erobert habe, über dessen Lage man sich vergebens gestritten hat, seit Thüringsche Geschichte geschrieben worden ist. Clodio's reizende Gattin, einst im Bade von einem Meergotte überrascht, gebar als Frucht dieser mythischen Umarmung, den Merwig, (Merowäus) von welchem die ebengenannte Dynastie den Namen der Merowinger erhielt, und diesen König bildet die Sage, selbst seine Mutter, mit Vorliebe plastischer aus und erhebt ihn bis zur geschichtlichen Gewißheit. Er erweiterte oder gründete des Landes Hauptstadt Erfurt und erbaute sich in deren Nähe seinen Herrschersitz Merwigsburg (Möbisburg), er kämpfte gegen die Hunnen, schlug mit den Römern und Westgothen vereint bei Chalons sur Marne den wilden gewaltigen Etzel (Attila), ihren gefürchteten König, und befreiete die Thüringer vom drückenden Joche dieses barbarischen Volkes. Nach Merwigs Tode beherrschte die Franken sein Sohn Childerich, bald wegen Zügellosigkeit verhaßt und vertrieben. In Thüringen tritt plötzlich ein andrer König auf, Basinus, vielleicht durch Wahl zum Herrscher erkoren, bei dem der flüchtige Childerich Schutz sucht. Freundlich aufgenommen und Jahre lang gastlich gehalten in Basinus königlicher Burg, verführt der fränkische Lüstling, ein zweiter Paris, zum Dank, des Gastfreundes Weib Basina, die, als ihm, durch vermittelnde Freunde bewirkt, Rückkehr auf seinen Thron erlaubt war, ihm nachfolgte, und, jener griechischen Helena nicht unähnlich, ferner Thron und Bett mit ihm theilend, Mutter des großen Frankenkönigs Chlodwig wurde. Diese treulose Entweihung des Gastrechts legte den ersten Grund des später so blutigen Hasses zwischen Thüringern und Franken, der in immer neuen Kämpfen aufflammte, bis die unglücklichen Thüringer unterlagen.

Bei der Theilung des großen Reichs, die des Basinus hinterlassene Söhne Boderich, Bertharich und Irmenfried vornahmen, fiel dem Letztern das heutige Thüringen zu. Zu jener Zeit erfüllte der Ruhm des siegreichen Ostgothen-Königs Theodorich des Großen in Verona (Dietrich von Bern) die Welt, und mit ihm verbündet zu sein, war in vielfacher Beziehung der Gegenstand fürstlicher Wünsche. Irmenfried sandte Boten nach Verona mit reichen Geschenken, vorzüglich thüringschen Pferden, und warb um irgend eine Fürstin aus Dietrich's Geschlecht. Dieser sandte ihm seine Nichte, eine vandalische Königstochter aus Afrika und Christin, Namens Amalberg zur Gemahlin. Mit diesem schönen und stolzen Weibe tritt das Verderben in das thüringische Königshaus. Ihrem Neid, ihrer Herrschsucht genügte nicht des Reiches Dritttheil; und den erst mit Wünschen um Vergrößerung ver-

gebens bestürmten Gatten stachelte endlich ihr Hohn, als sie ihm einst nur den halben Tisch zum Mahl deckte und den Verwunderten verächtlich zurief: dem halben König der halbe Tisch! dem Ganzen der Ganze! zum Brudermord. Zuerst fiel Bertharich, und sein Ländertheil ward Irmenfried's Eigenthum. Boderich, bei Zeiten gewarnt, erwartete den treulosen Irmenfried gerüstet, und dieser gewann den König der Ostfranken Dietrich, mit dem Versprechen der Hälfte des zu erobernden Länderstrichs zum Bündniß, zur Besiegung des Bruders. Nach Boderich's Untergang ward Irmenfried dem Genossen wortbrüchig und mit einem Frankenheer der verbündeten Brüder Dietrich und Chlotar überzogen. Bei Runiberg gänzlich geschlagen, flüchtete der treulose Thüringerkönig in seine Burg Scheidungen. Die Frankenkönige aber riefen, vielfach geschwächt, die nahen, den Thüringern feindlichen Sachsen zu Hülfe mit dem Versprechen, ihnen die Hälfte des zu erobernden Landes abzutreten, und beide Heere belagerten und berennten gemeinschaftlich die königliche Feste. Irmenfried that in der höchsten Noth einen Ausfall, erschlug viele der vereinten Franken-Sachsen, begriff aber, daß er werde unterliegen müssen und sandte deshalb heimlich in der Nacht seinen Marschalk Iring, den vertrauten Rathgeber der Almalberg, an Dietrich den Frankenkönig, mit reichen Geschenken und der Bitte um Leben und Begnadigung, die ein geneigtes Ohr fand. Die Franken, eben so treulos wie die Thüringer, verabredeten nun zusammen, sich der erst herbeigerufenen nun lästig gewordenen Sachsen durch Ueberfall zu entledigen. Aber am Abend lockte einer der wilden furchtbar kriegerischen Sachsen am Ufer der Unstrut den Falken eines Thüringers an sich, den dieser vom jenseitigen Ufer auf die Entenbeize in den Fluß geschickt hatte und erfuhr für die Zurückgabe des Vogels das geheime Bündniß der Franken und Thüringer, und das beschlossene Verderben der Sachsen. Still treten diese auf den Rath ihres greisen Führers des Helden Hattagast zusammen, und eh' noch die Mitternacht über die unbewachte ahnungslose Burg zieht, haben die furchtbaren Krieger sie schon erstürmt und alles Lebende niedergemacht. Irmenfried, noch glücklich mit Weib und Kindern durch die Flucht entkommen, und später vom Könige Dietrich freundlich nach Zülpig geladen, wurde dort während eines Zwiegesprächs mit dem Gastfreund, von diesem heimtückisch von der Stadtmauer gestoßen, seine Kinder erdrosselt, sein ehrsüchtiges Weib mit Hohn ihrer Familie wieder zurückgeschickt und also dem Thüringischen Königreich im Jahre 528 ein Ende gemacht. Das tragische Geschick des Hauses des Basinus bietet den zur poetischen Verherrlichung unseres Vaterlandes sehr geeigneten und in sich ästhetisch abgerundeten Stoff zu einem großen dramatischen Gedichte, vielleicht zu einer Trilogie. Der Frankenkönig Childerich streut durch seine am Gastfreund begangene Treulosigkeit den Samen des Unheils im Königshause der Thüringer aus, und sein und Basina's Enkel Dietrich, hält durch gleiche Treulosigkeit die blutige Ernte. Und doch geht der letzte Thüringerkönig mit schwerer Schuld beladen unter. Basina und Amalberg, die Gattinnen des Vaters und des Sohnes, sind die beiden Trägerinnen des Schicksals, jene die Pflegerin diese die Zeitigerin des bösen Keims; und auf welches Hauses Giebel Untreue, Verrath und Mord ihr dunkles Panier aufgesteckt haben, da stürzen bald alle Pfosten und Säulen zusammen und begraben die schuldbeladenen Bewohner, weil es „der Fluch der bösen That ist, daß sie fort zeugend böses muß gebären."

Die Sachsen erhielten in der Theilung den nordöstlichen Theil des Thüringerreichs, die Franken den südwestlichen, die Unstrut bildete den Grenzfluß, und vielleicht erhielt die eroberte Königsburg erst jetzt als Grenzfeste den Namen Scheidungen. Die Sachsen räumten um sich nicht zu weit von der Meerküste zu entfernen, einige Jahre darauf einen großen Theil des gewonnenen nordthüring'schen Gebiets dem vor kurzem aus dem Osten herbeigewanderten slavischen Stamme der Sorben ein, die sich nun an der Elbe und Saale niederließen. Die Franken ließen ihr neues Land durch Gaugrafen verwalten, die von den Einfällen der benachbarten Slaven und Avaren viel zu leiden hatten. Eben so bietet das sechste Jahrhundert noch eine Menge Einfälle hunnischer Horden in das thüringer Land, gleich krampfhaften Zuckungen, bis diese wilden Krieger vom Schauplatz der Geschichte verschwinden.

Die Frankenkönige setzten endlich Herzöge in Thüringen ein, um mit mehr Nachdruck den andringenden Slaven zu widerstehen, und unter dem Austrasier Dagobert I. finden wir einen Herzog Radulf, der, durch Kraft und Waffenglück ausgezeichnet, den kühnen Gedanken, sich von den Franken unabhängig zu machen, mit dem Schwerte ausführte. Die von dem unmündigen Könige Sigbert III. gegen den Empörer geführten mächtigen Heeresmassen mußten geschlagen mit Schmach wieder abziehen und Radulf schloß, als unumschränkter Herr von Thüringen, unangefochten von der Schwäche des untergehenden merowingischen Frankenkönigsstammes, Bündnisse mit den benachbarten Völkern. Die Nachkommen und Nachfolger Radulfs, die in Würzburg residirten, sind in kirchlicher Hinsicht merkwürdig, Hedene der Aeltere wegen seiner Ehe mit einer schönen christlichen Jungfrau aus der Umgegend Würzburgs, der in der katholischen Kirche bekannten heiligen Bilhild. Goßbert, des vorigen Sohn, als erster Christ getauft vom heiligen Kilian, und Hedene der Jüngere wegen seiner Schenkungen an den Bischof Willibrod von Friesland, wozu Güter in Arnstadt, Mühlberg und München, drei bekannten Orten im heutigen Südthüringen gehörten.

Gegen Hedenens des jüngern Grausamkeit empört, vertreiben die Thüringer ihn und seinen Sohn Döring (um 720) und das Land wird wieder von Grafen beherrscht, die von den Franken bestellt und abhängig sind.

Merkwürdiger als durch den Untergang der unabhängigen Herzöge wird diese Zeit durch den Aufgang der Sonne des Christenglaubens, der zwar schon mancher Morgenstern vorangewandelt war, unvermögend jedoch, die Heidennacht zu besiegen. Winfried der junge gottbegeisterte Angelsachse, kam, durch das Beispiel des Bischofs Willibrod angefeuert, zuerst nach Thüringen, um das Christenthum allem Volke zu predigen. Und dreißig Jahre hindurch wirkte er unverdrossen, der starke Glaubensheld, auf unsern Bergen, in unsern Thälern, gottfreudig und gewaltig, zur Förderung des Heils, erbaute Altäre, Kapellen, Kirchen und Klöster, unterstützt von den neuen Frankenbeherrschern, und erwarb sich als heiliger Bonifacius mit vollem Rechte den Namen des thüring'schen Apostels. Aber mehr noch als die päpstliche Canonisation hat ihn die vaterländische Sage verherrlicht. Sie hat seinen gefeierten Namen an Felsen und Berge geheftet, sie hat ihn Hainen und Quellen zur ewigen Aufbewahrung anvertraut, sie hat ihn in alte Kirchenmauern und Altäre gegraben, und schmückt ihn im Munde der jungen Geschlechter mit immer neuem Glanz. Das ist eine Heiligsprechung, wie sie kein römischer

Bischof verleihen konnte, und mit ihr wird der Lohn fort und fort abgetragen für die empfangenen Segnungen des Christenheils.

Unterdessen hatte sich ein neues Geschlecht des Frankenthrons bemächtigt. Aus den ehemaligen Hausmeiern der schwächlichen Nachkommen Clodwigs des Großen waren endlich Könige geworden. Pipin, der schlaue Sohn des tapfern Karl Martell, war, nach Unterdrückung seiner beiden Brüder Karlmann und Gripho, der erste König dieser Dynastie, die jedoch erst nach seinem größern Sohne, die der Karolinger genannt wird. Pipin war des Bonifacius Freund, und dieser trug zum Dank für erhaltenen Schutz und Unterstützung, viel dazu bei, daß jener auf der Reichsversammlung zu Soissons zum König gekrönt wurde. Bonifacius salbte den neuen König. —

Jetzt flammt am fränkischen Horizonte ein mächtiges, prächtiges Gestirn auf, alle frühern verdunkelnd, und wandelt im vollen Glanze über den Himmel Mitteleuropa's, Karl der Große, Pipins Sohn. In die langjährigen blutigen Kämpfe, die er gegen die Sachsen und später gegen die Sorben, die er zur Unterdrückung der Ersten benutzt hatte, siegreich bestand, wurden die Thüringer vielfach verwickelt. Sie ließen sich sogar in eine Verschwörung gegen ihn ein, die, weil im Süden Thüringens schon viel Franken lebten, auch die Ostfränkische Verschwörung genannt wird (786). Karl ahnete sie streng, führte die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen und gab das Land Franken. Dies ist das heute noch so genannte Frankenland, und Thüringen erhielt damals seine jetzigen Grenzen, südwestlich den Thüringerwald, östlich die Saale, nördlich den Harz. Drauf hat der mächtige Kaiser Richter in Thüringen bestellt und einen Dienststuhl gesetzt.

In der bekannten Ländertheilung der Enkel Karl's des Großen zu Verdun (843) kam Deutschland an Ludwig den Deutschen, und Thüringen machte einen Theil des Reichs aus. Ein von dem Könige ernannter neuer Herzog von Thüringen Tachulf kämpft gegen die wiederholt einfallenden Slaven. Dieser Herzöge und Markgrafen, bestimmt das Land gegen die Sorben und ein neues kriegerisch eindringendes Volk, die Ungern, zu schützen, finden wir bis zum Untergange der karolingischen Dynastie in Deutschland (911), und auch noch später. Ein Herzog Burkhard von Thüringen tritt schärfer aus der unbestimmten Masse hervor, und fällt 909 im Kampfe gegen die räuberischen Ungern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der kräftige und berühmte Sachsenherzog Otto der Erlauchte, auch Herzog von Thüringen war; sein berühmterer Sohn Heinrich bekleidete diese Würde. Auf diesen ausgezeichneten Fürsten wirft die Geschichte mit Recht ihr hellstes Licht. Aus seinen thüring'schen Wäldern an der Unstrut, von seinem Vogelheerde zum deutschen Throne berufen, sorgte er mit Güte und Kraft für das Wohl seines Vaterlandes; und neben „den Vogelsteller" hat ihn die Geschichte mit größerem Ernste „den Städtebegründer" genannt. Denn um den räuberischen Einfällen der Ungern, unter deren blutiger Geißel Deutschland vorzüglich litt, ein Ende zu machen, legte er Festungen an, die nachher zu Städten emporblüheten. So verdankt ihm manche schöne thüringische Stadt ihre Entstehung. Nach dem neunjährigen Waffenstillstand, welchen Heinrich mit den Ungern geschlossen, brachen sie, wüthend über seine Verweigerung des gelobten Tributs, in getheilten Horden und wilden Verheerungszügen in Thüringen ein, und wurden von des wackern Königs wohlgeordne-

ten Heeren in der Gegend von Sondershausen geschlagen (932). Im folgenden Jahre auf einen Rachezug rückgekehrt, mußten sie in der großen Schlacht am Keuschberg bei Merseburg Heinrichs vernichtende Schwertschärfe so empfinden, daß sie Thüringen für immer verschonten. Unter seinem Sohne Otto dem Großen war Thüringen der Schauplatz der Empörung Herzog Heinrichs, seines Bruders, die, unterdrückt Gelegenheit zu manchen Bestrungen gab. Otto I. war als Kaiser der letzte Herzog von Thüringen. Otto III. belehnte den Markgrafen von Meißen Eckard I., seinen getreuen Anhänger, auch als Markgrafen von Thüringen, und nun sehen wir wieder über hundert Jahre lang unser Vaterland von Markgrafen regiert. In den Unruhen, welche Herzog Heinrich der Zänker von Baiern, ein Sohn des ebengenannten Heinrich, Heinrichs des Vogelstellers Sohn, gegen Otto III. erregte, um die deutsche Krone an sich zu bringen, tritt der erste geschichtlich bekannte Stammvater der Grafen von Orlamünde, Graf Wilhelm als Anhänger des aufrührerigen Baiernherzogs auf, und wird vom Markgrafen Eckard I. in Weimar (984) belagert. Nach Kaiser Otto's III. Tode war dieser Eckard, der eine glänzende Rolle in der thüring'schen Geschichte spielt, und von der Sage, wie wir später ausführlicher darthun werden, auf eine höchst wunderbare Art verherrlicht worden ist, so mächtig, daß er selbst daran dachte, sich die deutsche Königskrone zu gewinnen; und schon hatte er die Hand darnach ausgestreckt, als er den Meuchelmördern des Grafen Wilhelm von Weimar in Pöhlde erlag. Die Markgrafen von Meißen blieben auch Herrn von Thüringen, welches von den salischen Kaisern, die mit König Konrad II. (1024) den deutschen Thron bestiegen, mit Franken vereinigt wurde. Diese Würde kam in der Folge an die mächtig gewordenen Grafen von Orlamünde, und einer derselben Otto veranlaßte den bösen thüring'schen Zehntenstreit, indem er den Erzbischof von Mainz den Zehnten bewilligte. Der Kaiser Heinrich IV. stand dem Erzbischof mit bewaffneter Macht bei, und errichtete Zwingburgen im Lande der widerspenstigen Thüringer, die sich bald darauf (1073) mit den empörten Sachsen verbanden. Der Schauplatz dieses wilden und verderblichen Krieges war meist Thüringen, und sein Boden abwechselnd mit dem Blute der geschlagenen Sachsen und Thüringer in den Schlachten bei Homburg an der Unstrut, bei Spira, und dem der wiederum besiegten Franken bei Fladenheim und Gleichen getränkt.

Unterdessen war in Thüringen ein Grafengeschlecht eingewandert, auf welches sich das Auge des Patrioten mit besondrer Vorliebe richtet, und das die zärtliche Freundin unsrer Berge und Thäler die Sage mit mütterlicher Freundlichkeit bedacht und in die farbigsten Lichter ihrer pittoresken Phantasmagorien gestellt hat.

Ein Verwandter des schon genannten Kaisers Conrad II., Großvaters des eben erwähnten Heinrichs IV., Graf Ludwig mit dem Barte, wurde (1039) mit einer Strecke Landes am Thüringer Walde belehnt, und erbauete die Bergfeste Schauenburg bei Friedrichrode zu seinem Rittersitz. Sein Sohn Ludwig der Springer, Vergrößerer dieser Besitzung, Erbauer der Wartburg und des Klosters Reinhardsbrunn, Gemahl der schönen durch Sünde gewonnenen Adelheid, ein Lieblingsheld der Sage, focht gegen Kaiser Heinrich IV. im Sachsenkrieg, gerieth zweimal in dessen Gefangenschaft und starb als Mönch seines neuen Klosters (1128). Sein gleichnamiger Sohn, vom

Kaiser Lothar auf dem Reichstage zu Quedlinburg, 1130 zum selbstständigen Landgrafen von Thüringen erhoben, tritt als Landgraf Ludwig I. in die Reihe der deutschen Reichsfürsten, und Thüringen in seinen engern Grenzen wieder als eigner Staat auf. Der Sturz der Landgrafen von Winzenburg in der Person Hermann's III., der sich gegen den Kaiser aufgelehnt, wurde die Veranlassung zu diesem bedeutenden Ereigniß. Diesem ersten Landgrafen folgte (1140) Ludwig II. der Eiserne, sein Sohn, wiederum ein Günstling der verschwenderischen Sage, und geschichtlich nur merkwürdig als Anhänger Friedrich des Rothbarts, den er oft auf Kriegzügen begleitete. Nach seinem Tode (1172) erbte sein Sohn Ludwig III. der Milde seine Fürstenwürde, und starb, nach vielfachen Kämpfen mit den Nachkommen Albrechts des Bären, auf der Heimkehr von einem Kreuzzuge in Cypern (1190). Sein Nachfolger und Bruder Hermann I. leuchtet vor allen als gefeierter Sängerfreund. Obgleich vielfach und zu Thüringens großem Nachtheile in die Kriege der Gegenkönige Otto's IV. von Baiern und Philipp's von Schwaben, mit welchen er es abwechselnd hielt, so wie des Erstern und Friedrich II., nach Philipp's Ermordung, verwickelt, wurde die Wartburg durch ihn doch ein Asyl der Dichtkunst, und die glänzendsten Namen im Reiche der Poesie jener Zeit stehen um ihn wie Sterne um den Mond. Die Sage hat ihm dafür reichlich vergolten, und seinen Namen, durch den berühmten Sängerkrieg auf Wartburg verherrlicht, gleich einem durch alle Zeiten leuchtenden Schild an der Säule des Ruhms aufgehängt. Noch freundlicher überkleidet sie seinen Sohn und Nachfolger Ludwig den Heiligen (1217) und dessen Gemahlin Elisabeth die Heilige. Diese Gestalten überwebt sie mit ihren farbenglühendsten Gespinnsten, diese Tage übergoldet sie am reichsten mit ihren zauberischen Abendröthen; dies ist die schönste Partie der thüring'schen Geschichte. Eben so hat sie aber auch Ludwig's des Heiligen Bruder und Nachfolger Heinrich Raspe als Verfolger der heiligen Elisabeth gebrandmarkt. Nachdem nämlich jener auf einer begonnenen Kreuzfahrt in Otranto (1227) gestorben war, verdrängte der tückische Heinrich seines Bruders Sohn Hermann II. und ließ ihn wahrscheinlich sogar vergiften (1242). Von geistlichen Fürsten gegen Friedrich II. zum deutschen König gewählt, und deshalb der Pfaffenkönig genannt, gelangte er aber nicht in ungestörten Besitz des Throns, sondern starb 1248. Mit ihm erlosch die ältere Landgrafenlinie.

Um den Besitz Thüringens wurde nun ein neunjähriger blutiger Kampf, der thüring'sche Erbfolgekrieg, zwischen dem Markgrafen von Meißen Heinrich dem Erlauchten, aus dem Hause Wettin, der vom Kaiser Friedrich II. schon 1242 die anwartschaftliche Belehnung erhalten hatte, und ein Neffe Heinrich Raspe's war, und Sophie, verwittwete Herzogin von Brabant, Tochter Ludwig's des Heiligen, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich Ansprüche an das Erbe machte, geführt. Der Meißner Markgraf trug durch Waffenglück den Preis davon, und der brabanter Prinz mußte sich mit Hessen begnügen, wovon er den Namen „das Kind von Hessen" erhalten hat. Heinrich übertrug ums Jahr 1262 die Landgrafschaft Thüringen seinem Sohne Albrecht, den die Geschichte mit dem schlimmen Namen des Unartigen gestempelt hat, und er ist sonach der erste thüring'sche Landgraf aus dem wettin-meißner Hause. Mit Margaretha, einer Tochter des Kaisers Friedrich II.

verehelicht, und durch sie Vater dreier Söhne Heinrich, Friedrich und Dietrich (Tiezmann) wurde der junge Landgraf so arg in das Netz eines reizenden Hoffräuleins seiner Gattin, Kunigunde von Eisenberg verstrickt, daß er Margarethen ermorden lassen wollte. Gewarnt entfloh diese in der Nacht, und die theilnehmende Sage erzählt, daß sie beim Abschied ihren Sohn Friedrich vor Herzeleid in die Wange gebissen habe, wovon dieser später so männliche Thüringerheld den Beinamen des Gebissenen erhielt. Die unglückliche Margaretha starb nach einigen Monaten in Frankfurt am Main, wohin sie geflüchtet war, vor Kummer (1270) und Albrecht vermählte sich mit Kunigunden, die bereits von ihm Mutter eines Sohnes Apitz geworden war. Albrecht gerieth mit seinem Bruder Dietrich, Herrn des Osterlandes, und sogar mit seinem Vater in Streit und Händel, endlich als er versuchte, seinen Söhnen erster Ehe, die sein Bruder Dietrich im Fall dessen schwächlicher Sohn, Friedrich der Teut ohne Nachkommenschaft absterben sollte, zu Erben eingesetzt hatte, die Nachfolge und den Besitz Thüringens zu entziehen und seinem Sohne Apitz zuzuwenden, kam es zu Thüringens größtem Nachtheil zu einem Kriege zwischen ihm und seinen Söhnen. Diese Zwistigkeiten brachen immer von neuem wieder aus, obgleich Kaiser Rudolf von Habsburg, der sich im Jahre 1290 in Erfurt aufhielt, um alle thüring'schen Raubschlösser zu zerstören, Vater und Söhne versöhnte, und führten endlich zu Albrechts berüchtigtem Länderverkauf, in welchem er Thüringen mit Ausnahme von Wartburg, Tenneberg und einem Theil von Gotha und Eisenach dem deutschen Könige Adolf von Nassau für die geringe Summe von zwölf tausend Mark Silber überließ (1294). Das Heer des Nassauer's richtete in Thüringen die abscheulichsten Verwüstungen und rohesten Gräuel an. Die thüring'schen Edeln blieben aber den Söhnen ihres entarteten Landgrafen treu. Der Tod Adolf's von Nassau (1298) brachte dem schwer heimgesuchten Thüringerlande wieder einige Ruhe, aber die Folgen des Länderverkaufs wirkten, selbst als Albrecht sich mit seinen Söhnen ausgesöhnt und Kunigunde, die Anstifterin all' dieses Unglücks (1286) so wie ihr Sohn Apitz (1300) mit Tode abgegangen waren, immer noch verderblich fort; denn König Albrecht I. Adolf's Nachfolger, machte Ansprüche auf Thüringen, wurde aber, obgleich von mehren namhaften thüring'schen Städten sehr unterstützt, als er mit großer Heeresmacht, die meist aus Schwaben bestand, gegen die Brüder Friedrich und Dietrich heranzog, bei Lucka (1307) so gänzlich geschlagen, daß Friedrich, nach der Ermordung seines Bruders Dietrich durch einen fanatischen Mönch in Leipzig, ferner nicht mehr im Besitz seiner thüring'schen Lande gestört und vom Könige Heinrich VII. 1310 als Landgraf von Thüringen anerkannt und bestätigt wurde. Später führte er einen unglücklichen Krieg mit dem Markgrafen Waldemar I. von Brandenburg, in dessen Gefangenschaft er sogar gerieth. Daraus befreit, suchte er die Wunden, die so langjährige Kämpfe seinen Erblanden geschlagen, zu heilen. Er starb 1324, zehn Jahre nach seinem Vater, der in Erfurt ohne Ansehen und in dürftigen Umständen sein Leben beschlossen hatte.

Friedrich den Gebissenen oder den Freudigen, wie er auch zubenannt wird, diesen edeln und wackern Thüringerhelden haben Geschichte und Sage wetteifernd verherrlicht. Unter der Regierung seines Sohnes Friedrich des Schönen oder Ernsthaften, der während seiner Minderjährigkeit unter

der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth, gebornen Gräfin von Arnshaugh und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg und nach dessen Tode unter der des wackern Grafen Heinrich Reuß, den er mit Undank belohnte, stand, entbrannte der sogenannte thüring'sche Grafenkrieg 1342, welchen der Landgraf siegreich gegen die Grafen von Schwarzburg und Orlamünde bestand, wodurch er sich sehr vergrößerte und namentlich Weimar in Folge eines Vertrags 1371 an das landgräfliche Haus kam. Als Schwiegersohn des Kaisers Ludwig des Baier, und von diesen vielfach begünstigt, wurde er aber auch in fast alle Händel mit verwickelt, welche das Leben jenes großen Monarchen trübten, und starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er kurz vorher die ihm angetragene deutsche Krone ausgeschlagen hatte, auf Wartburg 1349. Er war vielleicht der Tapferste, gewiß der Mächtigste aller thüring'schen Landgrafen. Das Jahr seines Todes steht mit unheimlichen schwarzen Zügen in der Geschichte Deutschlands verzeichnet. Eine furchtbare Pest, mit dem grausigen Namen „der schwarze Tod" bezeichnet, raffte überall Tausende auf Tausende hinweg und viele thüring'sche Städte, am meisten die volkreiche Hauptstadt Erfurt, verödeten unter den Schlägen dieser lebenzerstörenden Geißel. Man hatte nicht Arme, nicht Gräber genug, die Todten zu bestatten. Dadurch aufs Aeußerste getrieben, trat der Mensch aus den freundlichen gewohnten Schranken seiner Gefühle und Handlungen, alle gesellschaftlichen Bande lösten sich, Mitleid und Erbarmen wurden zur Seltenheit. Die Juden, abergläubisch beschuldigt, Brunnen und Lebensmittel vergiftet und dadurch das allgemeine Sterben veranlaßt zu haben, wurden haufenweise erschlagen und in ihren Häusern verbrannt; ja viele der Unglücklichen verbrannten sich selbst in denselben. Die thüring'schen Chroniken sind voll dieser Gräuel. Ein Erzeugniß dieses krankhaften Zustandes des menschlichen Geistes war die Sekte der Flagellanten oder Geißler, die mit schwärmerischer grausamen Ascetik heerweise die Länder durchzogen und, überall die Fackel des Fanatismus in die geängsteten Gemüther werfend, unsägliches Unheil anrichteten. Um Gottes vermeintlichen Zorn zu versöhnen, griff der entsetzte Mensch zu schauderhaften Mitteln, und lange Zeit ging hin, eh' die empörten Fluthen der menschlichen Gedanken und Gefühle sich wieder ebneten und in die gewohnten friedlichen Ufer zurückkehrten. In demselben Jahre war es auch, daß der tapfere Graf Günther von Schwarzburg gegen Karl IV. von Böhmen zum deutschen König gewählt, in Frankfurt, wahrscheinlich vergiftet, verschied.

Die drei Söhne Friedrichs des Ernsthaften Friedrich III. der Strenge, Balthasar und Wilhelm regierten ihre bedeutenden Erbländer gemeinschaftlich. Durch Friedrichs Vermählung mit der Gräfin Elisabeth von Hennеberg kam ein großer Theil der Grafschaft Hennеberg an Thüringen 1353, durch Balthasar's Heirath mit Margarethe, Burggräfin von Nürnberg, erwarb er einen beträchtlichen Theil des thüring'schen Frankens; durch Kauf, Sieg und Erbschaft gewannen sie noch andere Landesgebiete. Mit Hessen schlossen sie einen Erbvertrag. Als Friedrich III. 1381 zu Altenburg gestorben war, theilten seine drei Söhne Friedrich, Wilhelm und Georg, sich mit ihren beiden Oheimen in das Ländergebiet. Landgraf Balthasar wurde dadurch alleiniger Herr von Thüringen, das er noch vierundzwanzig Jahre mit Kraft regierte und beglückte. Sein einziger an Leib und Geist

schwächlicher Sohn Friedrich (IV.) der Einfältige, während seiner Regierung (1406—1440) die Gliederpuppe seiner herrschsüchtigen Gemahlin Anna von Schwarzburg und seines Schwiegervaters des Grafen Günther XXIX. von Schwarzburg, Herrns von Arnstadt und Sondershausen, wodurch er mit seinen Vettern, den Markgrafen von Meißen, in mancherlei unangenehme Händel gerieth, starb unbeklagt 1440 zu Weißensee und wurde zu Reinhardsbrunnen begraben. Es ist bedeutungsvoll, daß mit seiner Leiche sich die Landgrafengräber dieses berühmten Klosters schlossen, denn in der That war er der letzte thüring'sche Landgraf, und die eigentliche Geschichte Thüringens hat mit ihm ihr Ende erreicht. Die folgenden Begebenheiten dieses Landes und seiner Herrscher gehören der sächsischen und der Geschichte der einzelnen Regentenhäuser an, die später hier von einander unabhängig bestanden. Der thüring'sche Löwe, das alte Landgrafenwappen wird ferner nicht mehr an die Schlösser und Säulen geheftet; denn dort prangt von nun an der sächsische Rautenkranz. —

Thüringen fiel als Erbe an die Enkel Friedrich III. Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm, deren Vater Friedrich der Steitbare die sächsische Kurwürde erlangt hatte, in welcher ihm der erstere der beiden Genannten gefolgt war. In der 1445 errichteten Ländervertheilung erhielt Wilhelm Thüringen, das er, in Weimar residirend, zu einem eignen Herzogthum erhob. Doch dauerte dasselbe nicht länger als des Herzogs Leben (1482). In Folge der Theilung, bei welcher jeder zu kurz gekommen zu sein wähnte, entspann sich zwischen Wilhelm und Friedrich dem Sanftmüthigen ein mehrjähriger Bruderkrieg, der, vorzüglich durch die Vitzthume und einen Hausstreit, den Grafen von Schwarzburg genährt, und neu angefacht, manchen Gegenden Thüringens Verwüstung und großes Weh verursachte. Die unglückselige Ehegeschichte Albrechts des Unartigen wiederholte sich im Hause Herzog Wilhelm's von Thüringen, der seine sanfte Gemahlin Anna von Oesterreich, wie Margarethe eine Kaiserstochter, die Albrecht's II., verstieß und eine junge Wittwe, bekannt unter dem Namen Katharina von Brandenstein, heirathete, in deren verführerischen Reizen der sinnliche, leichtgläubige, betrogene Herzog gefangen lag. Anna starb in unverschuldeten Gefängniß zu Eckardtsberge. Wilhelms Erben waren die Söhne seines Bruders Ernst und Albrecht, die das sächsische Haus in zwei nach ihnen benannte Linien theilten. Der Erstere, Kurfürst und in der Landestheilung 1485 Herr des größten Theils von Thüringen, liegt der spätern thüring'schen Geschichte näher. Der andere kleine Theil welcher an Albrecht fiel, erhielt in der Folge den Namen des thüring'schen Kreises, unter welchem er dem Kurfürstenthum Sachsen, welches bekanntlich durch Herzog Moritz an die albertinische Linie kam, und 1806 zum Königreich erhoben wurde, einverleibt war. Seit jener Theilung sehn wir Thüringen nicht mehr unter einem Herrn vereinigt; der Name verliert sich aus dem Bereich der Wirklichkeit und tritt zurück in das poetische Helldunkel der Vergangenheit. Der Name Sachsen kommt allmälig auf, der den Herren des Landes ein angenehmerer war.

Der thüring'sche Kreis des Königreich Sachsens kam durch den Frieden zu Wien 1815 mit andern großen Bezirken an Preußen, dessen König jetzt Oberherr dieses Theils von Thüringen ist.

Die ernestinischen Besitzungen erlitten weit bewegtere Schicksale, und ihre schönsten Städte waren bestimmt, in der Folge den verschiedenen Regentenhäusern dieser Linie zu Residenzen zu dienen. Dies ist der Grund, warum man in der fernern Geschichte dieses Landes fast nur von den Fürsten der ernestinischen Linie zu reden hat. Damit parallel läuft die Geschichte der schwarzburgischen Fürstenhäuser und einzelner Städte, vorzüglich Erfurts, als kurmainzischer Domaine, preußischer und französischer Besitzung, so wie zuletzt als Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preußischen Provinz Sachsen.

In Thüringen und zwar nur einige Stunden Wegs südwestlich von der Stelle, wo einst der thüring'sche Apostel die erste christliche Kirche gebaut, und von wannen das Licht des Heils in die Thäler und Gauen und weiter und weiter über Deutschlands Gefilde ausgestrahlt war, liegt zwischen den Städten Eisenach und Salzungen ein kleines Dorf, in welchem der Funke einer neuen Himmelsfackel, die dunkel gewordene Geisteswelt abermals zu erleuchten, entzündet wurde. Es ist Möhra, wo Luthers Eltern wohnten; er selbst wurde in Eisleben, im nördlichen Thüringen geboren. Ja, Luther war ein Thüringer! Laßt uns stolz darauf sein! Unser kleines Thüringen hat die Vergünstigung genossen, daß das Licht des Himmels von ihm zweimal über Deutschland ausgehen durfte, das erstemal durch einen eingewanderten, das zweitemal durch einen eingebornen Sohn. Und die Erben und Beherrscher des Thüringerlandes waren es, die das Licht und seinen Leuchter schützten, daß jenes nicht verlöscht, und dieser nicht zertrümmert wurde von den grimmen Faustschlägen römischer Finsterlinge. Die beiden Söhne und Nachfolger des Kurfürsten Ernst, Friedrich der Weise (gest. 1525) und Johann der Beständige (gest. 1532) waren Luthers Freunde. Die Wartburg, das ehrwürdige Palatium Thüringens, wurde durch Luther noch einmal von einem vollen Sonnenblicke der Geschichte vergoldet. Zu dieser Zeit erlangte Thüringen aber auch eine traurige Berühmtheit. Die vom eigensüchtigen Adel fort und fort erfahrene hartnäckige Verweigerung der Menschenrechte entriß den zur Verzweiflung gebrachten Bauern endlich einen blutigen Nothschrei. Daß die Idee der Freiheit in der Zeit begründet war beweist, daß sie sich zugleich in Schwaben und Thüringen heftig aussprach, ohne daß beide Parteien miteinander in Verbindung gestanden hätten. In Thüringen lieh ein wild fanatischer Kopf, Thomas Münzer, Pfarrer zu Allstedt, der Idee Worte. Aber man sprang zum entgegengesetzten Extrem, eine Erscheinung, die sich jedesmal zeigt, wenn große reif gewordene Lebensfragen, bestimmt der Gesellschaft neue Formen zu geben, zum erstenmale ausgesprochen werden. Münzer regte erst in Allstedt, später in Mühlhausen in Verbindung mit einem andern Fanatiker Namens Pfeiffer, das Volk auf, und der unterdessen in Schwaben ausgebrochene Bauernkrieg kam ihm zu Hülfe. Die Bauern rotteten sich zusammen und zerstörten 1525 Burgen und Klöster. Die Todesstunde der schönsten Klöster Thüringens schlug. In ihrem Innern schon längst der Flamme der Begeisterung entbehrend, mußten sie nun der Flamme des Fanatismus als Nahrungsstoff dienen. Die Saat war lange reif, aber nicht für die Sichel; denn das Korn war ausgefallen und keimte

frisch im Boden; die Aehren aber waren leer und taub und darum mußte sie das Feuer verzehren. Reinhardtsbrunn, Georgenthal, Volkenrode, Ilefeld, Walkenried, die Klöster in Erfurt, Nordhausen, Eisenach, mit einem Worte alle Klöster Thüringens erlagen der wilden entfesselten Volksmacht und die junge Sonne des neuen Welttags, deren Strahlen sie den Eintritt gewehrt, leuchtete nun auf ihren Trümmern. Die rasenden Executoren dieses Strafgerichts erlagen bald darauf der gewaffneten Hand der Fürsten, denn also liegt es im Rathe Gottes, daß die Extreme untergehen müssen. Die versammelten aufrührerischen Bauern wurden bei Frankenhausen am 15. Mai gänzlich geschlagen, ja größtentheils aufgerieben, und Münzer starb mit Pfeiffer und vielen seiner Anhänger auf dem Blutgerüst, die ihm ergebenen Städte vorzüglich Mühlhausen wurden von den Fürsten hart angesehen. — Dann ist es eine thüring'sche Stadt Schmalkalden, in welcher die protestantischen Fürsten, sich zu Schutz und Trutz gegen den Kaiser Karl V., den Feind des neuen Glaubens, vereinigen, wovon sie die schmalkaldischen Bundesgenossen heißen (1531). Nach mehrmaligen Fürstenversammlungen in dieser alten Stadt kamen die sogenannten schmalkaldischen Artikel zu Stande, die, von Luther und seinen theologischen Freunden entworfen, obgleich zu andern Zweck bestimmt, einen Theil unsrer symbolischen Bücher ausmachen. Die Häupter des Fürstenbundes der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich der Hochherzige und der Landgraf von Hessen Philipp geriethen durch eignes Verschulden in der Schlacht bei Mühlberg in die Gewalt des Kaisers 1547. Johann Friedrich, der Kurwürde, und seinen meißnischen Besitzungen entsetzt, die beide seinem Vetter, dem schlauen Moritz zuertheilt wurden, und nach fünf Jahren der kaiserlichen Haft entlassen, schlug nun seine Residenz in Weimar auf, und er, wie seine Nachkommen waren von diesem Tage an ausschließlich thüring'sche Fürsten, die Herzöge von Altenburg ausgenommen. Die während seiner Gefangenschaft 1548 von seinen Söhnen gestiftete Universität Jena wurde 1558 feierlichst eingeweiht. Diese beiden Söhne Johann Friedrich der Mittlere und Johann Wilhelm (der dritte Johann Friedrich der Jüngere starb jung und unvermählt) regierten gemeinschaftlich, bis der erstere in die Händel des geächteten fränkischen Ritters Grumbach verwickelt in lebenslängliche kaiserliche Haft gerieth, das Schloß Grimmenstein in Gotha, wohin er von Weimar gezogen war, zerstört und seinem Bruder die Regierung allein übertragen wurde (1567). Johann Friedrich war der Gründer der sogenannten ältern gothaischen Linie, welche jedoch mit seinen beiden Söhnen Herzog Johann Casemir von Coburg (1633) und Herzog Johann Ernst von Eisenach (1638) wieder abstarb. Johann Wilhelm (gest. 1572) war im Gegensatz der Stifter der ältern weimar'schen Linie und als solcher Stammvater aller jetzt lebenden ernestinischen Fürsten. Seine Söhne Herzog Friedrich Wilhelm und Johann standen bis zum Jahre 1586 unter der despotischen Vormundschaft des Kurfürsten August von Sachsen, von welcher Zeit der erstere allein regierte. Er starb 1594 im 41. Jahre (sein Vater war nur zwei Jahre älter geworden), ein kluger und wackrer Regent, der vor seiner Zeit nur allzusehr in unnütze theologische Streitigkeiten verwickelt, vorzüglich den Kryptocalvinismus scharf bekämpfte. Wie Kurfürst August sein Vormund gewesen war, so regierte er als Vormund der Kinder desselben von 1591 bis 1599 Kursachsen. Nach

seinem Tode theilten seine Söhne mit seinem Bruder Johann und erhielten in der Theilung Altenburg. Sie starben ohne männliche Nachkommen und Herzog Johann pflanzte das Haus fort, starb aber selbst schon im 36sten Lebensjahre 1605, als Vater von 11 Söhnen. Aus ihnen gingen einige Fürstensterne erster Größe hervor. Am hellsten strahlt Bernhard der Große, der Held des dreißigjährigen Kriegs, der kühne und gewaltige Schwedenführer nach Gustav Adolfs Tode, bis er als Opfer französischer Intriguen 35 Jahre alt an Gift in dem von ihm eroberten Breisach fiel 1639. Ausgezeichnet als Generale im dreißigjährigen Krieg in den Heeren der Protestanten waren auch Johann Ernst, Friedrich, (beide wie Bernhard in der Blüthe der Jugend vom Kriege dahin gerafft, jener 1626, im 33sten dieser 1622 im 27sten Lebensjahre). Wilhelm, der Begründer der jüngern weimar'schen Linie, und Ernst der Stifter der jüngern gothaischen Linie. Der Lehrer, dieser ausgezeichneten Fürsten war der berühmte Hartleder. Thüringen litt schwer unter der glühenden Sohle des genannten unglückseligen Kriegs. Nach der schauderhaften Zerstörung Magdeburgs fielen Tilly's barbarische Horden hier ein, und hauf'ten vorzüglich im schwarzburgischen und weimar'schen Gebiet, wie vormals Attila's Hunnen, 1631, ja ein Jahr später war es sogar Kriegsschauplatz, endlich mußte es sich 1640 nach dem Prager Frieden, dem die thüring'schen Fürsten beigetreten waren, von den Schweden, seinen ehemaligen Freunden und Bundesgenossen, sogar feindlich behandeln lassen. Die beiden schon genannten Brüder Wilhelm und Ernst theilten 1645 ihre Länder, Wilhelm blieb in Weimar, Ernst wählte seine Residenz zu Gotha. Beider Bemühungen gingen dahin, mit väterlich milder Hand die Wunden zu heilen, die der Krieg ihrem Lande geschlagen hatte. Jener bauete in Weimar das Residenzschloß Wilhelmsburg dieser in Gotha das Residenzschloß Friedenstein. Die ihnen und Kursachsen anheimgefallene Grafschaft Henneberg theilten sie 1660.

Herzog Wilhelm von Weimar starb 1662, und seine Söhne theilten das Land, so daß Johann Ernst zu Weimar, Adolf Wilhelm zu Eisenach, Johann Georg zu Marktsuhl, und Bernhard zu Jena residirte. Die Geschichte der durch diese Herzöge gestifteten Häuser besteht fast aus nichts als Aussterben der einzelnen und Erbstreitigkeiten der übrigen um das heimgefallene Land. Zuerst stritten diese weimar'schen Prinzen mit Gotha um das durch Absterben seines Herzoghauses erledigte Altenburg (1672), bis sie sich verglichen. Von den weimar'schen Nebenlinien starb Eisenach zuerst ab (1671) und Herzog Johann Georg I. zog von Marktsuhl nach Eisenach, so daß seine Nachkommenschaft sich nun nach dieser Stadt nannte. Sie starb aber 1729 ebenfalls aus. Jena hatte schon 1690 dasselbe Schicksal gehabt, so daß Weimar diese Landestheile durch Erbschaft wieder alle an sich brachte. Nach Johann Ernst (gestorben 1683) regierte sein Sohn Wilhelm Ernst (gestorben 1728) ein tüchtiger, Kunst und Wissenschaft aber auch Pracht liebender Fürst, der zu fast allen wissenschaftlichen und Kunst-Instituten Weimars den Grund legte, und seine lange Regierung zur materiellen und ideellen Verschönerung seines Landes anwandte. Ihm, der keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, folgte der Sohn seines Bruders Johann Ernst, Ernst

August in der Regierung. Er führte das Recht der Erstgeburt ein, baute viele Schlösser, vorzüglich das Lustschloß Belvedere bei Weimar und das Fürstenhaus zu Eisenach, wo er sich oft aufhielt, und war überhaupt ein Herr, der gern viel Geld ausgab. Nach seinem Tode 1748 führte der Herzog Friedrich III. von Gotha die Vormundschaft über den elfjährigen Herzog Ernst August Constantin, worüber Meiningen und Coburg Streit erhoben. Kaum hatte der junge Herzog die Regierung selbst angetreten, als ihn schon der Tod hinwegraffte 1738. In seiner jungen Wittwe Anna Amalia, einer gebornen Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, erstand dem Lande ein Genius, wie die gütige Gottheit sie selten auf Throne sendet, die aber an solcher Stelle Heil und Segen für Jahrhunderte ausstreuen. Durch diese hohe Frau, die erst 19 Jahre alt, beim Tode ihres Gemahls mit starker Hand die Zügel der Regierung für ihren einjährigen Sohn Karl August ergriff, ist auf Thüringen ein Glanz gefallen, dessen sich kein deutsches Land in solcher Herrlichkeit rühmen kann und welcher nur im Hofe des Herzogs Alfons von Este zu Ferara im 16. Jahrhundert ein Gegenbild findet, aber es an fürstlichem Edelsinn überragt. Zum zweiten Male sehen wir an einem thüring'schen Fürstenhofe die gefeiertesten Dichter Deutschlands vereint, geehrt, geliebt. Wie Landgraf Hermann, der Ahn des weimar'schen Hauses, so schmückt sich Amalia mit den glänzendsten Namen, und wie Wartburg von der aufgehenden Sonne der deutschen Dichtkunst morgentlich angestrahlt wurde, so liegt Weimar unter Amalia und ihrem Sohne im vollem Mittagsglanze derselben. Aber nicht nur den Künsten, die das Leben verschönern, auch dem Wohle des Landes widmete diese einzige Fürstin ihre thätige Liebe, und hier wie dort hat sie herrliche Früchte getragen. Dafür war sie bis an ihr Lebensende (1807) mit allem, was Kunst und Poesie als schaffendes Lebenselement in sich trug, in Verbindung, ja die Hohenpriester dieser ewig jungen Heiligthümer waren in ihrer friedlichen Einsamkeit meist um sie versammelt. Die Geschichte hat kein gleiches herrliches Verhältniß aufzuweisen. Ihrem Sohne, dem Herzog Karl August hatte sie 1775 die Regierung übergeben, der in ihrem Geiste auf ihre Grundlagen fortbauete. Mit sichrer Hand hat dieser ausgezeichnete Fürst das Staatsschiff durch die wildempörten Wogen der Zeit geleitet, und wenn es auch außer den Grenzen seiner Macht lag, alle Stürme von demselben abzuwenden, so hat er doch redlich das Seinige gethan, und alle Kräfte angespannt, seinem Lande wieder aufzuhelfen, als der große verheerende Sturm vorüber war. Mit der Bildung des deutschen Bundes 1815 wurde Weimar zum Großherzogthum erhoben, und im folgenden Jahre gab Karl August — der erste der 34 deutschen Fürsten! — seinem Lande die allen deutschen Bundesstaaten versprochene constitutionelle Verfassung. Die Blüthen der geistigen Bildung, von ihm so sorgsam gepflegt, gediehen zu schönen Früchten; das materielle Wohl seiner Unterthanen war nicht minder Gegenstand seiner Fürstensorge. Als ihn am 14. Juli 1828 auf einer Reise der Tod zu Gradiz bei Torgau ereilte, folgte ihm sein Sohn der Großherzog Karl Friedrich (geb. 1783) dessen löblicher Eifer darauf gerichtet ist, die Institute seines großen Vaters zu erhalten und zeitgemäß zu verbessern.

Herzog Ernst der Erste von Gotha, dem die Geschichte den schönen Beinamen des Frommen ertheilt hat, war in jeder Beziehung ein treuer Vater seines Volks, wie er als musterhafter Familienvater gerühmt ward. Sein vorzügliches Streben ging dahin, die Wunden, die der dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen. Merkwürdig, ja einzig in ihrer Art ist seine Verbindung mit dem damaligen Zar von Rußland Alexei Michailowitsch, so wie seine Bemühungen, die christliche Religion in Abyssinien auszubreiten. Nach seinem Tode 1675, theilten seine sieben Söhne, obgleich er eine Verordnung hinterlassen hatte, daß sie das Land gemeinschaftlich verwalten sollten, es dennoch. Herzog Friedrich I., der Aelteste, erhielt Gotha und Altenburg und führte das Gothaische Fürstenhaus fort bis zum Aussterben desselben (1825). Dasselbe bestand aus den Herzögen Friedrich I. der das Recht der Erstgeburt einführte und 1691 starb; Friedrich II. des vorigen Sohn, ein sehr prachtliebender Fürst, gestorben 1732; dann sein Sohn Friedrich III., ein Regent von großer Gutmüthigkeit, der mit Hülfe seiner geistreichen Gemahlin Dorothea Luise, der Freundin Friedrichs des Großen und Voltaires, die Drangsale des siebenjährigen Kriegs seinem Lande meist unschädlich zu machen wußte. Ihm folgte 1772 sein größerer Sohn Ernst II. ein geistreicher und characterfester Fürst, der seine ungewöhnlichen Kräfte besonders den wissentschaftlichen Instituten seines Landes widmete, in dessen ohnedies ernste Seele aber die französische Revolution und ihre Folgen einen finstern, nicht mehr zu bannenden Schatten warf. Sein Sohn Emil Leopold August 1804—1822 war einer der eigenthümlichsten Charactere, die je einen Thron eingenommen haben und ist bis jetzt noch von keiner Feder richtig dargestellt worden, wozu auch die Hoffnung allmälig schwindet. Von Napoleon geschätzt und begünstigt, hat er doch niemals persönliche Vortheile von demselben erstrebt. Ihm stand, wie seinen Vorgängern, das Glück des Landes stets als ein unveränderliches Ziel vor Augen. Ihm folgte sein früher in Rom zur katholischen Kirche übergetretener Bruder Friedrich IV., der, mit einer geistverdüsternden Krankheit behaftet, am 11. Febr. 1825 unvermählt starb. Die sieben Fürsten dieses Hauses haben sich alle durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, durch Sammlerfleiß, Humanität und Gerechtigkeitsliebe mehr oder minder ausgezeichnet. Die unvergleichlichen Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Schätze des Schlosses Friedenstein werden ewig von ihnen zeugen.

Die übrigen Söhne Ernst des Frommen bildeten folgende Fürstenhäuser: Albrecht, Herzog von Coburg, Bernhard Herzog von Meiningen, Heinrich, Herzog von Römhild, Christian, Herzog von Eisenberg, Ernst, Herzog von Hildburghausen, Johann Ernst, Herzog von Saalfeld, von denen aber Coburg, Römhild und Eisenberg in ihren ersten Besitzern wieder abstarben. Die Linie Saalfeld nahm ihre Residenz (1735) in Coburg und wurde seitdem nach der letztern Stadt benannt. Auf Johann Ernst folgten nach einander dessen beide Söhne Christian Ernst (starb 1745) und Franz Josias, der das Recht der Erstgeburt einführte. Das Land litt viel vom siebenjährigen Kriege, und bald nach dem Ende desselben starb der Herzog 1764. Sein Sohn Herzog Ernst Friedrich sah sich durch mehre un-

glückliche Ursachen in so mißliche Umstände versetzt, daß eine kaiserliche Commission nach Coburg kam, um das große Schuldenwesen zu ordnen und das Land zu administriren. Der Herzog starb in diesen Verhältnissen 1799; und erst unter seinem Sohne Franz wurde 1802 die erwähnte Commission aufgehoben. Doch war das Land dadurch nicht gebessert; denn der neue Minister von Kretschmann, den der Herzog als Retter herbeigerufen hatte, versetzte Land und Fürsten in eine noch schlimmere Lage. Daß die höheren Interessen des Landes dabei nicht mit Kraft befördert werden konnten, versteht sich von selbst. Bis zum Tode des Herzogs 1806 am 9. Dezember steigerten sich die durch den genannten Minister herbeigeführten Verlegenheiten und selbst die Eintracht des herzoglichen Hauses wurde dadurch gestört. Um das Unglück des Landes auf den höchsten Gipfel zu führen, nahm der französische Kaiser dasselbe für Frankreich in Besitz, weil der Herzog Ernst (geb. 1784) als General beim preuß. Heere stand. Erst nach dem Tilsiter Frieden gelangte er zum Antritt der Regierung. Ihm erst war es aufbehalten die Wirrnisse zu lösen, und er hat es mit einsichtsvollem Geiste und sicherer Hand vollbracht. In der Landestheilung 1826 erhielt der Herzog das Herzogthum Gotha, wofür er Saalfeld an Meiningen abtrat. Coburg und Gotha erfreuen sich unter seiner milden Regierung eines blühenden Zustandes. —

Unter den Söhnen des Stifters der Speciallinie Meiningen Bernhard dritten Sohns Ernst des Frommen, die nach einander zur Regierung kamen, zeichnete sich Anton Ulrich 1746 als ein origineller, für Kunst und Wissenschaften, eingenommener aber auch verschwenderischer Fürst aus. Durch seine Verehelichung mit einer Bürgerlichen gerieth er mit seinen Vettern in arge Händel und sein heftiger Sinn führte oft unangenehme Entwickelungen herbei. Nach seinem Tode 1763 folgte ihm sein ältester Sohn zweiter Ehe unter Vormundschaft der Mutter, und nach dessen Tode 1782 der zweite, Herzog Georg, ein durch Förderung materieller Interessen höchst ausgezeichneter Fürst, der dem Lande 1803 zu früh durch den Tod entrissen wurde. Ihm folgte unter der Vormundschaft der Mutter sein minderjähriger Sohn Bernhard Erich Freund, (geb. 1800), dem das Land vorzüglich nach der gothaischen Erbtheilung (1826) sehr vortheilhafte Einrichtungen theils durch Umgestaltung aller Verhältnisse theils durch Begründung neuer zu verdanken hat.

Das Fürstenthum Hildburghausen bietet wenig historisches Interesse und ist 1826, wo der Herzog Friedrich Altenburg erhielt und Hildburghausen an Meiningen abtrat, aus dem Gesichtskreis der thüring'schen Geschichte getreten. —

Nicht wie das Haus Wettin durch Erbschaft in Thüringen ansässig geworden, sondern hier ursprünglich heimisch und seit den frühesten Zeiten der Geschichte dieses Landes ausgezeichnet ist das fürstliche Haus Schwarzburg. Die Sage erzählt, der Ahn dieses berühmten Geschlechts sei ein Sohn des fränkisch-merowingischen Königs Lothar Namens Günther gewesen, der um die Mitte des achten Jahrhunderts die Käfernburg bei Arnstadt erbaut habe. Der erste seiner Nachkommen, der sich den Namen eines Grafen von Schwarzburg beilegte, war Sizzo der Dritte, der das Schloß Schwarzburg und das Kloster Georgenthal um 1142 erbaute. Die Grafschaft Käfernburg

starb 1385 aus und kam 1467 an das Haus Schwarzburg, welches um diese Zeit schon mächtig war. Günther XXI. Graf von Schwarzburg und Herr von Arnstadt, ein edler und tapfrer Held, wurde 1349 gegen Karl VI. zum deutschen König erwählt, starb aber zu Frankfurt in demselben Jahre an Gift. Graf Günther XLI. führte 1541 die Reformation ein und seine Söhne Johann Günther I. und Albrecht VII. theilten das Geschlecht in die Sondershäuser und Rudolstädter Linie, von welchem jene 1697 und diese 1710 die fürstliche Würde erhielt. Dieser Standeserhöhung widersprach das Haus Sachsen, vorzüglich die Herzöge, dem die Lehnsoberhoheit über die Schwarzburgischen Besitzungen zustand, mit großer Heftigkeit, so daß der Herzog Wilhelm Ernst von Weimar, seine Landeshoheit über die Herrschaft Arnstadt mit bewaffneter Hand behauptete. Die hier nicht genannten Nebenlinien dieses Hauses schlugen endlich in den beiden Hauptlinien zusammen und diese blühen jetzt in den Fürsten Günther Friedrich Carl von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 1801, regiert seit dem 19. August 1835 und Friedrich Günther von Schwarzburg Rudolstadt, geb. 1793 regiert seit 1807 unter mütterlicher Vormundschaft, übernahm die Regierung am 6. November 1814. Die Lehnshoheit der sächsischen Häuser ist 1814 und 1818 abgelöst worden.

Fürst Günther Friedrich Carl hat sich bereits als ein hohes Muster eines Regenten gezeigt; jede Fürstentugend schmückt ihn zum Wohl seines Landes, auf das er unablässig bedacht ist.

Gott gebe und erhalte unsern Thüringen so einsichtsvolle und milde Fürsten.

Ludwig Storch.

Allgemeiner Ueberblick vom Harze.

Motto: Die Berge sind die Säulen des Himmels;
und der Mensch wähnt der Gottheit da näher zu sein,
und die Menschen erscheinen dort frischer, freier und frömmer.

Wer auf den Bergen geboren ward und seine Jugend da glücklich verlebte, wer von ihren heitern Höhen herabsah und zwischen ihren traulichen Thälern wandelte, wer ihre hüpfenden Quellen belauschte und im kühlen Schatten ihrer frischen Wälder ruhete: wem wird es nicht so weich und so wehe im Herzen, wenn er seine Berge vielleicht auf immer verlassen soll, wem schwillt nicht die Brust voll Freude und Wonne, wenn er nach Jahren sie wiedersieht, sie wieder betritt, die wohlbekannten lieblichen Firnen! Ach jechlichen Menschen treibt es ja hin nach den Bergen. Nicht bloß daß sie die reichen Schatzkammern, die geheimen Werkstätten der ewig schaffenden unermüdlichen Natur sind; nicht bloß daß der Mensch aus ihrem Reichthum nehmen und sich sättigen mag: nein sie sind mit ihren Sturzbächen auch die Lehrer des menschlichen Gewerbfleißes und zeigen die Benutzung der Naturkräfte; sie sind auch die Hebel seiner physischen und seiner moralischen Kraft. Sie müssen erstiegen und überwunden sein. Auf ihnen fühlt er der Gottheit sich näher, fühlt seine Gottesverwandtschaft, fühlt als Meisterwerk der Schöpfung seinen hohen Menschenwerth, fühlt seinen Herrscherberuf, fühlt seine Himmelsbestimmung. Empfindest du, lieber Leser, der du auf des Harzes Bergen standest, lebtest, diese Berge dein nanntest, nicht auch mit uns, und spannt sich, rüstiger Umwohner derselben noch unkundig da droben nicht deine Muskel, verspürst du nicht eine geheime Lust, die nördlichste Felsenburg deines deutschen Vaterlandes, den Trutz deiner Ahnen, auch zu erklimmen, wenn du ihre Zinnen vom Morgen- und Abendstrahl vergoldet siehst, ihre Wundermähren hörst, von ihrem wundersamen, unvergänglichen Zauber dir erzählen lässest? O so lausche uns doch ein weniges, wenn wir von jenen greisen und doch immer jugendlich frischen Bergen dir was erzählen. Wir möchten gar gern den Mund dir wässrig machen nach jener Herz und Gemüth stärkenden Speise, die der Herr auf jenen großen Tafeln der Erde aufgetischt hat, daß du mit uns zögest, wenn wir jährlich jene

Höhen übersteigen und die Thäler durchwandern, wenn wir der Gnomen erzschimmernde Palläste und der Cyclopen gluthsprühende Werkstätten durchstreifen, wenn wir am Epheu des halb verfallenen Burgthores ausruhen und die dunkele ernste Klosterhalle betreten, wenn wir die Nymphe des heilsamen Bades befragen und im grünen Tempel der Gesundheit lustwandelnd uns laben. Wohlan so schenke uns gütigst deine Aufmerksamkeit bei diesen einzelnen Umrissen zu einem treuen Bilde des Harzes.

Wenn von dem Harze, seiner Ausdehnung und seinen Grenzen die Rede ist, so muß zunächst gefragt werden, in welcher Beziehung davon gehandelt werden soll: Denn andere Grenzen zieht der Statistiker, andere der Historiker, andere der Naturforscher, andere der Naturfreund. Da wir alle diese Gesichtspunkte unter dem einen, angenehmer Unterhaltung, zusammenfassen wollen, so müssen wir hier dem Harze nicht blos die Ausdehnung geben, die er an Bergen und Thälern hat, sondern müssen die an seinem Fuße vor tausend Jahren und darüber bewaldeten Flächen noch hinzuzählen, die in der Endsylbe der Städte und Dörfer mit „rode" noch erkennbar sind, ja seine Seitenzweige dürfen theilweise bei unserm Vorhaben nicht ganz unbeachtet bleiben. Geben Harzreisende daher dieser von Osten nach Westen sich hinziehenden Bergkette die Ausdehnung von 12 geographischen Meilen Länge, 4 geographischen Meilen Breite und 36 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt und bezeichnen ihre Grenzlinie mit den Städten Seesen, Goslar, Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Ballenstedt, Mannsfeld, Wallhausen, Neustadt, Ilefeld, Scharzfeld und Osterode, so müssen wir auf allen Seiten mit einer bald mehr bald weniger parallel nach außen hin laufenden Linie uns unsere Grenzen bezeichnen, wodurch Länge, Breite und Flächeninhalt um Einiges vermehrt wird. Die Längen- und Breitengrade, wonach es bei den gewöhnlichen Annahmen vom 27. Grade 50 Minuten bis zum 29. Grade 10 Minuten östlicher Länge (vom ersten Meridian der Insel Ferro an gerechnet) und vom 51. Grade 25 Minuten bis zum 51. Grade 57 Minuten nördlicher Breite sich erstreckt und mithin 32 Minuten eines größesten Kreises unseres sphäroidischen Erdkörpers einnimmt, diese Grade würden sich nach obigen ausgedehnten Grenzangaben jedoch nur wenig verändern. Der Harz, das nördlichste deutsche Gebirge, zu einem Drittheil bewaldet,*) liegt auf einer großen, bis zur Nord- und Ostsee fortlaufenden Ebene, die nur von einzelnen Hügelreihen unterbrochen wird, und steigt von dieser isolirt, auf drei Seiten, besonders nordwärts, sehr steil empor. Woher es seinen Namen bekommen hat, ist bis dahin noch unerforscht geblieben und alle gewagten Erklärungen tragen das Gepräge gänzlicher Unwahrscheinlichkeit an sich.**) Obgleich aus einigen tausend höheren und

*) Allein in dem Hannöverschen Antheile sind 286,363 Morgen, im Anhalt-Bernburgischen incl. des Privat-Eigenthums 50,878 Magdeb. Morgen und im Fürstenthum Blankenburg und Stiftsamt Walkenried incl. des Privat-Eigenthums 89,549 Morgen Waldung à M. 160 Quadrat-Ruthen.

**) Aristoteles, der des Harzes unter allen Schriftstellern zuerst gedenkt: Meteorolog. lib. 1. c. 13. und Eroslosthenes, Vorsteher der Alexandrinischer

niederen zusammengedrängten Bergen und Thälern bestehend und dadurch von andern schmalen mehr lang gedehnten einförmigen Gebirgszügen sich unterscheidend, ist er doch nach den innern Bestandtheilen sowohl wie nach der äußern sichtbaren Gestaltung in seiner eigenen Gebirgsformation sehr verschieden. Als Kern stellt sich dem prüfenden Auge des Geognosten im Brocken (mons bructerus*) und den ihn umgebenden Bergen (dem sogenannten Brockengebirge) wie in dem Rammberge und seinem Fuße der Urgranit dar, der theils in zusammenhängenden Massen theils in zahllosen, die Oberfläche der Berge bedeckenden Trümmern hervorbricht.**) An diesen Kern, der selbst kein Erz enthält, schließt sich zum Theil selbst als Unterlage in südlicher, östlicher und westlicher Richtung eine zweite Bergmasse wie eine Abstufung an, die aus mancherlei Gebirgsarten besteht aber größtentheils doch zu einer und derselben Formation im weitesten Sinne dieses Wortes nämlich zur Grauwacke gehört. Diese Bergmasse (ob früher oder später als der Granit entstanden, ist nach neuern Forschungen noch unentschieden) enthält die erzführenden Gänge, weshalb man sie das Harzische Ganggebirge zu nennen pflegt. Auf die Basis dieser Grauwackenformation sind nun nach allen Richtungen größtentheils horizontal wellenförmig übereinandergesetzt und in bestimmter Ordnung verschiedenartige Läger, welche ein sich weit ausdehnendes viel jüngeres Flötzgebirge bilden, das unter den Namen das Thüringische- oder Kupferschiefer-Flötzgebirge oder der Vorharz sich in einzelnen Gebirgszügen nach Thüringen, Hessen, Niedersachsen bis Westphalen ausdehnt. Diese entfernteren Gebirgszüge, die besondere Namen führen, pflegt man jedoch, wenn auch Tacitus und Cäsar sie hinzugerechnet haben, jetzt nicht mehr als Theile des Harzes anzusehen, weshalb sie auch von uns, als unserm Zwecke zu entfernt liegend, nicht in Betracht gezogen werden sollen. Den Ring der Hügelkette, der vom Flötzgebirge das Hauptgebirge umschließt und auf der mittäglichen Seite vorzugsweise in mancherlei Nüancirungen als Kalk-, auf der mitternächtlichen als Sandstein hervortritt, müssen wir aber als integrirenden Theil betrachten. So ähnlich einander die innere Beschaffenheit der östlichen und westlichen Hälfte des Harzes nun auch sein mag, obwohl die

---

Bibliothek nannten dieß Gebirge vor mehr als 2000 Jahren ἀρκυνια ὄρη. Cäsar nennt es de bell Gall. lib. 6. c. 24 — 28. Hercyniam sylvam, Ptolomaeus und Strabo lib. 7. Geogr. ἑρκυνιον δρυμον, Tacitus de morib. Germ. c. 30. Hercynium saltum u. Plinius Hercynium jugum. Wie es nun klar ist, daß aus diesem Ausdruck „Hercynischer Wald" das Wort Harz gebildet ist, so ist hier wohl nicht uninteressant zu bemerken, wie ein kleiner Holzdistrict zwischen Breitenstein und Güntersberge noch jetzt die Hercyne heißt.

*) Ob der Name mit dem alten Volksstamm der Bructerer in Beziehung stehe, lassen wir dahingestellt sein.

**) Auffallend ist auf einigen Felsenspitzen dieses Urgebirges die Abweichung der Magnetnadel wie z. B. auf dem Ilsensteine, den Schnarcher-Klippen, der Achtermannshöhe ꝛc., was vielleicht von verborgen eingesprengtem Magnet-Eisenstein herrühren mag. In einigen Bergen aber wie in letztgenannten und im Ziegenkopfe bei Blankenburg ausgebrannte Vulkane erkennen zu wollen, möchte eine sehr unhaltbare Annahme sein.

***

westliche metallreicher ist, so unähnlich ist sich doch die äußere Formation der Berge und vieles andere was davon abhängt. Man belegt daher diese beiden Hälften mit den Namen Ober- und Unterharz, deren Mittelpunkt der dem Oberharze zugerechnete Brocken ist, und als einen dritten Theil fügt man den schon oben erwähnten Vorharz noch hinzu, der mit dem Unterharze zusammengenommen vorzüglich an Naturschönheiten reich und durch seine Versteinerungen und mineralischen Quellen merkwürdig ist. Der Oberharz, etwa 5 geographische Meilen lang 3 geographische Meilen breit und 13 geographische Quadratmeilen in sich schließend (von den Unterhärzern schlechthin der Harz genannt) besteht aus einer Menge durch tiefe Thäler getrennter hoher Berge mit 7 Bergstädten,*) 2 Flecken und 11 Dörfern und ist, wenn gleich der kleinere, doch durch eine Bevölkerung von etwa 30,000 Menschen der volkreichste Theil. Auch trägt er die meisten, von Brüchen und Morästen durchzogenen Waldungen auf seinem Rücken. Der Unterharz, 9 geographische Meilen lang, 4 geographische Meilen breit und 23 geographische Quadratmeilen haltend, gleichfalls mit 7 Städten, 2 Flecken und 60 Dorfschaften und Hüttenörtern, die etwa 34,000 Einwohner haben, bildet aber mehr eine von sanften Thälern durchschnittene, vom Brocken an schon stark abfallende, also tiefer liegende und immer mehr bis in das Mannsfeldische sich absenkende und verlierende Hochebene, an deren östlichen und südlichen Grenzen sich der Rammberg und der Auerberg mit ihren schönen Thürmen wie Vorburgen und Warthen der Hauptfeste, des Brockens erheben.**) Der Vorharz mit etwa 50,000 Seelen ist schon oben bezeichnet***) und muß zur Verhütung von Mißverständnissen hier nur noch hinzugefügt werden, daß der bei Goslar im Vorharze sich erhebende Rammelsberg nebst den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg im Gegensatze zum Oberharze (worunter der Bergmann die 7 Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde versteht), in der Bergmannssprache dort der Unterharz und alle östlich vom Brocken liegenden Berge der Vorharz genannt werden. Obige Eintheilung in Ober- und Unterharz ist nun auch nach Scheidung der Flüsse festgestellt, für deren viele Quellen die Berge die kühlen Wasserbehälter umschließen. Jedes Thal hat einem durchfurchenden Bache seine Entstehung zu verdanken, und je nachdem diese zu stärkern Flüssen sich vereinigen, bilden die dahinter liegenden hohen Bergrücken als Wasser-, auch sogenannte Wetterscheiden. So sendet der Harz, von der Saale, Weser und Elbe eingeschlossen, vom Oberharze in westlicher Richtung die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Ocker, Radau, Ecker und Ilse der Weser, vom Unter-

---

*) Clausthal, Andreasberg, Altenau, Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal; die drei erstern gehören Hannover, die vier letztern Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich.

**) Während auf dem Oberharze 1950 Menschen auf die geographische Quadratmeile kommen, leben im Unterharze nur 1406 Menschen auf demselben Raume. Der Harz ist demnach noch nicht übervölkert.

***) Man rechnet dazu Goslar, Gittelde, Seesen, Staufenburg, Osterode, Herzberg, Westerhofen ꝛc. Die geographische Quadratmeilenzahl ist uns unbekannt.

harze in östlicher Richtung die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme der Saale als Zuflüsse. Seen hat der Harz nicht, statt deren aber viele sehr fischreiche und zum Betriebe der Hütten und Mühlen erforderliche Teiche, unter welchen durch seine Größe und kunstvolle Anlage sich vorzüglich der 5200 Fuß lange Oberteich auszeichnet. *) Wenn der Harz gleich viele warme Quellen hat, die nie im Winter zufrieren, so mangeln ihm doch gänzlich die heißen; dafür hat er aber mehrere mineralische, die im Alexisbade, Beringerbade, Hubertusbade zu Seesen und auf der Julius- und Ludwigshütte als bewährte Heilquellen benutzt werden. Das klare Gebirgswasser ist aber vielleicht mit wenigen Ausnahmen wegen mineralischen Gehaltes überhaupt sehr gut und gesund, doch muß man sich, weil es zugleich oft etwas hart ist, hüten, daß man es nicht zu kalt genießt. Auch Höhlen, theils trocken theils mit Wasser gefüllt, umschließt besonders das Gang- und Flötzgebirge des Harzes, worunter außer manchen andern die Baumanns- und Bielshöhle versteinerte Ueberreste des Höhlenbären enthaltend und durch ihre hohen Gewölbe mit schönen Tropfsteingebilden berühmt nebst der Einhornshöhle die bekanntesten und besuchtesten sind. Auch fehlt es nicht an kleinen Wasserfällen und vielfachen schönen Echos, wie dieß die Natur der Sache lehrt.

Daß, je nachdem die Jahreszeit ist, die Luft auf diesen Bergen durch die Höhe oft sehr dünn und durch die vielen Wälder auch leicht feucht und Tage lang neblicht sei, leuchtet von selbst ein; dessenungeachtet ist sie aber aus denselben Gründen bei angewendeter Vorsicht sehr gesund, und von manchen durch Miasmen entstehenden epidemischen Krankheiten namentlich vom kalten Fieber weiß man, durch die stets von Winden gereinigte Atmosphäre, fast gar nichts. Höchst vortheilhaft wirken auf schwache Lungen im Frühjahre und Sommer besonders die Ausdünstungen der Wälder und vielen Wiesenblumen, im Herbste der Geruch der verkohlenden Meiler. Desto öfter hört man dagegen Klagen über rheumatisch-gichtische Uebel, dort Flüsse genannt, und von Lungenentzündungen, zu denen sowohl der schnelle Wechsel der Temperatur hauptsächlich in Sommertagen und die tiefen feuchten Thäler als auch die heißen Stuben leicht Veranlassung geben. Von einer Kühlung bis zum Reife des Nachts im Sommer steigt die Hitze an den Bergwänden gegen Mittag eben so hoch, und oft höher als im flachen Lande, weshalb des Tages über einen öftern Wechsel mit der Kleidung die Vorsicht gebietet. Da man nun aber wegen jener Morgen- und Abendkühle drei Viertheile vom Jahre hindurch einheizen muß und der Härzer bei seinem Holzvorrathe heiße Stuben mit dabei geöffneten Fenstern als seinen Harzstaat liebt, so sind jene Uebel in ihren Ursachen leicht erklärlich. Treten entzündliche Krankheiten sporadisch auf, so nehmen sie mehrentheils einen sehr bösartigen Character an. Auch bewirken das rauhe Klima bisweilen das Wasser und schlechte Nahrungsmittel bei Kindern leicht Hautausschläge. Ob das Wasser nun aber zu Kröpfen und Würmern, von welchen letzteren besonders die Kinder heim gesucht werden, Veranlassung gebe, wie vielfach behauptet wird, möchten wir bezweifeln, sondern zu ersteren mehr den Grund in vielem Tragen

*) Auf dem Oberharze allein befinden sich 32 Bergwerksteiche.

schwerer Lasten, weil die Weibsleute in tiefen engen Thälern nur daran leiden, zu letzteren auch in den schlechten, schwer verdaulichen Lebensmitteln suchen. Diese und schwere Arbeiten mögen auch wohl Bruchschäden und Magenkrämpfe verursachen, worüber von Vielen sehr geklagt wird. Jeder Landbewohner, wenn er nicht einen sehr abgehärteten Körper hat, muß sich überhaupt, wenn er den Harz zu seinem Wohnsitz erhält und seine Geschäfte ihn viel ins Freie rufen, anfänglich sehr hüten, daß er nicht durch eine plötzliche Erkältung und veränderte atmosphärische Einwirkungen eine Krisis zu bestehen habe. Hat er diese aber glücklich überwunden oder sich allmählig an die Eigenthümlichkeiten des Harzes gewöhnt, dann kann er bei einem außerdem regelmäßigen Leben auf eine um so festere Gesundheit rechnen. Auf dem Harze geborene Kinder werden daher in einem milderen Klima um so gesünder sein. Es ist selten eine ganz ruhige Atmosphäre anzutreffen, wenigstens wird man in vielen Thälern stets von Luftzügen überrascht. Wehet aber heftiger Wind, so äußert sich auch dieser weniger gleichmäßig als in heftigen Windstößen, die auf die Forsten und Hausdächer oft sehr zerstörend wirken. Eine auffallende Durchdringlichkeit, von welcher der Landbewohner keinen Begriff hat, äußert hauptsächlich auf dem Oberharze der Morgenwind, und für die unter dem sogenannten Brockenstriche liegenden Aecker hat auch der am Brocken sehr abgekühlte Abendwind einen auffallend nachtheiligen Einfluß. Schon auf dem Unterharze halten die Fröste bis zum Mai an und zeigt sich in Allem ein großer Unterschied gegen das flache Land und den Vorharz; auf dem Oberharze ist aber ein noch viel rauheres Klima und der Winter tritt bei weitem noch strenger auf. Im Juni schmilzt auf den höchsten Punkten erst der Schnee und im September hüllt er oft mit seinem Leichentuche die Berge schon wieder ein, so daß der Sommer kaum 6 Wochen gedauert hat und man immerfort wenigstens des Morgens und Abends einheizt. Es schneiet hier oft mehrere Tage hintereinander, so daß Häuser und Wälder förmlich in Schnee begraben liegen und selbst Beispiele von Schneelawinen (1837) vorgekommen sind, weshalb man in manchen Harzörtern Abends bei heftigem Schneegestöber mit allen Glocken läutet, um die heimkehrenden Arbeiter und Harzträgerinnen durch Bezeichnung der Ortsrichtungen vor Verirrungen und Unglück zu bewahren. Doch auch im Winter behält der Harz noch seine Schönheiten, denn abgesehen von der oft lange anhaltenden Schlittenbahn bieten im Sonnenglanze die beschneiten Berge und bereiften Wälder sowohl aus der Entfernung wie in der Nähe die herrlichsten Winterlandschaften dar, und die Roßtrappe wird wegen ihrer schönen Stalaktiten jetzt auch im Winter oft besucht, wo man mit Schlitten bisweilen bis zum Kessel der Bode fahren kann. Als etwas Merkwürdiges wohl aber Erklärliches muß auch noch erwähnt werden, daß die Berge, der Brocken, Ramberg, Auerberg und Andere für die im Osten davon wohnenden Härzer stets richtige Wetterpropheten für die nächstfolgenden Tage sind, je nachdem deren Haupt klar oder in Nebel eingehüllt ist. Den Brocken aber im Winter besteigen zu wollen, ist, wenn auch nicht unmöglich, doch mit großer Lebensgefahr verknüpft. Bilden sich aber im Sommer Gewitter, so senken sich diese leicht in die Thäler und bleiben, furchtbar in ihren Aeußerungen, oft mehrere Tage stehen.

Die im Lande entstehenden Gewitter erheben sich selten auf den Harz. Ziehen sie aber über die höchsten Berge hinweg, dann sind sie am allergefährlichsten und furchtbar ist durch das Echo der Berge das Rollen des Donners.

Wie der Harz in Vielem seine Eigenthümlichkeiten hat, so auch in seinen Producten. An Wildpret liefert er der hohen Jagd den Edelhirsch, höchst selten den Dammhirsch, das Reh und Schwarzwild. Für niedere Jagd sind Hasen, Rebhühner, wilde Enten, Schnepfen, Peccassinen ꝛc. vorhanden, doch hat sich die Jagd wegen Verminderung aller jagdbaren Thiere durch Holzschläge, harte Winter und viele Nachstellung zum Wohle der Landwirthe gegen frühere Zeiten sehr vermindert, und so wie die Parforcejagden und großen Jagden mit Tüchern zur Ehre der Menschheit schon längst aufgehört haben, so werden auch große Sauhetzen bald den Erzählungen aus der Vorzeit anheim fallen. Auch selbst der Fang der Krammetsvögel in Geschneiden vermindert sich von Jahr zu Jahr. Daß es auf dem Harze auch wilde Raubthiere einmal gegeben habe, daran erinnern nur noch die Bärbrüche auf dem Ramberge, wo der letzte Bär (wann? —) erlegt sein soll und der Wolfspfahl bei Dietersdorf, wo der letzte Wolf gefallen ist, nebst den Namen vieler Feldmarken und Forstörter wie Wolfsgrund, Wolfsthal und dergl. Es haben sich zwar bisweilen späterhin wieder einige Wölfe und Lüchse namentlich am Brocken gezeigt, doch sind dies nur versprengte Gäste gewesen, denen man bald das Handwerk gelegt hat. Auch wilde Katzen, Dachse und Füchse gibt es nicht mehr in der Menge wie ehedem, den Martern, Iltissen, Wieseln und Fischottern wird nach Möglichkeit nachgestellt, und von größeren Raubvögeln lassen sich nur im Winter bisweilen einige Adler und Geierarten noch erblicken. Außerdem gibt es an Säugethieren noch viele Maulwürfe, Eichhörnchen und Igel, nicht aber Hamster, an Vögeln die gewöhnlichen, doch besonders viele Finken und Goldammern. Die Nachtigall bleibt aber bloß im Vorharze und ist weder im Unter- noch im Oberharze anzutreffen. Auch Wachteln und zahme Tauben gibt es wenig, desto mehr Holztauben. Die Fischerei, über Teiche uud kleine Flüsse sich bloß ausbreitend, liefert Karpfen, Schleien, Hechte, Karauschen, Forellen, Schmerlen, Neunaugen, Gründlinge, Ellritzen und schöne Krebse. Von den Amphibien sind besonders die Blindschleichen, die Ringelnattern und die giftigen Kreuzottern hervorzuheben. Viele schöne im Lande nicht anzutreffende Schmetterlinge und Käfer durchflattern Wälder und Wiesen. Maikäfer fehlen jedoch fast gänzlich; schlimmere Verheerungen richtet aber der Borkenkäfer an den Nadelhölzern an. Auch gibt es viel Regenwürmer und Schnecken.

Da der Harz nicht so sehr durch seine Höhe sich auszeichnet, weil der Brocken (oder Blocksberg) nur 3489 nach Andern 3455 Pariser Fuß zählt,*) und das Riesengebirge und der Schwarzwald ihn daher überragen, so dürfte man bei der gleichen innern Beschaffenheit der Berge nicht bloß auf eine reiche sondern auch auf eine einander sehr ähnliche Pflan-

*) cf. hierüber in Gottschalks Taschenbuche für Harzreisende die Uebersicht der Höhenmessungen aus dem Harze.

zenwelt wohl rechnen. Allein dem ist nicht so. Da das Klima nach dem Urtheil von Sachkundigen im Allgemeinen dem von Schweden und Norwegen gleich kommt, so ist höher hinauf und namentlich am Brocken in derjenigen atmosphärischen Region, wo in den Schweizeralpen noch die üppigste Pflanzenwelt angetroffen wird, hier schon ein fast gänzliches Absterben der Natur sichtbar. Aber auch in den darunter liegenden Regionen treten manche durch klimatische Einwirkungen entstandene Unterschiede ein. Der Oberharz ist nämlich durch seine höhere Lage nur mit Nadelholz, der Fichte oder Rothtanne (pinus abies) einzeln mit der Kiefer (p. silvestris), Lerche (p. larix) und Edel- oder Weißtanne, und nur an seinem Abhange mit wenigem Laubholz bedeckt. Dieses ist auch des Brockens (nach der Meinung von Forstmännern einst auch mit Laubholz bedeckt) dunkeles Kleid bis fast zu seinem kahlen Felsenscheitel, wo außer der Heide und dem Moose auch die Zwergtanne, sein letzter grüner Baumkranz, nicht mehr gedeihen will und alles Leben unter starren Felsenblöcken begraben liegt. Der Unterharz enthielt nur in seinen westlichsten Theilen sonst Nadelholz, in den übrigen Laubholz. Da man jedoch seit mehreren Jahren dem überdieß von selbst schon immer östlicher vordringenden Nadelholz zur Verbesserung des von Dammerde entblößten Bodens und zu größerem Ertrage als Nutzholz durch Fichtenculturen (wenn die Fichte ihren Boden findet?) Vorschub gethan hat, so ist das Laubholz (ob zum Vortheil des Ackerbaues und der Viehzucht? —) aus dem Unterharze dadurch immer mehr verdrängt und auf die Vorberge beschränkt, dem Harze aber eine seiner schönsten Zierden zum Theil geraubt worden.*) Von Laubholz trifft man also an, entweder reine Bestände von Rothbuchen oder gemischte Bestände von Eichen, Birken, Hainbuchen, Ahorn, Ellern, Espen, Eschen und Linden, welche als Unterholz noch Haseln und mehrere Arten Strauchhölzer haben. Vom Safte der Birke wird auf dem Unterharze das den Harzreisenden sehr beliebte Birkenwasser gemacht. Die Buch- und Haselnüsse liefern, wenn sie nicht in der Blüthe erfrieren, dem Härzer einen nicht unbedeutenden Ertrag. Allein da durch die Lichtung der Wälder es der alten Buchbestände immer weniger gibt und auch der Wald jetzt weniger als ehedem geschlossen und gegen Spätfröste geschützt ist, so vermindert sich dieser Erwerb von Jahr zu Jahr, und auch von Eichelmast weiß man deshalb kaum noch etwas auf dem Harze. Daß unter solchen atmosphärischen Verhältnissen auf einen gedeihlichen Obstbau nicht gerechnet werden kann, liegt klar vor. Zwar wachsen auf dem Unterharze spät blühende und früh reifende Sorten von Aepfeln und Birnen, deren Schößlinge selbst dort gewachsen sind, allein deren Geschmack bleibt immer herbe. Wohlschmeckender sind Kirschen und Zwetschen, doch werden letztere nur selten reif. Reichlichen Ersatz für

*) An Nadelholz (Fichten, Kiefern, Lerchen) hatten die Anhalt-Bernburgischen Forsten des Harzes 1824 einen Flächeninhalt von 2497 Morgen, werden aber nach der neuen Forsteinrichtung künftig aus etwa 10,000 Morgen bestehen und somit ein Fünftheil dieser Forsten einnehmen. Aehnliche Verhältnisse durch Veränderungen finden in den Braunschweigischen und Stolbergischen Forsten statt.

solche Früchte liefern aber die Waldbeeren, Erdbeeren, (die auch in den Gärten gut gedeihen) Heidelbeeren, Himbeeren und Preußelbeeren (dort Kronsbeeren genannt), die mit seltenen Ausnahmen immer gerathen und von den sogenannten Harzträgerinnen namentlich vom Oberharze aus, weit in das flache Land hinein zum Verkauf ausgeboten werden. Auch von den eßbaren Schwämmen gibt es mehrere Sorten: **Champignon**, Morcheln, Ziegenbärte ꝛc. so wie von den officinellen Kräutern besonders auf dem Unterharze und in den Vorbergen eine unendliche Menge angetroffen werden, denen die Sagen manche bis jetzt vergeblich gesuchte Wunderblumen noch beigemischt haben. Als Zierblume zeichnet sich darunter der zwischen den Klippen hervorragende giftige rothe Fingerhut aus.

Die reichsten und dem Harze eigenthümlichsten Producte sind aber seine Metalle, weshalb Bergbau und Hüttenwesen namentlich für den Oberhärzer von jeher der Hauptnahrungszweig gewesen sind und bleiben werden. Hierin steht der Harz, indem er gegen 4000 Menschen dadurch beschäftigt, auch fast unübertroffen da. Die aufgefundenen Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Spiesglas, Braunstein und Flußspath, Kobald, Zink, Galmey, Nickel, Arsenik, Schwefel, Vitriol und Farbenerden, und zu den mineralogischen Seltenheiten gehören mehrere Arten Zeolith so wie die berühmten Kreuz- und Kalkspathkrystalle von Andreasberg. Die Silber- und Eisenproduction ist aber überwiegend. Silberhütten trifft man daher bei Andreasberg, Clausthal, Lautenthal, Altenau, Langersheim und Harzgerode, und so viele Eisenhütten auf einen so kleinen Raum wie hier zusammengedrängt, findet man sonst nirgends in Deutschland wieder; denn auf einem Flächenraume von 14 geographischen Quadratmeilen werden jetzt 20 Hochöfen, 36 Frischfeuer, 12 Zaynhämmer, 5 Schwarz- und 2 Weißblechhämmer, 46 Drathzangen und 2 Stahlhämmer fast beständig betrieben. *)

Summarisch den jährlichen Ertrag an Silber zu 50 tausend Mark, an Blei und Glätte zu 100 tausend Centner und an Eisen zu 220 tausend Centner von allen Hütten anzunehmen, möchte man sich wohl keiner Uebertreibung schuldig machen, da der Ertrag der hannöverschen Bergwerke allein schon auf eine Million Thaler veranschlagt wird, wovon jedoch nach Bestreitung aller Kosten und Gehalte wenig reiner Ueberschuß bleibt. Mit Ausnahme weniger Hütten sind sämmtliche Eigenthum der Grundbesitzer. Den Bedarf der Kohlen, der daher auch nicht gering ist, überschätzt man in 130,000 Karren (die Karre zu 10 Maaß und das Maaß zu $9\frac{1}{2}$ C. Fuß) oder in 325,000 Malter Holz (á Malter zu 80 C. Fuß) deshalb gewiß auch nicht. Außerdem gehören aber noch zu den mineralischen Producten des Harzes Porphyr, Schiefer, Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Sandstein, Kalk, Gyps ꝛc., worüber jedoch ein Mehreres in andern Werken nachzulesen ist. Außer den Schmelzhütten weist der Harz aber auch noch andere industriöse Unternehmungen auf, als die Bleiweisfabrik Scheerenberg, ein Blaufarbenwerk bei Wernigerode, ein Salzwerk bei der Harz-

*) Keine Betriebsanlage des Harzes darf ohne besondere Erlaubniß von Fremden besucht werden.

burg, die Glashütten am Brocken, bei Braunlage und Breitenstein, und von Mühlen gibt es außer vielen Wassermahlmühlen, Papier-, Pulver- Säge- und anderen Mühlen auch eine Marmormühle. Windmühlen gibt es aber trotz des öftern Wassermangels wegen unregelmäßigen Windes fast gar nicht und Dampfmühlen sind noch nicht angelegt, möchten aber bei den durch Lichtung der Wälder sich immer mehr vermindernden Quellen vielleicht noch erforderlich werden.

Außer dem Bergbau und Hüttenwesen und den damit zusammenhängenden Holzschlägen, Verkohlungen und Fuhren sind nun aber namentlich für den Unterhärzer noch Hauptnahrungszweige der Ackerbau und bei den vielen schönen Wiesen auch die Viehzucht. Da in Urkunden aus dem elften Jahrhundert schon des Zehnten von Hasselfelde gedacht wird, so muß der Ackerbau auf dem Harze sehr alt sein. Der Ackerbau, noch im Steigen begriffen, hat besonders seit Einführung der Kalkdüngung vor etwa 30 Jahren, wo der Amtsrath Eisfeld zu Stiege die ersten Proben machte und worüber später der Oberamtmann Siems in Hayn eine bestimmte Theorie nebst praktischer Anwendung aufstellte, der in größerer Anwendung auch der Oberamtmann Kleemann in Güntersberge folgte, einen bedeutenten Aufschwung gewonnen. Denn wenn der Härzer sich früherhin auf seinem bindigen Lehm- und Thonboden bloß auf Sommerfrüchte beschränkte, so machen jetzt Winterfrüchte fast den Hauptheil seiner Erndte aus, und reichere Erndten belohnen sein Nachdenken und seinen Fleiß. Weizen und manche andere Früchte des flachen Landes, z. B. Flachs werden zwar immer noch wenig und ohne recht glücklichen Erfolg gebauet, desto schwerer an Gewicht ist aber der Hafer und der rothe spanische Kopfklee, der von den Futterkräutern allein nur hier anwendbar ist, wächst in nassen Jahren, den besten für den Harz, hier fast üppiger als im Lande. Auch Erbsen, Linsen und Wicken gedeihen. Zur Beackerung bedient man sich besonders der Kühe, weil diese nutzbarer und in der Erhaltung wohlfeiler sind als die Pferde. Die Erndte, die im Vorharze schon 14 Tage später als im Lande einfällt, verzögert sich aber auf dem Harze um 4 Wochen und ist zumal bei nassen Herbsten und früh einbrechenden Wintern (denn Frühling und Herbst dauert durch den schnellen Uebergang zum Winter und Sommer nur wenige Wochen) oft mit vielen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft. Auch kann es säumigen Landwirthen leicht wiederfahren, daß sie Späthafer, Kartoffeln und Grummet im October unter dem Schnee hervorholen oder der winterlichen Erde zur Fäulniß überlassen müssen. Eine Frucht, die überall auf dem Harze eben so gut als im Lande gedeiht, ist aber die Kartoffel und wird deshalb vorzüglich auf dem Oberharze selbst im Großen angebauet. Zur größten Verwunderung findet man an den steilsten Abhängen oft Kartoffelfelder, und die besten Sorten antreffend, sollen die Kartoffeln auf dem Harze vorzüglich wohlschmeckend sein. Ehedem wurden die Korn- und Kartoffelfelder sehr vom Wildpret heimgesucht, und es mußten diese Felder daher durch Hunde und angezündete Feuer des Nachts, zur Plage der Bewohner, sehr behütet werden. Seitdem sich jedoch das Wildpret vermindert hat und schützende Gatter angelegt sind, haben diese Verluste auch nachgelassen. Da nun der Härzer bei weitem nicht das zu seinem Bedarfe erforderliche Getreide

erndtet und er aus dem Lande noch hinzukaufen muß, wobei ihm aber das Geld oft mangelt, so litt er ehedem oft an Hungersnoth. Davor schützt ihn jetzt die Kartoffel, die nebst dem Branntwein, den der Härzer sehr liebt, sein Hauptnahrungsmittel ist. Das Getreide wird aber vornehmlich dem Oberharze durch die Korntreiber aus seinen Marktstädten Nordhausen und Goslar zugeführt.

So wie die Feldwirthschaft so hat sich auch die Viehzucht verbessert und nicht blos außerordentlich große, mit harmonisch abgestimmtem Geläute geschmückte Kuhherden trifft man in den Gemeinden an, sondern auch die Schäfereien haben durch Veredelung an Güte gewonnen. An den höhern Theilen des Harzes hat man daher den Schweizer-Sennhütten sehr ähnliche Viehhöfe. Bei dem Mangel an Stroh bedient man sich zur Streu aber des Laubes, des Grases, der Tannennadeln und der Sägespäne, die selbst in Stuben statt Sand, in dessen Ermangelung, gestreuet werden. Auch gibt es in den Forsten für Geld käufliche Fohlen- und Rinderweide, allein Gestüte gibt es, obwohl der Oberharz wegen seiner Holz-, Kohlen- und Erzfuhren viele Pferde bedarf, bis jetzt nur ein Paar herrschaftliche. Auch ist die Schweinezucht unbedeutend. An manchen Orten gibt es aber viele Ziegen. Die Pferde betreffend ist es noch bemerkenswerth, daß, so wie Landpferde vom kalten Harzwasser leicht Kolikzufälle bekommen, Harzpferde ungern im flachen Lande zu anderem Wasser sich verstehen. Eigentliches Viehsterben ist aber auf dem Harze ein seltenes Unglück. Den Absatz mit ihren Erzeugnissen machen die Härzer in ihren Marktstädten am Fuße des Gebirges, wohin wöchentlich viele große Züge von Frauensleuten viele Stunden weit vom Unterharze ihre Wanderungen antreten, und die durch die Kräuter vorzügliche Güte der Harzbutter und Harzkäse ist ja längst anerkannt. Für das gelöste Geld, das hier überhaupt sehr rar ist, werden für Haus und Familie aber die nöthigen Bedürfnisse gleich wieder mitgenommen. Etwas Ackerbau und einige Stück Vieh (der Härzer nennt es Kroop) hat daher auch fast jeder Hausbesitzer, weil durch Forsthutung und andere Vergünstigungen und Rechte ihm die Erhaltung sehr erleichtert wird. Auch Bienenzucht wird ziemlich stark betrieben. Was von der Feldwirthschaft hier gesagt ward, bezieht sich aber nur auf den Unterharz, weil auf dem Oberharze wegen der Höhe und Rauheit des Klima kein Getreide gedeiht. Auch die Schafzucht unterbleibt dort, desto stärker ist dafür die Rindviehzucht. Was dort nicht Wald ist, das sind Wiesen, die gedüngt werden, Aenger, Felder mit Kartoffeln und Futterkräutern und Halden. Da die Landwirthschaft auf dem Harze aber ihre vielen Eigenthümlichkeiten hat, die erst durch Beobachtung und Erfahrung erlernt sein wollen, da sie ferner wegen der Witterung und geringern Bodens mehr Kostenaufwand erfordert und endlich bei noch größerer Mühe und Sorgfältigkeit als im flachen Lande doch einen geringern Ertrag als dieses liefert, so sind alle Landöconomen von den Harzgütern abzurathen; allein der Härzer wird als Landwirth im flachen Lande mehrentheils sein Glück machen. Die übrigen Nahrungszweige des Härzers, der keineswegs aber weniger wohl aus Trägheit als aus Geldmangel industriös und speculativ ist, sind Arbeiten im Forste, an Blankschmiedewaaren und in Nutzhölzern, worin jeder Ort vorzüglich

des Unterharzes seine besondere Beschäftigung sich erwählt hat. Der Oberhärzer fertigt aber künstliche Spielsachen und richtet Vögel ab, die er nachher verkauft. Wirkliche Professionisten machen, wenn sie nicht nebenbei Ackerbau treiben, nur ein höchst mittelmäßiges Glück, was die vielen armen Leinweber des Unterharzes beweisen, und selbst von den Tagelöhnern wandern zur Erndtezeit, und späterhin viele als Erndteleute und Drescher ins flache Land ihrem Brodte nach. Die Wollspinnerei, früher ein Hauptnahrungszweig für Jung und Alt unter den Armen hat seit Einführung der Maschinen gänzlich aufgehört, zu Bleichen eignet sich das Wasser nicht überall und da Luxus, Mode und Vergnügungssucht auch in diese Berge einzudringen gesucht haben, so ist bei Versiegung mancher frühern Erwerbsquellen und bei Vertheilung der gebliebenen Nahrungszweige unter eine vergrößerte Volksmasse seit jener Zeit die Armuth größer geworden. Dafür wandert aber jährlich immer mehr Geld von den Harzreisenden besonders in den Oberharz, dessen herrliche Naturschönheiten immer mehr besucht werden. Daß, wie von dem Obstbau so auch vom Gartenbau bei den angegebenen klimatischen Einwirkungen hier nicht viel erwartet werden kann, liegt nahe. Es gedeihen zwar manche etwas härtere Gemüsesorten, wie alle Kohlarten, besonders Blumenkohl und Erbsen, wenn gleich später, doch recht gut und werden durch die schnelle Vegetation im Sommer selbst noch zarter als im Lande; auch wächst wohl der Spargel; allein die feinern Sorten wie Bohnen, Gurken ꝛc. zu ziehen, gelingt wegen der kalten Nächte und mehrentheils im September schon eintretenden Fröste nur selten. Die Harzträgerinnen bringen daher nicht blos Obst, sondern auch das Gemüse aus dem Vorharze und Lande, und beides kann man hier so frühzeitig als dort, nur mit geringerer Auswahl, nicht so frisch und theurer erhalten. Der Vorharz theilt nämlich in der Obstzucht und im Gartenbau alle Vorzüge des flachen Landes, und das Obst besonders auf der mitternächtlichen Seite des Harzes bei Suderode, Gernrode, Rieder, Ballenstedt ꝛc. ist ja durch seine Schönheit berühmt. Beim Mangel feinerer Gartenblumen liebt der Härzer sehr die Topfgewächse, die man viel und in manchen Sorten besonders in schönen Exemplaren antrifft. Auch kommt ihm hierbei nicht bloß die schöne Meiler- und Kuhlager-Erde, sondern zur Ueberwinterung auch sein Holzvorrath zu statten.

Jedoch es sei uns verstattet, jetzt ganz insbesondere einen Blick auf die Bewohner des Harzes und auf dessen Geschichte, die mit Deutschlands Geschichte so innig verwebt ist, zu werfen. Hätte man eine Kulturgeschichte des Harzes, so würde man mehr und Gründlicheres zu geben im Stande sein; allein da selbst die ältesten deutschen Chronikenschreiber, der Mönch von Corvey und der Bischof Ditmar von Merseburg (Zeitgenosse und Biograph Kaiser Heinrichs II.), trotz der Nähe den Harz nur wenig erwähnen, auch Merian, von Rohr, Honemann, Leukfeld und Andere nichts Gründliches Zusammenhängendes und immer Glaubwürdiges liefern, so sei es uns vergönnt, eine kleine Skizze als besonders zu unserm Zwecke gehörig, hier nieder zu legen. Daß die Römer, wenn sie auch des Harzes gedenken und an seinen Fuß gekommen sind, in unsern jetzigen Harz eingedrungen sein sollten, ist nicht wahrscheinlich. Zwar wollte ein ehemaliger, selbst berühmter Forstmann in den Wäldern des Unterharzes hier

und da Plankrungen aus uralter Zeit und darin die Spuren einer frühern Cultur etwa aus den Römerzeiten aufgefunden haben; allein solche Behauptungen erhalten auch selbst durch tief in der Erde aufgefundene Römermünzen,*) die eben so gut von alten Deutschen verloren sein können, nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit. Was sollte die Römer wohl angelockt haben, den Harz zu überschreiten, wo sie Gefahr liefen, durch ihre Feinde von der Elbe und Weser abgeschnitten und aufgerieben zu werden? Wahrscheinlich war damals und auch noch späterhin das Harzgebirge nur schwach bevölkert; denn alle Germanischen Völkerstämme, die um ihn herum gewohnt haben sollen, wie die Chaucen, Bruktern, Cherusker (Nachkommen der Hermanduren) Sueven, Fusen, Katten, wohnten wohl nur an seinem Fuße, indem sie das Gebirge als Rücklehne und bei unglücklichen Kämpfen als Zufluchtsort benutzten. Die Cherusker wurden nun zwar zu Trajans Zeit von den Katten (Hessen) besiegt und im dritten Jahrhundert von den Thüringern und Sachsen gänzlich aufgerieben, in ihren vielen Kämpfen mit den Römern sind sie aber so wenig wie die Katten von **Drusus Germanicus** völlig überwunden worden. Als im dritten und vierten Jahrhundert die Thüringer sich zwischen der Elbe, Saale und Weser festsetzten, wurden die Katten von ihnen besiegt, und ein großer Theil des Harzes gehörte nun zu Nordthüringen; allein vor den von Holstein her andringenden Sachsen in Verbindung mit den Franken, mußten auch diese wieder weichen, und nun mit dem Auftreten der Sachsen und Franken in diesen Gegenden wird die vorher sehr dunkle Geschichte etwas lichter. Von dem Harze selbst aber erfährt man immer noch sehr wenig und nur so viel etwa, daß im sechsten Jahrhundert im Stolbergischen schon die Berg- und Stahlhüttenwerke in Gang gekommen seien und die Stolberger (Stahlberger) sich deshalb im Jahre 530 daselbst angebauet hätten. Da die Sachsen sich wieder in viele Völkerschaften theilten, so mögen es wohl die Ostphalen unter ihrem Anführer Hessus**) gewesen sein, die in den Braunschweigischen Ländern und am Fuße des Harzes sich niederließen. Den Unterharz machten sie wenigstens zu einem besondern Gau, Hartingow, Harzgau genannt,***) der von einem Gau-

---

*) Eine solche kleine silberne von Germanicus mit der Umschrift ....us Germ. imp. tri und einem Römerkopfe und auf der Kehrseite mit den Buchstaben S P Q R wurde 1833 auf dem Unterharze mitten im Walde ½ Elle ob C. S. tief in der Erde gefunden.

**) Auch Hasso Asig Asio war unus ex primoribus Saxonum, hatte um Braunschweig und Wolfenbüttel auch auf dem Harze viel Eigenes und unterwarf sich 775 dem Könige Carl dem Großen.

***) Dieser Gau, einer der stärksten, zog sich vom Harze über Halberstadt, Gröningen bis Aschersleben und begriff den Derlingau am Bruche im Braunschweigischen und Halberstädtischen also auch Schöningen, Schöppenstedt ꝛc. noch unter sich. Auf dem Schlosse Hartingow vor Halberstadt bei Klein-Blankenburg hielt der Gaugraf Gericht, und er gehörte mit zu den Gaugrafen, aus denen die Herzöge der Sachsen gewählt wurden. Auch ist dieser Gau zum größeren Theile immer Eigenthum der Herzöge von Sachsen und Braunschweig geblieben.

grafen zu Blankenburg regiert ward. Bei der steigenden Macht des christlichen Frankenkönigs Carls des Großen wollte dieser die Sachsen nun auch zum Christenthume bekehren, was ihm, nach einem 33jährigen Kampfe, mit der Taufe Wittekinds des Sachsenherzogs (785) auch zum Theil gelang. Außer einem Blankenburgischen Gaugrafen wird hierbei auch ein Beringer als Herr zu Ballenstedt angeführt, der mit andern sächsischen Helden von Carl dem Großen überwunden und getödtet sei. Da ihre Bekehrung aber immer nur eine durch Waffengewalt erzwungene war, so sammelten sich nun um so größere Sachsenhaufen, um den alten heidnischen Altären auf dem Harze, dem Ramberge, Brocken und andern Bergen, und sie mit ihren geheimen heidnischen Götzenfesten waren es, die den Grund zu den Teufelssagen und dem Teufelsspuk und zur Sage von der Teufelsmauer als Grenzmauer zwischen Gottes- und des Teufels Reich legten. Der Harz wurde dadurch aber zugleich auch bevölkerter. Welche Götzen nun von den Sachsen verehrt sind, ob der Crodo, Biel, die Ostera (Hertha am 1. Mai) ꝛc., und ob die Namen der vielen Loh- (Feuer) Berge rund um den Harz herum und die Haynberge, Altäre, Walhallas von den Sachsen blos herrühren, oder ob viele dieser Götzen und Ortsbezeichnungen dem abweichenden Heidenthume früherer germanischer oder späterer slavischer Völkerstämme zuzuschreiben sind, wer vermag es mit Bestimmtheit noch anzugeben, nachdem durch die Züge und Kämpfe der Völkerwanderung so viele Völkerstämme mit einander vermischt worden sind. Daß die auf dem Harze schon früherhin angelegten Bergwerke nicht wieder eingegangen sondern von Carl dem Großen, dessen Eroberungen sich bis an und auf den Harz ausdehnten, vielleicht noch stärker in Betrieb gesetzt sind, erhellt aber nicht blos daraus, weil Carl der Große die Harzbergwerke sich als ein Eigenthum angemaßt, auch das Eigenthumsrecht über dieselben behauptet habe, sondern auch weil Carls Sohn, Ludwig der Fromme, bei einer im Jahr 817 vorgenommenen Erbtheilung der Länder unter seine Söhne über die gewonnenen Erze des Harzes disponirt hat. Ja über den Flor des Harzes im neunten Jahrhundert rücksichts der Bergwerke spricht sich der Mönch Ottfried der Art aus, daß daraus, wenn auch mit einzelnen Unterbrechungen, die Fortdauer des Berg- und Hüttenwesens durch das siebente, achte und neunte Jahrhundert zu vermuthen steht. Daß der alte Betrieb selbst noch im zehnten Jahrhundert statt gehabt habe, beweist die Schenkung eines Harzgrafen Siegfried, der laut eines Stiftungsbriefes sein Vermögen sammt den Bergwerken 936 dem Kloster Gröningen an der Bode vermachte. Es mögen aber die Franken den Bergbau besser als die Sachsen verstanden haben, wenigstens werden erstere in den alten Urkunden immer **Montani** und die Sachsen stets **Sylvani** genannt. Ob die Frankenscharren bei Klausthal von den Franken dieses Zeitalters oder von später eingewanderten erbaut sind, läßt sich nicht genau nachweisen. Eine auffallende Erscheinung bleibt bei dem Allen, daß so viele der heidnischen Grabmäler man durch aufgefundene Todtenurnen am Fuße des Harzes z. B. bei Goslar, Blankenburg, Thale ꝛc. entdeckt hat, so wenig ist die leiseste Spur davon bis jetzt auf dem Harze selbst angetroffen. Kannten die Cherusker, Katten, Thüringer, Sachsen ꝛc. die Sitte, die Asche der Todten in Urnen aufzubewahren noch nicht, und

begruben sie wie die Christen ihre Todten nur ohne Sarg in die Erde, oder wurde die Asche von ihren Häuptlingen nur in Krügen gesammelt und beigesetzt, oder sind jene Gräber blos slavischen und hunnischen Ursprungs wie die Volkssprache sie bezeichnet? Carl der Große hatte bei Einführung des Christenthums die Verbrennung der Todten zwar bei Lebensstrafe verboten. Es mag aber dennoch das Heidenthum versteckt sich noch lange auf dem Harze erhalten haben, weil z. B. der Ort Stiege selbst noch im vierzehnten Jahrhundert das heidnische Stiege genannt wird. Wie mag es also kommen, daß aus dem vorchristlichen Zeitalter noch gar keine Ueberreste von Heidengräbern aufgefunden sind? Da nun auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen wohl blos bis an, aber nicht auf den Harz selbst, gekommen ist, durch wen und wann mag also das Christenthum auf diesen Bergen eigentlich festen Fuß gefaßt haben? Ob allmählig durch den Einfluß der getauften Sachsenherzöge selbst? Dies ist das Wahrscheinlichste. Was von Alterthümern gefunden wird, besteht besonders in alten eisernen Waffen und Geräthen, Waffenzierrathen, auch wohl Knochen und altem Gelde (Bracteaten), keineswegs aber in Sachen, die auf heidnische Begräbnißstellen vermuthen ließen.

Wollten wir nun diese ersten Anfänge des Bergbaues zu und vor Carls des Großen Zeiten und die stärkere Bevölkerung durch die flüchtenden Sachsen etwa als die erste Kulturperiode des Harzes bezeichnen, so könnten wir eine zweite den Regierungsantritt des ersten Kaisers aus dem sächsischen Hause Heinrich I. von 919 — 936 nennen.*) Denn nicht blos daß Heinrich Quedlinburg und Nordhausen zu Städten ersten Ranges und ersteres selbst zu einem Stifte erhob, auch den Grund zu den meisten Städten am Fuße des Harzes wohl legte, nein er war es, der zur bessern Communication derselben gewiß auch die erstern bequemern Uebergänge über das Gebirge und zu deren Sicherheit viele Burgen anlegen ließ; denn die vielen über den Harz laufenden tiefen Hohlwege, die im Munde des Volkes noch immer als uralte Straßen bezeichnet werden, ohne seit Jahrhunderten befahren zu sein, und die Lage und Richtung vieler Burgruinen sprechen zu deutlich dafür. So mag in diese Zeit z. B. die Erbauung der Heinrichsburg, Ehrichsburg, Günterburg und Burg Beula fallen, die alle an der alten Nordhäuser Straße wahrscheinlich zu deren Schutze aufgebauet waren, aber späterhin zu oft nur in Raubburgen ausarteten.**) Doch Heinrich, der Jagd und Vogelfang leidenschaftlich liebte, hielt sich ja selbst viel auf dem Harze auf, wie ja auch die Gesandten bei Ueberbringung der Nachricht von seiner Erwählung zum Kaiser ihn beim Vogelfang auf seinen Gütern am Harze antrafen,***)

*) Die vorzüglichsten Herzöge der Sachsen, die früherhin gewählt wurden, aber durch Carls des Großen Einrichtung nachher in ihren Würden erblich wurden, waren Wittekind, Wiprecht, Bruno, Ludolf, Bruno, Otto, Heinrich (Kaiser.)

**) Landstraßen zu beschützen oder zu berauben und andringende Feinde (Magyaren, Hunnen, Slaven, Wenden) zurückzuweisen war bei Erbauung von Burgen fast immer die Veranlassung.

***) Noch jetzt gibt man eine Ackerbreite bei Elbingerode, der Vogelheerd genannt, ferner den Heinrichswinkel in der Braunlagerforst und eine Stelle im Forstort Hohenfelde in der Hüttenröder Forst als Vogelheerde Heinrichs an.

und so entstanden immer neue Oerter wie Bodfeld (Bosfelden), Harzgerode (Harrikesroth), Siptenfelde (Sippanfeldon), Selkenfelde (Silicenvelth), welche letztere er seiner Gemahlin Mathilde zum Brautschatz verehrte. So wie Heinrich, so lebte auch Otto I. († 974) viel auf dem Harze und in den genannten Oertern, und neue Städte und Dörfer wurden durch ihn und seine Grafen gegründet, wie z. B. das Stift Gernrode 960 und Andere. Unter seiner Regierung wurde 968 nun auch das reiche Silberlager des Rammelsberges entdeckt und mit der Aufnahme dieser Gruben begann eine neue Harzbergwerksepoche und zugleich neue Kulturperiode. Ueberall Silbererz ahnend wurde mit Keilhaue und Schlägel überall im Schooße der Erde gewühlt. Aufgefordert und unaufgefordert kamen die kundigen Bergleute aus dem Frankenlande nach Goslar, aus dem Erzgebirge nach dem Oberharze, wo man gleichfalls die reichsten Erzgänge antraf, und dem Kaiser Otto brachten diese Entdeckungen eine goldene Zeit, ohne welche er die Erzbisthümer Magdeburg und die Bisthümer Meißen, Naumburg, Merseburg und Brandenburg nicht hätte stiften und kaiserlich beschenken auch seine Residenz zu Goslar nicht so erweitern können. Dieß bestätigt auch Dittmar von Merseburg, denn er sagt: „Zu Ottos Zeit trat das goldene Zeitalter wieder ein, denn man erfand in Deutschland das erste Silberbergwerk. Obwohl nun auch die folgenden Kaiser Otto II., Otto III. und Heinrich III. viel auf dem Harze sich aufhielten, indem Heinrich III. selbst in Bodfeld in den Armen seines Gastes des Papstes Victor II. starb, so hemmten Hungersnoth und Pest im Anfange des elften Jahrhunderts den raschen Betrieb der Bergwerke bald wieder. Auch mögen die verderblichen Kriege Heinrichs IV. († 1106) gegen die von ihm bedrückten Sachsen und Thüringer (1074) sehr störend eingewirkt haben, desgleichen die Zeiten der Kreuzzüge von 1096 — 1291, wo unter den Schwäbischen Kaisern große Verwirrung in Deutschland eintrat, und die Schutz und gastlichen Heerd verleihenden Burgen sich in Raubschlösser verwandelten. Jeder wollte damals herrschen und keiner gehorchen, und je größer die Zahl der Vasallen und Reisigen, desto kampf- und raublustiger schaute der Ritter durch das Fenster zur friedlichen Nachbarburg hinüber. Als unruhig und fehdesüchtig werden aus jener Zeit besonders die Harzgrafen, die Reinsteiner, Mannsfelder, Stolberger ꝛc. geschildert, und einen langen und schweren Kampf kämpften in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig († 1195) und Graf Albrecht der Bär nebst Bernhard von Anhalt. Mit verwüstender Hand in ihre Länder einstürmend hallten gewiß von des Kampfes Getöse auch des Harzes Berge wieder; denn Heinrich der Löwe hielt sich in Bodfeld auch bisweilen auf, stürzte selbst lebensgefährlich 1191 auf der Jagd, und darnach verschwindet Bodfeld aus der Geschichte. Dessenungeachtet müssen aber doch vielleicht mit längeren und kürzeren Unterbrechungen die Harzbergwerke im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Gange geblieben sein, was aus der Berufung von Bergleuten 1016 aus Franken und vom Erzgebirge, ferner durch die Anlage von Wildemann 1045, von Zellerfeld 1070 und von Grubenhagen ꝛc. nicht bloß erhellt, sondern was sich aus Urkunden vom Jahre 1157 und 1209 auch bestimmt nachweisen läßt, in denen vom Ertrage der Harzbergwerke die Rede ist. Zur Hand-

habung von Recht und Ordnung erhob sich nach Heinrich des Löwen Falle nun in Westphalen und Niedersachsen die heilige Vehme. Weil jedoch auch diese nur zu bald ihre Macht zu Haß und Rachsucht mißbrauchend, als eine Ausgeburt der deutschen Rechtsverfassung zur furchtbarsten Geißel ward, da waren es Rudolph von Habsburg (von 1273—91) und die wachsende Macht der durch Handel bereicherten Städte endlich, von denen die Raubschlösser auf dem Harze und in Thüringen abgebrochen und von Grund aus vernichtet wurden, und in diese Zeit fällt gerade die Zerstörung so vieler Burgen, die nicht wieder aufgebaut sind, und deren Geschichte in das tiefste Dunkel gehüllt ist. Allmählig brach nun zwar das milde Licht des Landfriedens auch durch des Harzes finstre Wälder und in seinen Thälern hätten friedliche Gewerbe und die Betriebsamkeit wieder ihre Werkstätten aufschlagen können, wenn nicht zu oft Hungersnoth am Heerde des häuslichen Glückes genagt und die Pest reges Leben in öde Stille verwandelt hätten. Im 14. Jahrhundert wüthete nämlich und zwar in Goslar zuerst die Pest in einer Weise, daß drei Viertheile der Menschen daran starben und die Bergleute in den Gruben liegen blieben. Hundert Jahre ruheten daher die Bergwerke; 1419 wurden wieder aus dem Erzgebirge und aus Franken Bergleute berufen, doch im 15. Jahrhundert (1473) entstanden durch brennende Hitze und Trockniß große Waldbrände, so daß es an Holz zum Betriebe mangelte, und das Erz nach dem Unterharze gefahren sein soll. Im 16. Jahrhundert hob sich der Bergbau aber wieder, und Andreasberg wurde 1521, Zellerfeld, Lautenthal zu gleicher Zeit angelegt. Auch die Eisenhüttenwerke zu Grunde und Gittelde entstanden, und nun blühete das Berg- und Hüttenwesen auf dem Oberharze in der Weise, daß es nur mit der Unterbrechung durch den 30jährigen Krieg von da ab allmählig die Ausdehnung bekommen hat, die man jetzt noch bewundern muß. Mit dem Unterharze war es aber etwas anders. Dieser mußte nämlich, als die Strahlen einer reinern Gotteserkenntniß in Deutschlands Gaue hereinbrachen, früher denn andere Länder blinden Fanatikern zum Tummelplatze dienen. Nachdem der Stolberger Thomas Münzer die Fahne des Aufruhrs unter den Bauern aufgesteckt und eine falsche Freiheit gepredigt hatte, war es der Harz mit seinen Kirchen und Klöstern, der von dieser raubgierigen Rotte zuerst stark leiden mußte. Als diese Wunden noch nicht vernarbt waren, da trug der Länder und Völker vernichtende 30jährige Krieg schon wieder seine Verwüstungen auch über die Berge des Harzes. Besonders war es Tilly nach Magdeburgs Einnahme, Wallenstein und Hatzfeld, die den Harz mehrmals durchziehend seine Städte und Dörfer unter allen Gräueln in Asche legten. Ganze Gemeinden lagerten flüchtig Wochen und Monate lang im tiefsten Dunkel der Wälder und hielten wie Nomaden hier Hochzeiten und Kindtaufen. Es bildeten sich zwar unter den Härzern selbst Guerillas, die sogenannten Harzschützen, die dem Tilly viel Schaden zufügten, doch dadurch verwildert sanken diese Harzschützen, zuletzt aus verlaufenem Gesindel bestehend, am Ende zu Räubern herab und wurden für den Harz selbst eine Plage. Durch diese Kriegsgräuel entstand unter den Bewohnern des Harzes aber solche Verwirrung, daß, als der ersehnte Friede endlich wieder eintrat, manche Familiennamen gänzlich verschwunden und

große Veränderungen in der Bevölkerung eingetreten waren. In einen Irrthum wird man jedoch verfallen, wenn man der gewöhnlichen Angabe der großen Menge beipflichtet, alle Klöster- und Dörferzerstörungen, deren Spuren man in den übrig gebliebenen Namen und Wüstungen noch wahrnimmt, aus dem 30jährigen Kriege herleiten zu wollen, weil bei mehreren derselben sich die frühere Verwüstungsperiode nachweisen läßt. In den späteren Kriegszeiten im 7jährigen Kriege hat der Harz außer einigen Durchmärschen nicht viel gelitten, und vom Drucke des französischen Invasions- und des spätern Freiheitskrieges ist der Harz mit Ausnahme des Durchzuges von 1806 nach der Schlacht bei Jena und die Lieferungen abgerechnet, auch ziemlich frei geblieben, ja einige Dorfschaften haben nie Franzosen in ihrer Mitte gesehen. Den Bergbau betreffend hat der Unterharz auch schon in früherer Zeit viele Anlagen der Art gehabt, weshalb jetzt noch die Sage Güntersberge, Stolberg, Hasselfelde als frühere volkreiche Bergstädte rühmt. Auch weisen viele alte verfallene Schächte, Halden und Schlacken darauf hin. Ob aber die Zeichen der Roßtrappe und des Mägdesprunges von Italienern hier Gold und edle Metalle suchend den Felsen eingegraben sind, um den Gang der Erze ihren volksverwandten Nachfolgern anzudeuten, und ob die Sagen nur zur Täuschung für Andere von ihnen erfunden sind, lassen wir dahin gestellt sein. Alte Stollen befinden sich darunter und Italiener sollen auch, der Sage nach, auf dem Harze gewesen sein, um ihre geheimen Schmelz- und Scheidekünste an den Erzen dieses Gebirges in kleinen tragbaren Oefen zu versuchen. Den Umfang, den die Werke des Oberharzes aber besessen haben und noch besitzen, haben die Hütten des Unterharzes nie erlangt und können ihn auch nie erlangen. Deshalb sind im Berg- und Hüttenbau hier noch viel größere Unterbrechungen als im Oberharze gewesen. Jetzt ist es Braunschweig und Anhalt-Bernburg, die nach Möglichkeit solches in Aufnahme wieder gebracht haben.

Nach dieser historischen Skizze sei es uns vergönnt, die jetzigen Härzer in ihrem Charakter, in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten noch etwas zu betrachten. Sie als ein besonderes, abgeschlossenes Völkchen anzusehen, kann man schon deshalb nicht, weil der Harz den Fürstenthümern Grubenhagen, Blankenburg, Halberstadt, Quedlinburg, dem Oberherzogthum Anhalt-Bernburg, dem Preußischen Herzogthum Sachsen, dem Herzogthum Braunschweig, den Grafschaften Mannsfeld, Stolberg, Wernigerode, Hohenstein angehörig, von den vier Regentenhäusern Preußen, Anhalt-Beruburg, Braunschweig und Hannover unmittelbar beherrscht wird oder ihrer Hoheit untergeordnet ist. Durch die Verbindung mit diesen Stammländern finden nicht blos immerwährende Familienversetzungen sondern überhaupt die verschiedenartigsten Einflüsse statt. Dessen ungeachtet haben sich ihnen aber, als Bergbewohnern, doch viele durch Natur, Klima, Erwerbsart und Schicksale angeerbte und gebotene Eigenthümlichkeiten in Charakter, Wohnort, Lebensweise und Sitten als gemeinsames Gepräge aufgedrückt. Der Härzer und besonders der Oberhärzer liebt wie alle Bergbewohner seine Berge, bekommt leicht das Heimweh und entfernt sich zum Dienst ungern sehr weit. Nach Amerika haben deshalb vom Harze noch keine Auswanderungen statt gefunden. Diejenigen aber, die

durch ihre Professionen und durch andere Gründe ihren Fuß ins flache Land gesetzt und bleibend sich angesiedelt haben, sind besonders in nördlicher und östlicher Richtung gezogen, wie bei genauer Sachkenntniß sich dies darthun läßt. Wie alle Bergbewohner, so sind auch diese fröhlich und lieben Tanz und Musik, und neuerdings hat sich dieser Sinn für Musik besonders in den Vereinen der Hüttenleute zu Hornmusik geäußert, wie man solche Vereine auf jeder Hütte fast antrifft. In diesem Fröhlichkeitssinne, verbunden mit der Armuth, wodurch des Härzers Kost so schlecht und kümmerlich ist, mag der Grund aber auch wohl liegen, weshalb er dem Brandtewein so zugethan ist, daß selbst manche Krankheiten ihren Ursprung darin finden. Ferner gehört auch Ehrlichkeit durch Ehrliebe und einen gewissen Stolz hervorgerufen, zum Charakter dieser Bergbewohner. Höchst selten wird man von Einbrüchen und Anfällen der Fremden, obwohl die Gelegenheit günstig wäre, hören, und selbst zwischen den Gehöften vermißt man recht häufig in den Harzdörfern jede Verwahrung oder auch nur einen Zaun. Auch gutmüthig und zutraulich dabei aber neugierig und geschwätzig ist der Härzer und eine Anhänglichkeit am Alten hält ihn oft noch in seiner Aufklärung und Fortbildung zurück, weshalb auch der Aberglaube und die Gespensterfurcht hier und da noch stark auftauchen. Wollte man jedoch noch kleine Unterschiede der Bewohner in den vier Hauptdistricten aufsuchen, so wie diese Theile früherhin auch den drei verschiedenen deutschen Kreisen Ober-, Niedersachsen und Thüringen angehörten, denen die Oberhärzer als Repräsentanten von Franken noch zugezählt werden könnten, so dürfte man die Braunschweiger etwa als die kräftigsten und hübschesten, auch die ihrer Tracht, Mundart und ihren Sitten am treuesten gebliebenen, an Bildung aber noch zurückstehenden, die Anhaltiner als die cultivirtesten, die ihr Nationelles aber ganz verloren haben, die Stolberger als die treuherzigsten und in Allem den Thüringern ähnlichsten, die Hannoveraner und Oberhärzer aber als die heitersten, kühnsten und muthwilligsten, dabei aber gutmüthigsten Härzer bezeichnen, welche letztere am meisten einen gewissen, aus Gemeingeist hervorgehenden Nationalstolz besitzen. Ihre Berge und ihr Bergwerk gilt ihnen mehr als Alles, und ihren Berghauptmann, auf den sie stolz sind, wie auf ihre Freiheiten, Privilegien und eigenen Gesetze, wornach er sie regiert, nennen sie daher auch wohl ihren Harzkönig. Alles lebt hier vom Bergbau, Alles dreht sich um den Bergbau, und ihre ganze Persönlichkeit, diese blassen magern Gesichter mit scharfen, sprechenden Zügen und tief liegenden funkelnden Augen, einem magern und doch muskulösen Körper angehörig, erinnern an das gefahrvolle Bergmannsleben, erinnern an das rauhe nordische Klima. Nach dieser Stammverwandtschaft mit den genannten frühern deutschen Kreisen ist aber auch eine verschiedene Mundart bemerklich; denn wenn man bei dem Oberhärzer den süddeutschen, vollrönigen, gedehnten Dialect deutlich herauserkennt, so tönt bei den Unterwohnern des Brockens der etwas ziehende, niedersächsische oder plattdeutsche, bei den Anhaltinern und Preußen der hochdeutsche, doch singende, bei den Stolbergern aber der scharfe thüringische Dialect immer durch. Genau darauf achtend wird man jedoch bemerken, daß durch die Nähe so verschiedener Dialecte fast jeder Ort seine kleinen Eigenthümlichkeiten im Ton der

Sprache angenommen hat. Besondere volksthümliche Feste und Spiele hat der Härzer nicht, es wäre denn, daß man die fast in jedem Harzorte zu haltenden Frei- und Vogelschießen mit Gewehren und Armbrüsten dahin rechnen wollte. In den ehemals lutherischen Gegenden, welcher Confession der ganze Harz mit Ausnahme Anhalts sonst zugethan war, und vorzüglich an der Grenze von Thüringen, behalten durch Tanz und Schmausereien aber immer noch einen hohen Werth die Kirmessen. Als Eigenthümlichkeiten verzehren die Nordhäuser und Stolberger am Martinsabend in den heitersten Gesellschaften ihre Martinsgänse, und am Fastnachtstage wird von allen Härzern groß und klein geschmauft, so lange Küche, Keller und Geldbeutel nur hergeben wollen und als wäre es mit den nachfolgenden Festen noch ernstlich gemeint. Die Anhaltiner entschädigen sich aber für die Kirmessen durch ihre Pfingst-, Erndte- und Holzhauertänze und durch ihre kleinen Berg- und Hüttenfeste. Ein den Härzern eigenthümliches Spiel in ihren Schenkstuben ist das Pilken. Da bei ihnen nun nicht blos die altgermanische Gastlichkeit noch heimisch ist, sondern sie überhaupt die Geselligkeit lieben, so kommen sie des Winters in sogenannten Spellstuben zusammen, was sie „spellen gehen" nennen, und die Wohlhabenden besuchen einander aus den Nachbarorten viel zu Schlitten, wobei sie vorzüglich auf schöne Schellengeläute halten. Da der Härzer und besonders der Oberhärzer sich durch eine muntere Laune, der gemeine Bergmann sich durch derben naiven Volkswitz auszeichnet, so ist er im Allgemeinen ein guter Gesellschafter, und des Harzes Sagen und Mährchen, deren es eine Unzahl gibt, und die zu erzählen er nicht ermüdet, machen nicht selten den Gegenstand seiner Unterhaltung aus. Der Härzer unterscheidet sich von dem Landbewohner nun auch noch durch die Beschaffenheit seiner Häuser, seiner Gehöfte und seiner Wohnorte überhaupt. Aus Mangel eines guten Bausteins und andern Baumateriales und bei der Nähe des Waldes trifft man höchst selten (auch nicht einmal in den Kirchen immer) massive Gebäude,*) sondern fast alle sind von Holz gezimmerte und mit Lehm, Zaungerten oder Barnsteinen ausgefachte leichte Häuser, deren Wetterseite entweder bloß oder die ganz mit Brettern beschlagen sind. Auch die Hof- und Gartengrenzen bestehen nicht in Mauern, sondern in hölzernen Stacketen oder in grünen lebendigen Zäunen. Ehedem waren auch die Schornsteine fast überall von Holz, doch sind diese namentlich in Anhalt neuerdings in feuerfeste umgewandelt worden. Die Bedachungen sind von Schiefern, Ziegeln, Schindeln und am häufigsten (selbst auf Wohnungen der Geistlichen) von Stroh, doch bei Neubauten sind sie, so zweckdienlich solche auch sein mögen, neuerlich so wie das Einlegen der Ziegeln mit Strohdecken und der Gebrauch der Zaungerten untersagt worden. Zu Ziegeln bedient man sich der Witterung wegen auch als ein Unterschied vom flachen Lande der Kramm- und Breitziegel und wegen der vielen und heftigen Windstöße liebt man an den Wohnhäusern

*) Durch das schlechte Baumaterial mag es auch wohl gekommen sein, daß die Ruinen der Burgen ꝛc. auf dem Harze selbst sich weniger erhalten haben, als die auf den Vorbergen, wo Porphyr und Sandstein sich besser dazu eigneten, als der zerbröckelnde Thonschiefer.

sowohl die Schiebeladen als auch die Schiebefenster, aber wo diese nicht sind, gebraucht man zur auswendigen Befestigung der Fensterflügel eiserne Haken. Wegen der leichten feuergefährlichen Bauart der Häuser hat der Harz von jeher bis auf die neuesten Zeiten sehr von Feuersbrünsten zu leiden gehabt, die wegen des steten Luftzuges, öftern Wassermangels und wegen der durch örtliche Lage verzögerten Hülfe der Nachbarörter mehrentheils auch von großer Ausdehnung sind. Um den heftigen Windstößen also in Betreff der Dächer zu trotzen, und um bei etwaniger Gefahr den Schornsteinen nahe zu sein, auch die Stroh- und Schindeldächer mit Wasser begießen zu können, stehen Jahr aus Jahr ein besonders am Oberharze lange Leitern an vielen Dächern, und gefüllte Wassereimer müssen im Sommer bei großer Trockniß auf polizeiliche Anordnung vor allen Häusern sich befinden. Da die meisten Harzörter in Thälern erbauet sind, so sind sie oft ermüdend lang, und Morgens und Abends besonders im Herbste und im Frühjahre in Nebel gehüllt, weil im Herbste die feuchte schwere Luft den Rauch der Schornsteine nicht aufsteigen läßt, und im Frühjahre die Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit und den Reif jeder Nacht in Rauch auflösend nach sich ziehen. Auch die Städte, von denen die Mehrzahl ihre Entstehung dem Bergbau verdanken, haben vor den Landstädten den Unterschied, daß sie sämmtlich ohne Mauern und offen sind und namentlich im Oberharze durch ihre Schindel- und Schieferdächer ein einförmiges frostiges Ansehen haben. Da aus Mangel des Pflasters viele ehrhin nur mit Lebensgefahr zu Wagen zu passiren waren, so ist durch Pflasterung den meisten neuerlich eine wesentliche Verbesserung gegeben, und auch die hauptsächlich auf dem Unterharze ehedem vermißte Reinlichkeit scheint durch größern Schönheitssinn jetzt immer mehr einkehren zu wollen. Als ihren Schmuck bei festlichen Gelegenheiten lieben die Harzer besonders Laub- und Blumengewinde, in deren Anfertigung selbst auch die kleinsten Kinder schon eine große Geläufigkeit besitzen.

Gelüstet es Dich, lieber Leser, nachdem wir den Harz von allen Seiten Dir nun gezeigt haben, nicht auch nach einem Brockensträuschen oder nach einem Eichenlaubkranz für Deinen leichten Reisehut? Herrliche Chausseen selbst bis unter den Gipfel des Brockens durchkreuzen auch dies Gebirge jetzt nach allen Richtungen, und der Postenlauf bringt Dich wohin Du Dich sehnst. Doch nicht um in der Sonnenhitze des Sommers in das lederne Gefängniß einer Postkutsche hinter beängstigende Glasgitter Dich zu stecken, preisen wir Dir solches an, wir würden damit durch Beraubung des frischen, kühlenden Laubgewölbes der Eiche und Buche uns an Dir als rüstigem Fußgänger versündigen; nein um durch Vergleichung des Alten mit dem Neuen Dir auch diese neuere Annehmlichkeit des Harzes nur zu zeigen, gedenken wir dessen. Wolltest Du oder müßtest Du Dich aber doch der vierfüßigen Hülfe bedienen, so merke Dir wenigstens, daß Du mit dem eigenen Gespann der Holz-, Kohlen- und Erzfuhren ausweichen mußt, und beachte die Inschriften der Handweiser. Ein fernerer Rath ist: Begrüße den Bergmann mit einem Glückauf! pfeife nicht, wenn Du in den dunkeln Schooß der Erde hinabsteigst, du möchtest damit die Erzanbrüche verschwinden und des abergläubischen Bergmanns Unwillen rege machen, beachte des Winkes, wenn er Dir zuruft: Auf-

sahn's, befahre Höhlen, besonders Kalkschlotten nicht beim Gewitter, Du kannteſt von ſich löſenden Klippen leicht erſchlagen werden, und — laß Deine mit Dreien und Sechſern gewaffnete Hand im Wohlthun nicht müde werden, wenn muthwillige Pochjungen und Kinder mit friſchen Erdbeeren, Eichenlaubgewinden und ihren Sprüchlein heranend Dir entgegentreten.

Es iſt hier Mode und Manier,
Die Brockengänger zu ſchnüren allhier ꝛc.

Wir hören Dich klagen über Mangel des zum Reiſen benöthigten Geldes und der Zeit. — Ueber Mangel der Zeit? — So viel muß Dir in jedem Geſchäfte übrig bleiben, vierzehn Tage des Jahres ein Mal nicht der Sclave Deines Brodtgeſchäftes zu ſein, ſondern Dir ſelbſt zu leben. Das biſt Du Dir, das iſt der Dienſt Dir ſchuldig. — Und Geld? Nun wenn Du auch nur einige Thaler, die ſich ja, wenn man will, wohl leicht wieder erſparen laſſen, ärmer wirſt, um wie Vieles reicher wirſt Du auf jenen friſchen anmuthigen Höhen an neuen, nie gekannten Gefühlen werden, die, wenn ſie in derſelben Lebendigkeit auch nicht fortdauern, Dir doch immer eine ſchöne Erinnerung zurücklaſſen! Und wer Du auch biſt, welchem Alter, welchem Geſchlechte, welchem Stande, welchem Fache, welchem Studium und Geſchäfte, welchem Glaubensbekenntniß, welcher Bildungsſtufe Du auch angehörſt, wie Du Dich gewöhnt haſt zu denken und zu empfinden, ſchon als bloßer Menſch und Theil der geiſtigen Schöpfung wirſt Du hier, wo die Natur in ſolcher lebendigen unverdorbenen und gleichſam heiligen Sprache zu Dir redet und den großen Schöpfer in jedem Baumblatte, jedem Quell, jedem Felſen, jedem ſchönen Bergkryſtall Dich erkennen läßt, etwas finden, was ſich an Deinen Verſtand und Dein Gemüth anſchmiegt und nicht von Dir kalt überſehen und verſtoßen ſein will, wobei Du alſo länger verweilen möchteſt. Komm denn, Freund, mit friſchem Muth gegürtet wenn Du willſt, ein biederes Glückauf! ſoll zu jeder Jahreszeit Dir entgegen tönen; komm im Winter und ſchaue die rieſigen Gräber mit ihrem Leichengewande, an ihrem Fuße aber glänzende Eisgrotten wie Eingänge zur dunkeln Unterwelt; komm im ſchönen Juni, erquicke Dich an friſcher Wälder würzigem Dufte und geneſe hier am Altar der Natur vom Stockſchnupfen ſtädtiſcher Verſchrobenheiten; komm in dem heitern Sommer und ruhe von der Hitze der Wanderung am ſchattigen Quell kühlende Beeren Dir ſuchend; komm in dem ernſt ſtimmenden Herbſte und auch ſelbſt dann, wenn der bräunlich gefärbte Wald und die fallenden Blätter Dich an die höhere Bergfahrt an der Grenze des Lebens erinnern und gleichſam auch ein wehmüthiges Glückauf! Dir noch nachrufen, auch dann wird die Erinnerung an dieſes Bild dir ſpäter immer noch theuer bleiben, und ein Ja und Amen aus der Tiefe Deines Herzens wird wie ein ſanfter Nachhall über Deine Lippen dahin gleitend unwillkührlich als Erwiederung zurücktönen.

Dürften wir Dir aber Dein Reiſebündel noch mit etwas beſchweren, oder wollteſt Du in des Winters langen Abenden Dich im Voraus einmal für eine Bergfahrt nach dieſem Waldgebirge rüſten, ſo erlaube, Dir noch eine kleine Ueberſicht der vorzüglichſten Werke über den Harz einhändigen zu dürfen.

Abgesehen davon, daß in so vielen historisch-antiquitätischen älteren Werken von Spangenberg, Eckstorm, Leukfeldt, Beckmann, Abel, Zeitfuchs, Merian, Melissantes ꝛc. des Harzes gedacht wird, und daß man auch ältere, bloß den Harz betreffende historisch-statistische Schilderungen z. B. von Berend, Honemann, von Rohr, Stübner und Andern besitzt, sind in neuern Zeiten außer den geschichtlichen Werken von Gottschalk, Hoffmann und Havemann ꝛc. auch besondere gedruckte Führer durch den Harz erschienen. Die Bahn hat darin Gottschalk mit seinem sehr empfehlenswerthen Taschenbuche für Harzreisende gebrochen, und in seine Fußtapfen sind, wenn gleich in veränderter Manier, Niemann, Schumann und Blumenhagen und zwar letzterer im modernen, verschleierten Novellengewande getreten. Das Werk von Dr. Zimmermann, das sich durch Originalität und gediegene Wissenschaftlichkeit auszeichnet, umfaßt mehr den Oberharz, und ist mehr für den reisenden Naturforscher und Mineralogen geschrieben.

Außerdem gibt es auch noch eine Menge theils abgesondert herausgegebene theils Zeitschriften, einverleibte Monographien über besondere Theile oder Gegenstände des Harzes, unter denen ich nur Gottschalks und Schusters Harzsagen und Delius Bruchstücke der Geschichte des Amtes Elbingerode hervorheben will.

Ein besonderes, auf dem Harze selbst erzeugtes Journal, wie es im Harzfreunde bezweckt wurde, hat bis dahin nicht gedeihen wollen. Einer schönern Fortdauer erfreuet sich dagegen der schon vor mehreren Jahren gestiftete „naturforschende Verein des Harzes."

Unter den Harzkarten sind immer noch die besten die von Fritsche, welche das Gottschalksche Taschenbuch begleitet und neuerdings in berichtigter Gestalt bald wieder hervortreten wird, und die von Berghaus, die für den Mineralogen und Bergmann besondere Wichtigkeit hat. Außerdem gibt es auch noch eine höchst interessante Durchschnittskarte vom Harzgebirge, wo das Innere mit seinen Erzgängen und Lagern im Profile dargestellt wird; diese ist jedoch bloß für den Berg- und Hüttenmann radirt worden.

Sollte jemand diesen Ueberblick des Harzes zu gedehnt finden, so bemerken wir nur, daß wir ein ganz getreues Bild des von allen Seiten beleuchteten Harzes, wie es noch nicht vorhanden ist, liefern wollten, und dazu gehört, daß wir auch die kleinsten Züge, wenn sie sonst ihm vorzugsweise vor dem flachen Lande angehören und darum characterisirend sind, aus diesem Bilde nicht weglassen durften. Daß es aber auch wirklich nicht zu gedehnt sei, in dieser Ueberzeugung bestärkt uns zu unserer Beruhigung der Hinblick auf den Umfang unseres Vorhabens, bei welchem dieser Ueberblick, wenn er als Theil zum ganzen in einem richtigen Verhältniß stehen soll, allerdings nicht kürzer sein und nichts von dem Aufgenommenen hinweggelassen werden durfte.

Schönichen.

Hohenstein.

Nun steh'n die Thürme leer, durch ihre Fenster
Glüht Abendroth und wandelt Zugluft frei,
Wenn nicht ein wucherndes Gesträuch
Die üpp'gen Gitter drüber hin verzweigt.
Hoch rauscht das Gras im Schloßhof;
Die Mauern nicken ein und Steine
Sah'n gräbergleich aus dem Gebüsch hervor.
Im Thal derweile murmelt fort und fort
Der Bach dahin, mit unverstandnen Lauten
Erzählend noch von mancher alten That,
Und hohe Buchen flüstern mit darein.
Wir Deutsche rasten gern auf solchen Trümmern.

Friedrich de la Motte Fouqué.

Auf grünen Wiesengrund hingebreitet liegt, zwei Stunden von Nordhausen und eine Stunde von Ilefeld, der Hauptort der Grafschaft Hohenstein, der Flecken Neustadt. Nach kurzem Verweilen vor der am Rathskeller stehenden, stattlich aufgeputzten Rolandssäule, hatte ich mich in die ziemlich gentile Amtsschenke begeben und verließ jetzt dieselbe, um die malerischen Trümmer der alten Burg Hohenstein zu besuchen, die von einem hohen waldigen Porphyrberge ernst und still und ehrwürdig herabschaut auf den Ort, der

An den grünen Fuß des Berges
Stille sich und furchtsam schmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sclavinn lieget.

Der Abend hatte bereits seine verklärenden Lichter über die Berge ausgegossen, immer höher erglühte in der purpurnen Beleuchtung das frische Colorit der Höhen und Tiefen, sanft murmelnd zog der Bach durch das duftende Wiesenthal und die Glocken der zerstreuten Heerden tönten, wie ein friedliches Abendgeläut, durch die feiernde Stille, als ich auf einem geebneten, vom schönsten Laubgehölze beschatteten Wege, wie unter einem grünen Dome, zu den Ruinen hinanstieg. — Früher als ich gedacht, erreichte ich das offene Thor der Burg.

Kein Lanzknecht mit vorgehalt'nem Speer
Vertritt den Eingang dem Wandrer mehr.
Kein Wächter fragt: Wohin? Woher?
Kein Ritter preßt Zoll. — Ein freies Geleite
Gibt hüpfend und flatternd der Raben Schaar.
Sonst schallte das Hifthorn in die Weite,
Nun tönet, wie Glöcklein, der Unken Geläute;
Das Heimchen ist jetzt, was der Harfner war,
Die Eul' ist Thürmer, und Burgvogt der Aar.

Diesem Thorgewölbe folgt in geringer Entfernung ein zweites und beide bildeten den Haupteingang der Burg, die in den Zeiten ihres Glanzes gar stattlich in die Thäler hinabgeschaut haben mag.

Rechts und links liegen halbversunkene und von Gebüsch umsponnene Mauern und zwischen ihnen hin gelangt man auf den Burghof, dessen sammetweicher, schwellender Rasen in sonniger Helle lacht und den Wanderer einladet, einen Augenblick zu rasten; denn noch hat man den Gipfel des Berges, auf welchem der Haupttheil der Burg liegt, nicht erreicht, sondern wenigstens noch ein Viertheil des Berges ist von hier aus zu ersteigen.

Vom Burghofe führt links, an der Ringmauer hin, ein Pfad über loses Steingerölle nach dem nördlichen Theile der Burg, der noch am Besten erhalten ist. Zuerst gelangt man an ein niederes Thorgewölbe. Auf der linken Seite desselben gähnt den Wanderer eine finstere Gruft an, welche das ehemalige Burgverließ in sich verbirgt. Es hatte eine bedeutende Tiefe, da aber seit undenklichen Jahren jeder Beschauer der Burg einige Steine hat hinabrollen lassen, so ist es jetzt so ziemlich ausgefüllt. —

Von hier, weiter östlich, geräth man unter eine Masse von Trümmern, die so bedeutend und weitläufig sind, daß man sich darunter verirren könnte. Zwischen gewaltigen Steinmassen, die sehr glücklich beim Bau der Burg benutzt sind, zwischen düstern Kellergrüften, hohen Wölbungen von Thoren, gigantischen Felszacken, halbeingebrochenen Thürmen, hohen, Einsturz drohenden Wänden mit unzähligen Fensteröffnungen, die wie lauernde Augen auf den Nahenden herabstarren, windet man sich hindurch und wird durch die Kolossalität der Ruine mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Besonders häufig trifft man eine große Menge viereckiger, dunkler Räume an, von denen einige so gut erhalten sind, daß man darin zur Noth übernachten könnte, während andere nur mit der größten Vorsicht betreten werden dürfen, theils weil der dröhnende Boden in denselben unterirdische Gewölbe verräth, theils weil man oft beim Durchkriechen derselben, ehe man es ahnt, an einem jähen Abgrunde steht, in dessen funfzig und mehr Fuß betragende Tiefe der Unvorsichtige sehr leicht hinabstürzen kann. — Schön ist übrigens der Anblick, wenn man in einem dieser dunkeln Räume steht und durch eine Maueröffnung in die reizende Landschaft hineinschaut.

Durch ein noch ziemlich erhaltenes Thorgewölbe gelangt man endlich, nachdem man den Kern der Ruine fast ganz umgangen hat, zu dem höchsten Theile der Burg. Aufathmend steht der Wanderer auf der Zinne der mürben Mauern und blickt mit freudigem Entzücken hinab auf die lachenden Fluren. Oft schon stand ich hier oben, wenn aus Baum und Strauch, aus Gemäuer und Wolke, aus Himmel und Erde, durch Vögel, Glocke, Luft und Sonne der große, herrliche Morgensegen klang und begrüßte von den wankenden Zinnen herab das erwachende Leben eines schönen Sommermorgens, badete mich im Strome der frischen Waldluft und blickte auf die hohen Berggipfel, die

düstern Waldungen, die lichtgrünen Waldwiesen, die dunkeln Schluchten, die blauen Fernen; oft schon lag ich hier oben träumend auf duftendem Moose und schaute, unter dem Flüstern und Säuseln des Laubes, den fliehenden Dohlen und den ziehenden Wolken nach, — und dennoch entdeckte ich immer neue Schönheiten an Burg und Gegend. — Auch heute war ich von Hohenstein's Herrlichkeit tief ergriffen! — Die röthlichen Steinmassen der Burg waren von der sinkenden Sonne noch höher geröthet und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, welche in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erschelnen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen einen so eigenen, geheimnißvollen Reiz verleiht, und einzelne, flockige Wölkchen ruderten langsam über das dunkle Blau des Himmels hin. Mein Auge weilte mit ernstem Sinnen auf den düstern Waldungen, die, gegen Norden, die Burg hoch überragen, und ruhte dann wieder mit Entzücken auf der köstlichen Landschaft, die mit ihren Städten, Dörfern, Bächen, Wäldern und Fruchtauen zu meinen Füßen lag. Ueber die tiefen Gründe, über frischgrüne Wiesen hinweg, flog mein Blick zu dem hohen Berggipfel, auf welchem der alte, ehrwürdige Thurm der vieltheuern Burg Kyffhausen verwittert, und verfolgte die ganze Bergkette, welche sich von dieser sagenreichen Ruine nach dem fernen Westen, bis zu den Burgruinen der beiden Gleichen bei Göttingen, erstreckt. Auch die Rothenburg, den Possenthurm, den Strausberg, Lohra, die Hasenburg, den Ohmberg u. s. w. kann man deutlich erkennen. Näher liegt die Stadt Nordhausen, mit welcher Hohenstein oft in blutiger Fehde lag, mit ihrem hohen Petrithurme, und da und dort, in Gebüsch idyllisch versteckt, ein friedliches Dorf, Osterode, wo jetzt die Glocken des alten Hohensteins erklingen, dort Werna, hier Salza und viele andere Orte und dicht unter dem Berge der Flecken Neustadt mit seinen freundlichen Häusern.

Die Grafen von Hohenstein stammen, wie fast alle alten Chronisten behaupten, von Karl dem Großen ab. Ludwig IV., König von Frankreich, ein Sohn Karls des Einfältigen, hatte nämlich zwei Söhne, von denen der eine, Karl, Herzog von Lothringen wurde, und zu Verona im Gefängnisse sein Leben auf eine traurige Weise endigte. Der Sohn dieses Karl, Ludwig der Bärtige, (cf. **Tenzel: Ludovicum barbatum Carolingico editum sanguine vetus fama fert**) kam nach Thüringen, wo ihm Kaiser Conrad ein Stück Land schenkte und ihn mit Cäcilien, einer Enkelin seiner Frau, vermählte, die ihm Sangerhausen zum Brautschatz mitbrachte. Er starb und hinterließ drei Kinder: Ludwig den Springer, Beringer und Jutta. (cf. Hoche: Gesch. d. Grfschft. Hohenstein p. 40). Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich nun annehmen, daß Beringer's Sohn, Conrad, im J. 1110 die Burg Hohenstein, wenn auch nicht neu erbaute, doch wenigstens wieder herstellte. (cf. **Ecast. Chr. W. p. 17**). Er starb ohne Erben und seine Besitzungen kamen an die Schwester seines Vaters, Jutta, die an einen Grafen von Linderbeil und Bielstein, der in der Gegend,

wo jetzt Ilefeld liegt, wohnte, vermählt war. (Eine Burg, Namens Bielstein, hat es übrigens bei Ilefeld nie gegeben.)

Ein Nachkomme Jutta's, Eilger II., bat Herzog Heinrich den Löwen, welcher sein Lehnsherr war, an einer Stelle, wo sein Vater, Eilger I., eine ewige Lampe gestiftet hatte, ein Kloster erbauen zu dürfen. Heinrich hatte nichts darwider, doch verlangte er: daß Eilger II. auf Burg und Gebiet von Ilburg Verzicht leisten, Beides den neuen Klosterbrüdern zu Ilefeld einräumen, der Jungfrau Maria eine Kirche bauen, den Titel „von Ilburg" ablegen, dafür aber den eines Grafen von Hohenstein sammt der Belehnung dieses Besitzthumes annehmen solle.

Eilger nahm diesen Vorschlag an, erlebte aber die Vollendung des Klosters Ilefeld nicht, sondern starb schon im J. 1189.

Eilger II. ist also der erste sicher bekannte Graf von Hohenstein. Kaiser Heinrich VI. ernannte ihn zum Reichsgrafen von Hohenstein. Er übertrug ihm nämlich die Verwaltung der Justiz in den Ländern, die er von Heinrich dem Löwen zu Lehn hatte, und worunter auch Manches sein Eigenthum war. Als die Hohenstaufischen Kaiser mit Friedrich II. und seinem unglücklichen Enkel, Conradin, abstarben und in Deutschland die große Revolution vorging, in welcher aus den Vasallen Landesherrn wurden, so gingen auch die Grafen von Hohenstein ihrem Ansehen entgegen, und machten das zu ihrem Erb- und Eigenthume, was sie von dem Reiche eigentlich nur zum Lehen hatten. (cf. Hoche: l. l. p. 52. 53.)

Graf Eilger III. starb im J. 1219. Er ist insofern merkwürdig, weil er der Stammvater der Grafen von Stolberg wurde. Von seinen beiden Söhnen pflanzte nämlich der ältere, Dietrich, den Hohensteinschen Stamm fort, während die Nachkommen Heinrich's, des jüngern, die Reichsgrafen zu Stolberg sind, deren ausgebreitete Familie noch jetzt in mehreren Zweigen blüht, während jener längst vertrocknet ist. Die Hohensteiner hatten sich indessen nicht minder ausgebreitet, und ihr Stammbaum war stark beastet. Die Grafen und Herrn von Heldrungen, Clettenberg, Heringen, Ellrich, Kelbra, Lohra, Scharzfeld, Lauterberg u. s. w. waren alle Zweige desselben, von denen aber jetzt nicht ein einziger mehr grünt. Aus den Namen dieser Linien, die sich nach den Oertern nannten, welche sie besaßen, ergibt sich zugleich der Umfang ihres Eigenthums, zu dem aber auch noch Ilefeld, Spatenberg, Spondershausen, Greußen, Rockstedt, Andreasberg, Walkenried, die Gerichte Bodenstein und Allerberg, das Amt Großbodungen, Morungen, Wippra, Artern u. s. w. gehörten und die jetzt noch so genannte Grafschaft Hohenstein ist daher nur ein ganz kleiner Theil desselben. In vielen dieser noch jetzt vorhandenen Oerter sehen wir auch noch theils bewohnbare, theils zerstörte Reste ihrer Wohnungen.

Obwohl von Eilger II. an gar viele Grafen auf dem Hohensteine herrschten, so ist doch keiner von ihnen durch merkwürdige Schicksale oder glänzende Thaten bemerkenswerth. Ihr Geschlecht stand aber in großem Ansehen, denn sie waren reich, wurden unter die edlen Geschlechter der alten sächsischen Vierfürsten, denen die Wahl der obersten

Richter und Heerführer oblag, gezählt (cf. Spangenbergs sächs. Chron. p. 55. Lucae Grafensaal p. 276), waren kaiserliche Vögte in Nordhausen, Schutzvögte des Stiftes Walkenried und hatten, als Reichsgrafen, auch das Münzregal. Der letzte Graf von Hohenstein, der freilich nur als Schlußstein seines Geschlechts betrachtet, ein besonderes Interesse hat, hieß Ernst VII., war am 24. Februar 1562 geboren und wurde in seinem zweiten Jahre schon Coadjutor und später Administrator von Walkenried. Er war zweimal verheirathet. Das erste Mal mit einer Gräfin von Barbi, die ihm vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter gebar. Der Sohn starb aber schon im dritten Jahre. Das zweite Mal hatte er eine Gräfin von Eberstein zur Frau, die ihm keine Kinder gab. Als er daher sah, daß seine Güter an lachende Erben kommen würden, lebte er herrlich und in Freuden und lud noch eine beträchtliche Schuldenlast auf sein Land. Er starb am 8. Juli 1593, aber nicht, wie Hoche (Hohnst. Gesch.) und Gottschalk (Ritterburgen u. s. w.) annehmen, auf dem Schlosse Lohra, sondern im Kloster Walkenried (cf. Leuckf. A. W. P. II. p. 112). Allerdings war er in der letzten Zeit zu Lohra, ließ sich aber schon am 17. Mai, weil er fühlte, daß sein Tod herannahe, nach Walkenried bringen. Er hatte Fieber und da es der Arzt zu früh vertrieb, bekam er Gliederreißen. Es besserte sich jedoch und man dankte schon in den Kirchen zu Ellrich, Bleicherode und Lohra, als er unvermuthet an einem Sonntage sanft und selig verschied. „Kurz vorher frug er nach der Stunde. Man sagte ihm solche. Es war kurz vor zwei Uhr; und er sprach: So pflege ich ein wenig zu ruhen! — Er schlief aber auf immer ein, in eben der Stunde, worin er war geboren worden." — (cf. Eckst. Leichenpredigt auf Ernst VII.). Da das Geschlecht der Hohensteiner mit ihm erlosch, so wurde auch das Wappen, der Siegelring und das Schwert mit ihm in's Grab gelegt. Nur eine seiner Töchter, Juliane, an den letzten Grafen von Gleichen-Spiegelberg vermählt, überlebte ihn. Sie starb als der letzte Sproß des Hohenstein'schen Geschlechts im J. 1633.

So viel Schulden auch auf Hohenstein lasten mochten, so viel auch von dem Lande zersplittert worden war; so erhob sich doch sogleich ein heftiger Successionsstreit über den Besitz der Grafschaft, der vierzig Jahre dauerte und die wichtigste Periode der Hohenstein'schen Geschichte ist.

Die Prätendenten waren:

1) Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig. Er stützte sich auf die Lehnsverbindung, in welcher die Hohensteiner mit ihm gestanden.
2) Graf Christoph zu Stolberg und
3) Graf Karl Günther zu Schwarzburg.

Beide beriefen sich auf eine, schon im J. 1433 errichtete und von den Kaisern mehr als einmal als gültig anerkannte und bestätigte Erbverbrüderung. — Da Braunschweig seine Ansprüche mit Gewalt geltend machte und sich mit gewaffneter Hand in den Besitz der Grafschaft setzte, so sahen sich die Grafen, welche nicht die Macht hatten,

Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, genöthigt, Braunschweig beim Reichskammergerichte zu verklagen. Allein so günstig auch dies Gericht für die Grafen sprach, so fehlte es doch ganz und gar an der Macht, diesen schönen Sentenzen den gehörigen Nachdruck zu geben. Bald darauf brach der 30jährige Krieg aus und in der Verwirrung, welche ganz Deutschland ergriff, schwand den Grafen alle Hoffnung, jemals wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen. Und in der That war das Oberhaupt des deutschen Reiches, Kaiser Ferdinand II., selbst so ungerecht, die Grafschaft in Besitz zu nehmen und sie, ohne auf die Einwendungen der Grafen zu hören, dem Grafen von Thun, seinem Kammerherrn, für 60,000 rheinische Gulden wiederkäuflich einräumen zu lassen. Als die Schweden nach der Schlacht bei Lützen die Kaiserlichen überall verjagten, mußte auch Thun die Grafschaft Hohenstein aufgeben und nun bot Braunschweig dem Grafen einen Vergleich an, der auch zu Stande kam und nach welchem die Grafen die Hälfte der Grafschaft Hohenstein in den Aemtern Lohra und Dietenborn nebst der Stadt Bleicherode und allen dazu gehörigen Dörfern als im Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbüttel erhielten mit dem Versprechen, daß ihnen auch die andere Hälfte zufallen solle, sobald die wolfenbüttelsche Linie ausstürbe.

Die wolfenbüttelsche Linie erlosch schon nach zwei Jahren und die Grafen, welche jetzt auch das Amt Clettenberg erhielten, waren sehr zufrieden, da zog im J. 1636 das Bisthum Halberstadt Lohra und Clettenberg als eröffnetes Lehn gewaltsam ein und verjagte die gräflichen Diener. Die Grafen klagten zwar wieder beim Kaiser, allein der Bischof Leopold von Halberstadt war ein österreichischer Prinz und die Grafen wurden abgewiesen, mit leeren Vertröstungen beschwichtigt und mit der Erlaubniß entlassen, den Titel: „Grafen von Hohenstein, Herren zu Lohra und Clettenberg," führen zu dürfen. — Durch den westphälischen Frieden kam die Grafschaft an Brandenburg und Churfürst Friedrich Wilhelm wurde der neue Herr über Lohra und Clettenberg nebst Ellrich, Bleicherode, Sachsa und Benneckenstein. Im J. 1650 ließ er sich huldigen, gab aber schon im folgenden Jahre Alles an den Grafen von Sayn und Witgenstein, Johann, „aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste, (der Graf war sein Bevollmächtigter beim westphälischen Friedenscongresse gewesen), so wie für gethane Vorschüsse," behielt sich jedoch die Landeshoheit und die Zurücknahme gegen die Erlegung der dargeliehenen Summen vor. Die Einlösung erfolgte auch unter Churfürst Friedrich III., dem nachherigen ersten preußischen Könige, im Dec. 1699, und seitdem hat es, bis auf die westphälische Zeit, ununterbrochen zu Preußen gehört.

Die Schicksale der Burg Hohenstein selbst sind höchst unbedeutend. Im Jahr 1350 wurden von ihr aus so arge Räubereien getrieben, daß das ganze umliegende Land laut um Hülfe schrie und kein Reisender es mehr wagte, in der Nähe der Burg vorüberzuwandern. Der damalige, landgräfliche Oberhauptmann in Thüringen, Heinrich V., Graf von Hohenstein, that Alles, diesem Unwesen

ein Ende zu machen und forderte auch die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt auf, ihm beizustehen. Die Bürger waren gern bereit und bald stand ein wohlgerüstetes Heer vor der Burg. Nicht weit von ihnen lagerte sich aber nun auch Herzog Otto von Braunschweig mit einem bedeutenden Haufen. Da die Städter nicht wußten, was sie von ihm zu erwarten hatten, so schickten sie Abgeordnete mit der Bitte zu ihm, sie in der Berennung der Burg nicht zu stören. Das wurde von Otto zwar versprochen, aber schlecht gehalten; denn als sie eben mit Berennung der Burg beschäftigt waren, überfiel er sie tückischer Weise, jagte die Erschrockenen, die sich eines solchen Angriffs nicht versehen hatten, auseinander, nahm ihrer viele gefangen, schleppte sie in die Gefängnisse des Hohensteins und ließ sie nicht eher wieder frei, bis für sie ein stattliches Lösegeld bezahlt worden war.

Im J. 1412 wurde die Burg in aller Stille überfallen und eingenommen. Die Grafen hatten nämlich ihre Besitzungen unter einander getheilt und Alle waren mit der Theilung zufrieden bis auf Graf Dietrich IX., welcher in Heringen wohnte. Dieser behauptete: die andern Grafen hätten mehr bekommen, als er und es müsse deshalb noch einmal getheilt werden. Dazu kam noch, daß er erfuhr, daß seine Vettern in einer Fehde, die er mit Walkenried gehabt hatte, das Kloster heimlich begünstigt hätten. Dies vergrößerte seinen Zorn um ein Bedeutendes und er war von der Rechtmäßigkeit seiner Forderung so fest überzeugt, daß er, als die Vettern eine nochmalige Theilung verweigerten, beschloß, sein gutes Recht zu erzwingen. Er sah sich nach Bundesgenossen um und fand bald in Friedrich von Heldrungen den rechten Mann.

In Thüringen hauste nämlich damals die Fleglergesellschaft, die sehr viel Unheil anstiftete. Der Ursprung dieser gefährlichen Verbindung war folgender. Günther XXIX., Graf von Schwarzburg, hatte die Hand seiner Tochter Anna dem Grafen Philipp von Nassau versprochen. Bald darauf gereuete es ihn. Er gab dem Nassauer dafür, daß er zurücktreten mußte, eine bedeutende Summe Geldes und verlobte seine Tochter mit dem Landgrafen Friedrich dem Friedfertigen. Friedrich hing nun ganz von seinem Schwiegervater ab. Er bestimmte seiner Gemahlin Tenneberg, Waltershausen und Käfernburg, nebst einem Theile der jährlichen Einkünfte von Sangerhausen, zum Wittwenthum. Diese Güter aber sollten, im Fall, daß sie sich wieder verheirathete, von seinen Vettern, Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm II., wieder eingelöst werden können. Diese Letzteren waren aber mit diesem Vermächtnisse gar nicht zufrieden. Günther regierte indeß in seines Schwiegersohnes Namen und verhinderte sorgfältig, daß die Vettern einander nicht besuchen durften; ließ auch keine Bittschrift der Unterthanen an Friedrich selbst gelangen. Diese Härte machte, daß die Unterthanen bei dem Churfürsten Friedrich, dem damaligen Markgrafen von Meißen, klagten und demselben den Verdacht einflößten, als wolle Günther, weil seine Tochter keine Kinder hatte, das Landgrafthum an sich, oder doch wenig-

stens einzelne Stücke davon an Böhmen, Hessen und Mainz bringen. Der Markgraf drohte mit den Waffen, wenn Günther seine angemaßte Vormundschaft nicht niederlegen würde. Da Günther diese Drohung verachtete, so begann die Fehde. Die Meißnischen Truppen setzten sich in Bewegung und Wilhelm zog über Erfurt nach Gotha und setzte sich mit Gewalt in Besitz dieser Stadt. Als Günther sah, daß man Ernst machte, verband er sich mit Friedrich von Heldrungen, der auch ein Feind des Meißnischen Hauses war. Sie warben Bauern, Tagelöhner, Drescher, nebst vielen verdorbenen Edelleuten an. Die Begierde nach Beute machte diese Gesellschaft, die man die Flegeler und ihren Krieg den Flegelkrieg nannte, zahlreich. Der Flegelkrieg fiel aber für den Landgrafen unglücklich aus. Er sowohl als Günther mußten um Gnade bitten und Friedrich von Heldrungen suchte nun Gelegenheit, sich und seine Anhänger auf Unkosten eines Andern zu erhalten.

Zu dieser Zeit that Dietrich IX. von Hohenstein dem Friedrich von Heldrungen den Antrag, mit ihm gegen seine Vettern zu ziehen. Friedrich war sogleich bereit. Beide wurden miteinander einig, in der Nacht, wenn Alles schliefe, das Schloß Hohenstein zu überfallen. Die Nacht vom 15. Sept. (Hoffmann in seinen Ritterburgen gibt den 18. Sept. an) begünstigte auch den Plan der unedlen Helden und sie erstiegen die Burg mit Hülfe eines Spions, der Hinz Herzog hieß, so ganz ins Geheim und ohne daß es ein Mensch darin gewahrte, daß sie sogar den alten Grafen Ulrich von Hohenstein im Bette gefangen nahmen. Sein Sohn, Graf Heinrich von Kelbra, wurde durch den Lärm geweckt und entkam, obwohl unbekleidet, mit Hülfe seiner Gemahlin Margarethe von Weinsberg, die ihn an einem Seile aus dem Fenster hinabließ. Er floh nach Ilefeld und wandte sich von hier aus an Landgraf Friedrich den Streitbaren. Dieser nahm sich seiner an und schickte eine Anzahl Truppen in das Gebiet von Heldrungen, um den Friedrich für seine Unruhen zu bestrafen. Weil er nun Anführer der Flegeler gewesen war und jetzt auf's Neue Unruhen erregt hatte, so wurden ihm seine Besitzungen Heldrungen und Wiehe genommen und Heinrich IX., Ulrich's III. Sohn damit beliehen. Friedrich irrte, nach dem Verluste seiner Güter, wie vogelfrei umher, bekam zwar von Dietrich als Entschädigung Elbingerode abgetreten, das er aber nie ruhig besessen hat, und wurde endlich beim Dorfe Mackenrode, wohin er sich verirrt hatte, als er unter Leitung Hinz Herzogs nach Scharzfels wollte, mit einem Schweinsspieße erstochen. Eine Grabschrift auf ihn steht in Pfefferkorns Th. Merkw. K. 29. und lautet:

Wer in dem Leben hat nur Flegelswerk gemacht,
Der wird auch wie ein Schwein und Flegel umgebracht.

Dietrich IX. fürchtete, daß die Reihe auch an ihn kommen möchte, unterwarf sich daher und söhnte sich mit dem Landgrafen aus. Noch in demselben Jahre verkaufte er seinen Antheil an Hohenstein, nebst Heringen und Kelbra, die ihm gehörten, an den Grafen Botho von Stolberg, ging fort und soll im J. 1417 zu Drin-

genberg im Paderbornschen im Gefängnisse gestorben sein. Nun war die Burg Hohenstein ein mit lehnsherrlicher Bewilligung erhandeltes Eigenthum des stolberger Hauses.

Die ersten Jahre des 30jährigen Krieges enthalten für Hohenstein nichts Merkwürdiges, denn in dieser Zeit war der Schauplatz vorzüglich in Böhmen und Oberdeutschland. Später aber war die Gegend am Harz auf der Nord- und Westseite der Tummelplatz mit. Sie wurde schrecklich verwüstet und mußte Alles dulden, was eroberte Länder kleiner Herrn von Barbaren gewöhnlich erduldeten. Bald kamen Wallenstein'sche Truppen hierher und besetzten das Schloß Hohenstein. Als sich Sachsen durch den Prager Frieden mit dem Kaiser verbunden hatte, nahm der sächsische Oberst Graf Vitzthum von Eckstädt es ein, verlangte eine unerschwingliche Brandschatzung und da diese nicht gezahlt werden konnte, so ließ er es 1622 in der Christnacht in Brand stecken. Damit auch Niemand löschen oder etwas daraus retten konnte, so wurde das Feuer an mehreren Orten zugleich angelegt, rings um die Burg Wellen aufgethürmt, angezündet und nun ein Kreis von Soldaten darum gezogen, der alle Hülfe zurückhalten mußte. Bei diesem Brande gingen auch die wichtigsten Documente des Hochstifts zu Halberstadt, welche der Kammerschreiber Herrmann Widdecke, über Blankenburg hierhergeflüchtet hatte, verloren. (cf. Abel's Halberstädt'sche Chronik p. 526.)

Als man später den Brandschutt durchsuchte, zog man ein großes, hölzernes Crucifix hervor, welches in den Flammen nicht den mindesten Schaden gelitten hatte. (cf. Zeitfuchs: Stolbergsche Chronik).

Der Graf Christoph von Stolberg beschwerte sich über diese schändliche That sowohl in Wien als in Dresden und der Kaiser befahl dem Vitzthum auch, das Schloß Hohenstein zur Strafe auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen; es unterblieb aber, da Vitzthum bald darauf in einem Duell mit dem Commandanten von Magdeburg erschossen wurde. Seit dieser Zeit liegt Hohenstein in Ruinen und gehört dem Grafen von Stolberg-Stolberg unter hannöverischer Oberhoheit.

Das Wappen der Hohensteiner hatte 4 Quartiere und ein Mittelschildchen. Auf dem letzteren war, wegen der Grafschaft Clettenberg, ein schwarzer zum Lauf gestellter Hirsch in silbernem Felde. Zwei Quartiere sind wegen der Grafschaft Hohenstein zwölffeldig roth und silbern gewürfelt. Die beiden andern Quartiere sind getheilt; oben ist ein goldener Löwe im rothen Felde, unten ist es achtmal von Roth und Gold balkenweise gestreift, wegen der Grafschaft Lauterberg und besonders wegen Scharzfels. (cf. Lancher's Grafenwappen pag. 25 — 34.). Wegen der Erbverbrüderung, 1433 zwischen Stolberg, Hohenstein und Schwarzburg errichtet, führt auch Schwarzburg dieses Wappen.

Vor länger als 200 Jahren also schufen die gierigen Flammen die stolze Burg Hohenstein zur Ruine um. Wohl kam seitdem mancher Frühling mit seinen Rosen und Nachtigallen, wohl kam mancher

schattenvolle Herbst; das Kind ward zum Greise; ihm folgten andere und gingen; gewaltig fuhr der Sturm der Vernichtung über Länder und Völker, manch festes Gebäu, für die Ewigkeit errichtet, stürzte zusammen, Paradiese blühten hervor aus den Ruinen, manche Menschenbrust verblutete im unermeßlichen Schmerze; — aber noch immer schauen die gewaltigen Mauern Hohensteins herab in die Ebene, noch immer küßt das aufgehende Tagesgestirn seine hohen Zinnen, noch immer röthet die sinkende Sonne die alten Thürme mit ihren letzten Strahlen, als sei diese Ruine ihr Liebling, von welchem sie ungern scheide, noch immer ist sie eine köstliche Zierde der Landschaft und wird es noch Jahrhunderte hindurch bleiben, wenn nicht unvorhergesehene Ursachen ihren Fall beschleunigen.

C. Duval.

Reinhardsbrunn.

Zu tausendmal mir gegrüßt mit meines Herzens innigstem Liebesgruße, Perle Thüringens, reizgeschmücktes kostbares Kleinod! Wie du lieblich daliegst, sanft geschmiegt an den Busen des schönen Thüringerwaldes, du Zierde seiner Thäler, prächtige Ruhezelle! Gleich einer Fürstin in neuem alterthümlichen Prunkgewande, beschaust du dich glänzend und mildfreundlich in den klaren Spiegeln deiner Gewässer, die du in deinem hellgrünen Gemache um dich aufgestellt hast. Ja verjüngt hast du dich, wie ein Phönix! Auf den Grund deiner alten Mauern bist du weiß und schlank, reizend und zierlich emporgestiegen, ein silbernes Feenschloß; ein Fürstenwort hat dein altes zerbrechliches Haus in einen neuen Prachtbau verwandelt. Nun kommen Berg und Thal, Wald und Quelle, dir schmeichelnd zu dienen. Der Friede des Thals hat sich weich und duftig um deine weißen Mauern gelegt, die Teiche halten dir ihren blanken Schild entgegen, die frische Quelle des Reinhardsbrunnen küßt dir huldigend den Fuß, alte Sagen und Geschichten flattern flüsternd um deine Thürme, und künden ihnen die Wundergeschichten des Klosters, auf dessen Bett du dich gelagert; in deine Blumen hat die Sage ihr Epheu wieder angepflanzt, damit es sich auch an den Neubau emporranke. Die Berge umher blicken erstaunt auf dich herab und können sich nicht satt sehen an deiner Schöne, neu erstanden im Geiste eines schlafen gegangenen Jahrhunderts. So oft ich dein vom poetischen Hauche der Vergangenheit durchfluthetes Thal betrete, glänzendes Waldschloß, auf deinen herrlichen Matten wandle, in deinen Baumschatten ruhe, von deinen krystallreinen Quellen trinke, überkommen mich ernste, heilige Gefühle und eine stille mich hochbeglükkende Begeisterung. Die gemeine Wirklichkeit der Dinge tritt nicht mit mir über deine uralte Schwelle; wundervolle Gestalten der Vorzeit, bunt gefärbt und geschmückt von der sich ewig verjüngenden Sage, schweben mir nahe; die steinernen Grabbilder an deinem Kirchlein werden lebendig und bieten mir die Hände; aus ihrem Bette steigen die alten Fürsten und Fürstinnen des Landes, die du so treu in deinen Schoos eingesargt und bewahrt hast. Und seh' ich erst deine Thürme und Bauten im Mondlicht glänzen, erblick ich das Wappenschild an der innern Seite deines Thores, den Krummstab und das Schwert, so erfaßt mich ein seltsamer Wahn; mir ist, als müßte der Abt des Klosters aus dieser immer offenen Pforte heraus-

treten, den greisen Ludwig, deinen Erbauer, zu empfangen, der da kommt, hier Panzer und Helmsturz abzulegen, und die müden Glieder in das Kleid des Friedens, die Kutte, zu hüllen. Aber deine Klosterzellen sind prangende Fürstengemächer geworden, deine Grabgesänge Töne der Freude. Nur der Dichter weiht deiner vergangenen Herrlichkeit eine Thräne süßer Schwermuth; dann gibt er sich gleich den Andern dem Genusse deiner gegenwärtigen hin.

Einst Escurial der alten thüringischen Landgrafen, aber nicht wie jene überladene ungeheure Begräbnißhalle der Könige Spaniens in eine düstre rauhe Felsengegend gebaut, nein im grünen, freundlichen Thalgehege erstanden, schliefen hier die Fürsten unter dem Plaudern der Quellen und dem Gesange der Waldvögel und der Mönch betete von Wolddüften angehaucht, gern an ihrer Gruft. Eine wehmüthig heitre heimische Ruhestatt, würdig der edeln Fürstenherzen, die hier schlafen! Und wenn auch nun ein reizendes Lustschloß, scheint doch der Geist der Ruhe und des Friedens, der sonst hier waltete, noch immer an dieses Haus gebannt zu sein, in diesem Thale fort und fort zu wohnen. Selige Gefühle erfüllen hier jedes Herz, und der Geist der Poesie fliegt fort und fort um die Zinnen dieses Tempels süßer heiliger Schwermuth.

Man muß Reinhardsbrunn im Mondschein umwandeln, um all' die romantischen Zauber, die daran haften, plastisch hervortreten und gleichsam lebendig werden zu sehen. Wenn dann die blaugrünen Lichter über die kunstvollen Sculpturen hinzittern, wenn die Wappenschilder über den Thüren und Giebeln durch die Dämmrung glänzen, wenn die gothischen Thürmchen und zackigen Steinrosen weithin abentheuerliche Schatten werfen, wenn sich's in den vom fahlen Licht durchstreiften Fenstern zu regen scheint, wenn das Rauschen der in den Teich stürzenden Kaskade geheimnißvoll herüberflüstert und der Spiegel desselben das zitternde Bild des Monds mit dem des Schlosses wiedergibt, wenn die Bäume und Blumen am Ufer duftend und träumerisch hineinnicken, dann schwebt über dem Haupte des sinnenden Wandrers der poetische Geist des Mittelalters, gleich einer weißen Taube, und berührt wohl gar seine Schläfe mit ihrem sagenträufenden Fittich.

Wartburg, Reinhardsbrunn und Hörselberg sind die drei Hauptträger der mittelalterigen Romantik Thüringens, die durch sie nach allen äußern und innern Seiten hin zur Anschauung gebracht wird. Nach allen drei hervorspringenden Lebensrichtungen ist in der Geschichte und Sage dieser drei Punkte der Gesamtgeist des Mittelalters ausgebaut und organisch gegliedert. Wartburg repräsentirt das Ritter- und Minnethum; hier wurde ein weitberühmter Hof gehalten; die Paladine des Landes feierten hier ihre geräuschvollen Feste, und der Glanz altfürstlicher Herrlichkeit, gefeiert von hochbegabten Minnesängern durfte sich hier ungestört entfalten. Reinhardsbrunn stellt das religiöse Princip dar. In der Stille des rings von Bergen eingeschlossenen Thalkessels erhoben sich die Thürme der stattlichen Abtei, beschenkt und besucht von den Landgrafen, wenn ihr

Herz nach stillem Umgang mit Gott und heiliger Ruhe verlangte, und die Liebe fast aller Fürsten der beiden Landgrafengeschlechter machte dieses Kloster zu einem der reichsten und mächtigsten im Lande. Auf Wartburg ging ihr Stern auf, in Reinhardsbrunn unter, über den Zinnen jener Hofburg hing ihnen des Lebens lachendes Morgenroth; die Thürme der einsamen Abtei schatteten ernst in ihre verglimmende Abendröthe; dort erschallte der Wettstreit des Minnesangs begeisternd zu Kampf und That, hier tönten die einförmigen Trauergesänge des Kapitels und die Glocken, die den Landesherrn zu Grabe läuteten; die dort geschafft und gewacht, ruhten und schliefen hier, nachfolgend dem Erbauer beider.

Der Hörselberg endlich ist der Repräsentant der geistlich gemüthlichen Richtung des mittelaltrigen Thüringens. Wie Wartburg und Reinhardsbrunn die Lichtseite, so bringt uns der Hörselberg die Nachtseite des Lebens jener Zeit vor die Seele. Dort ist der Boden realistischen Schaffens, hier die Räume für die Gebilde einer weitausschweifenden Phantasie.

Und diese drei für die Geschichte und Sage unseres Vaterlandes hochwichtigen Punkte liegen nur wenige Stunden von einander, und die letztere, die wunderbare Zauberin, hat von einem zum andern und zum dritten ein mystisches Dreieck gezogen, in dessen Raume sie ihren reichsten Feenschatz niedergelegt. Noch ist kein vaterländischer Dichter erstanden, denselben zu heben; das im Lichte moderner Poesie verklärte Erscheinen desselben ist künftigen Zeiten aufgespart. Wenden wir uns zu Reinhardsbrunn allein zurück, als dem Gegenstande, welchem diese Darstellung vorzüglich gilt.

Von Gotha führt eine schöne Kunststraße, die ihr Entstehen dem regierenden Herrn Herzog verdankt, südwestlich über die Dörfer Sundhausen, Wahlwinkel und Rödichen in das Reinhardsbrunner Thal. Man hat auf diesem herrlichen Wege stets die wellenförmige Bergreihe des Thüringerwaldes vor sich, aus welchem der Inselsberg zur rechten Hand, sich wie ein thronender Herr und Gebieter erhebt. Das tiefblaue Gebirge tritt näher und überzieht sich allmählig mit Grün, die Vorberge lösen sich ab, die Massen gewinnen bestimmte Gestalt, die frische Berglüft strömt uns entgegen, das Herz schlägt freier und höher, die Seele zittert in frohgespannter Erwartung. Auf diesem Wege sind Punkte, die eine entzückende Aussicht bieten. Wendet man sich auf der Höhe zwischen der Stadt und Sundhausen, wenn man den Rothensandsteinbruch passirt ist, links zurück, so gewahrt man in leicht überschleierter Ferne die Ruinen der drei Gleichen, die Kette des Thüringerwaldes verliert sich südöstlich tiefer und tiefer blauend, am Fuße des langen Kiehebergs sind die Thürme des alten an den Segenbringer Bonifacius erinnernden Ohrdruff zu erkennen, freundliche buschumkränzte Dörfer lauschen aus Thalungen und Ebenen empor; gelangt man weiter über den Kamm des Bocksbergs auf die leinaische Höhe, so thut sich ein entzückendes Panorama auf. Im nahen Hintergrunde baut sich das Gebirge amphitheatralisch auf, man unterscheidet deutlich die einzelnen Bergstufen,

die höchsten sind noch blaugrün, aber abwärts werden sie immer grüner, zuletzt hellgrün — denn hier ist Buchenwald. Von der letzten Höhe, an der rechts (am Geitzenberge) die hellen städtischen Häuser der Erziehungsanstalt Schnepfenthal auf einer Bergterasse halb in freundliche Fruchtbäume und üppiges Buschwerk versteckt, links, am Fuße des Hermannstein, auf dessen Gipfel einst eine Burg stand, das Dörfchen Rödichen anlehnen bis zum Dorf Wahlwinkel und dann noch eine Stunde weiter nach Norden und Westen dehnt sich eine grüne hie und da leicht gehügelte Ebene, die dort nur aus prächtigen fruchtbaren Wiesen von einem krystallreinen Bächlein, dem von Reinhardsbrunn kommenden Badewasser, in mäandrischen Windungen durchzogen, hier aus reichen Saatfeldern besteht. Zwischen Schnepfenthal und Rödichen thut sich das idyllisch schöne Reinhardsbrunner Thal auf, ein smaragdener Wiesenteppich. Die beiden stattlichen Orte mit ihren glänzend weißen Häusern, stehen am Eingange desselben, wie zwei jugendliche Wächter. Weiter westlich in geringer Entfernung leuchtet das weiße Schloß Tenneberg von seinem waldigen Berge herab, hoch emporragend über der schmucken Waldstadt Waltershausen, die laubig umzäunt, sich an den Fuß des Burgberges anschmiegt. Dem Tenneberg nordwestlich gegenüber in der Entfernung von einer und einer halben Stunde, dehnt sich der kahle sargähnliche Hörselberg am Horizonte hin und bildet das nördliche Ende des Bergamphitheaters. Zwischen beiden sieht man einen Theil des Hörselthales mit seinen freundlichen Dörfern und über demselben erhebt sich in den Westhimmel die stattliche Wartburg. Wie du dich wendest, harmloser Wandrer, empfängst du Küsse von der Schönheit der Natur und Grüße der sagenreichen Vorzeit. Ich sah einst einsam wandernd die Sonne in ungewöhnlicher Pracht hinter den Bergen über dem Tenneberg versinken. Ihre Strahlen erreichten den Hörselberg nicht mehr, der nun dunkel und unheimlich dalag wie ein drohender Schemen, aber der Himmel hinter ihm wurde vom scheidenden Tagsgestirn mit violetten, gelben und rothen Tinten übermalt; von diesem unbeschreiblich prächtigen Hintergrunde hob sich der düstre Sagenberg wunderbar ab; die Felsenstirn, von einer Glorie umschmückt, in der glänzendere Punkte, wie Sterne aufschossen. Er gemahnte mich, wie der dunkle Geist der Vergangenheit, der im Goldglanz der Sage steht. Die Sonne war hinter dem Gebirge hinab, und nun erglühte der Westhimmel im flammendsten Abendroth, aus welchem ihrerseits die Wartburg deutlich hervortrat, wie die alten byzantinischen Heiligenbilder mit Goldgrund. Dem Hörselberg wurde der Lichtkranz leise zerpflückt; mir wars, als fielen die Rosen desselben in den Berg hinein, um dort das Krystallschloß der Frau Venus zu schmücken. Die Thäler versanken in duftiges, durchsichtiges Dunkel, die Wartburg aber strahlte, wie Luthers Wort, durch die Nacht; der Inselsberg sah ernst und schweigend auf das schöne Schauspiel zu seinen Füßen. Ich aber rief Thränen des Entzückens im Auge und unnennbare Sehnsucht in der Brust: „Du bist schön mein Vaterland, und voll tiefer hei-

liger Poesie! Gib mir Kraft, daß auch ich einst einen Kranz schlinge um deine geweihten Schläfe, gewunden aus den Wunderblumen, die auf deinen Höhen und in deinen Thälern geheimnißvoll blühen, und die nur der Dichter findet." — Ach ich ahnete in jener süßen Stunde jugendlicher Begeisterung nicht, daß das Leben mir dies bescheidene Glück versagen werde! Ich bin ein Mann geworden und die Locken fliegen schon dürftiger um meine Schläfe: ich habe den Kranz noch nicht gewunden. Wohl fand ich die blaue Blume, aber sie wächst auf dürrem Gestein; der nährende Halm sproßt nicht neben ihr. Ich mußte schaffen, was mir Brod gewährte, mein heißgeliebtes Vaterland gab mir es nicht. Still weinend bin ich später oft dort vorübergegangen und habe mich an den Schmerzen meiner Sehnsucht gelabt. —

An jenem Abend trat ich still durchbebt von Wonne in das von den Schauern süßer Melancholie durchhauchte Reinhardsbrunner Thal; alle Sagen, und Mährchen und Geschichten dieses himmlischen Stück Landes des mystischen Dreieckes, in dessen Raume ich geboren wurde, begleiteten mich, den selig Taumelnden. Der Vollmond hing mir seine Leuchte aus dem tiefblauen Himmel heraus, die Berge drängten ihre waldigen Stirnen so sinnend thalwärts, und als ich an den alten Mönchstisch, ohnfern dem Kirchlein mit den Grabsteinen der Landgrafen an der äußern Seite, trat, entglommen alle Sterne am Himmel, alle Wunder im Thale und alle Schmerzen und Entzückungen in meiner Seele. Was ich in jener weichen reichen Sommernacht erlebte und empfand — o warum durfte es nicht zum feiernden Gedicht werden? —

Auch wir wollen jetzt das friedliche Thal betreten. Ueber dem Fuße der südöstlichen Berge des Hermannsteins und des Schwarzbachs durch hohe Tannen und Fichten, die einem zuweilen ehrfurchtgebietend sogar in den Weg treten, zieht sich die Kunststraße. Das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Bachs im Thale, der aus einem Teiche in den andern fällt, bereiten die Seele immer würdiger vor; noch sehen wir vor uns nur düstern Wald, unten im Thal die drei blitzenden Teiche, die sich wie silberne Knäufe auf dem grünen Sammtgürtel des Thalstreifens an einander reihen; drüber wieder die waldige Höhe, wir wandeln in uns vertieft, gemüthlich erregt, der Geist des Thals küßt uns im kühlen Lufthauch auf die Stirn, da plötzlich öffnet sich die Aussicht! Ein schmaler Streifen Himmel vor uns der Hintergrund, rechts und links hohe Fichtenmassen als Rahmen; und darin auf grünem Boden das weiße Schloß, eng beisammen mit seinen gothischen Thürmen und Giebeln, seinen Spitzbogen und gewölbten Fenstern stattlich aufragend, ein wunderschönes Bild! Wir stehen freudig überrascht, ein unwillkührliches Ach! entspringt der gepreßten Brust und gibt Kunde von unserm Gefühl. So schön hatte sich das kein Herz gedacht. Glänzt doch das neue im alterthümlichen Geiste gebaute Haus, wie wenn es von weißem Marmor aufgeführt wäre! Der weit Gereiste glaubt sich plötzlich nach Hochschottland versetzt; er wähnt vor Abbatsford, dem wunder-

baren Dichterhause, zu stehen. Aber in Deutschland können Dichter sich nicht solche Häuser bauen, wo ihnen die Erde kaum das dürftige Brod gibt. Der Wahn verschwindet, und jeder weiß, daß es ein Fürstenschloß ist, das er begrüßt. Schneller eilt nun der Fuß, das Thal wird weiter, wiederum blitzt uns ein Teich, wie ein sinniges Auge, Willkommen! entgegen. Blumengeschmückte baumumragte Ufer! Breite reinliche Sandwege legen sich wie weiße Bänder schlängelnd darum, rechts ladet ein schönes gastliches Haus ein, Tische und Bänke unter Bäumen und mit geputzter Menge besetzt, geben das Versprechen wohlthätiger Erfrischung. Wir rasten ein paar Augenblicke und stärken uns; dann weiter! denn Sehnsucht und Erwartung treiben mächtig. Am Teichufer hin, durch grüne blühende Boskets edler Hölzer, auf breiten, blanken, mit Blumenrabatten eingefaßten Wegen treten wir näher. Die Nordseite des Schlosses tritt uns majestätisch entgegen, die durch Säulen geschmückte, durch kein Thor verschlossene Eingangshalle winkt uns hereinzutreten, davor wölbt eine herrliche Baumgruppe ein majestätisches Blätterdach; wir wandeln dicht an dem rechts liegenden großen Teich vorüber, auf dessen Spiegel ein grün und weiß bewimpelter Kahn mit frohem Rudern und ein Paar herrliche Schwäne dahin gleiten, in den sich ein krystallner Wasserfall stürzt, Baumgruppen laden hie und da zu ihren weißleuchtenden Sitzen, gerundete Buschpartien wechseln mit Blumenbeeten ab, und dazwischen breitet sich ein prachtvoller Rasenteppich aus. Links lassen wir nahe am Wege in der Tiefe die romantische Mühle liegen; es ist die alte Klostermühle und ihr rothes Dach, ihr rauschendes Rad trägt nicht wenig zum Reize des Ganzen bei. Wer denkt sich nicht die schöne Müllerin am Fenster, nach der der Jäger drüben vom Waldsaume verlangend blickt? Eine Thalmühle hat stets romantische Reize, aber keine mehr als die Reinhardsbrunner. Westlich schaut der steile Abtsberg herein, der wirklich als Abt über die niedrigern Höhen, die geringern Mönche, emporragt. Wir treten durch die hohen reichen Linden an das Schloß heran, das schön gearbeitete steinerne Wappenschild mit dem gekrönten thüringischen Löwen ruft uns die Zeit der Landgrafen zurück, deren Staub hier die Zeit verweht hat. Durch die Säulenhalle gelangen wir in den Hofraum, wir umwandeln das Schloß und erfreuen uns seiner neuen alterthümlichen Schöne. Da der Neubau auf den alten Grund und theilweise mit Benutzung der alten Gebäude aufgeführt worden ist, so hat das Ganze die unregelmäßige Gestalt behalten, die ihm sonst eigen war. Die einzelnen Flügel und Bauten stehen nicht in rechten, sondern spitzen und stumpfen Winkeln aneinander. Inzwischen wird das ästhetische Gefühl dadurch nicht beleidigt und die Romantik des Hauses selbst gewissermaßen erhöht. Das ganze, zusammenhängende Schloß besteht aus fünf Gebäuden. An das nach Westen gelegene Hauptgebäude, sonst das hohe Haus genannt, stößt nordöstlich das Einfahrts- oder Saalgebäude; an dieses schließt sich das mit dem Hauptgebäude fast parallel laufende Gebäude der Hirschgallerie, sonst Amthaus, und von

diesem läuft nach Osten die Kirchgallerie und die Kirche, deren Fenster nach Süden gehen. Der Hof ist nach Süden offen, und nur gewissermaßen von dem auf einer aufgemauerten Höhe befindlichen Blumengärtchen geschlossen. Das ganze Schloß ist im altdeutschen Styl, den man gewöhnlich, doch fälschlich, den gothischen nennt, erbaut, aber er ist den Sitten und Bedürfnissen unserer Zeit mit freier Entwicklung und bewundernswürdig feinem Geschmack accomodirt. Der Geist des vierzehnten Jahrhunderts hat sich mit dem des neunzehnten vermählt, um dieses reizende Haus zu zeugen, in welchem eine zeitgemäße und idealisirte Ausbildung des genannten Baustyls bethätigt ist. Am glänzendsten zeigt sich dieses am Hauptgebäude, dessen ausnehmend schöne, nach Westen zugekehrte Façade im angedeuteten Geschmack reich und prächtig durch die Kunst des Meisels dekorirt ist. Das Haus hat ein Rez-de chausée und drei Stockwerke. Die Façade zeigt in der Mitte einen Vorsprung von einigen Schuhen (Risalit), welcher oben mit einem prächtigen mannigfach verzierten Spitzgiebel gekrönt ist. Im Rez-de-chausée des Risalit befindet sich das mit ausgezeichneter Bildhauerarbeit geschmückte Portal, ein Meisterwerk neuerer Kunst. Jedes einzelne der reichen Ornamente verdient besondere Bewunderung bis in die kleinsten Details hinein, und liefert den Beweis, daß die Kunst unserer Steinmetzen nicht hinter der des Mittelalters zurückbleibt. Die Zartheit und die ästhetische Form dieser Kunstwerke lassen in der That nichts zu wünschen übrig. Zu beiden Seiten des Spitzbogens, in welchen das Portal ausläuft, erblickt man den sächsischen Rautenkranz und den thüringischen Löwen von Helm und Helmdeckel überragt. Zu beiden Seiten des Risalit hat das Rez-de chausée drei in Spitzbogen auslaufende Fenster, die durch eine oben gespaltene Rippe getheilt sind. Die drei Stockwerke haben dagegen viereckige, jedoch ebenfalls altdeutsche, nur einer spätern Zeit entlehnte, nicht minder reich decorirte Fenster, die allerdings dem heutigen Bedürfnisse angemessener sind, als der Spitzbogen. Das Risalit öffnet in jedem Stockwerk zwei Fenster, vor denen des mittlern befindet sich der mit herrlicher durchbrochener Arbeit versehene, äußerst geschmackvolle Balkon, an welchem man die Wiederholung der am Portal glänzenden Wappen erblickt. An den Ecken des Hauses erscheinen die vom alten Bau beibehaltenen vollen Thürme, deren obere bis zum zweiten Stock reichende Theile, die eine in ähnlichem Styl wie der Balkon gehaltene Gallerie umkreist, zu Söllern umgeschaffen sind, auf welche aus den Ecken kleine Thüren führen. Das Dach ist zu beiden Seiten des schon erwähnten Spitzgiebels von schönen Zinnen geschützt. Die beiden Giebelseiten dieses Hauptgebäudes sind in demselben Styl nur weniger reich dekorirt, als die Fronte. Sie sind zwei Fenster tief. Die im Rez-de chausée auf der nordwestlichen Seite weichen hinsichtlich des Baustyls vom Ganzen ab, indem sie rein byzantisch gehalten sind. Wenn auch die strenge Harmonie dadurch etwas beeinträchtigt wird, so kann man es doch keinen Fehler nennen, da sich solche Mischung selbst in mittelaltrigen Gebäuden

vorfindet und das Auge auch keineswegs dadurch beleidigt wird. In den beiden Hauptgiebeln gewahrt man reiche Fenster mit den Wappen der Pfalz, Sachsen und des Fürstenthums Coburg. Die östliche oder Hofseite des Hauptgebäudes gibt denselben, jedoch weniger verzierten Styl bis auf das Treppenhaus, welches in Form eines achteckigen Thurmes an das nördliche Ende angebaut ist, wo das Einfahrtsgebäude an das Hauptgebäude im Winkel anstößt. Das Portal des Thurms schmückt das sächsische Wappen mit einem offenen, federngekrönten, herrlich ausgearbeiteten Turnierhelm. Rechts und links von diesem Helm auf die beiden jetzt noch leeren Stellen werden bronzene Tafeln mit Inschriften, bezüglich auf die neueste Restauration des Schlosses, Platz erhalten. Der Treppenthurm steigt beinahe bis zur Höhe des Dachforstes, ist ebenfalls mit Zinnen gekrönt und auf den beiden schmalsten Seiten mit zwei vorspringenden Spitzthürmchen besetzt. Bei Anwesenheit des Herzogs flattert hoch oben über diesem Thurme, die mit den thüringischen Farben, weiß und roth, gestreifte und in der Ecke mit dem thüringischen Löwen gestickte prächtige Fahne, allen Besuchern zur Kunde, daß der Landgraf von Thüringen — denn so nennt sich der Herzog noch immer — in seinem Jagdschlosse weile. Diese Sitte hat etwas höchst Freundliches, ja Poetisches.

Gehen wir zum Innern des Hauptgebäudes über! Das Rezde chaussée besteht aus einem großen Speisesaal und zwei durch offene Arkaden rechts und links mit ihm verbundenen Seitensalons. Dieser kühle Saal wird ganz mit Eichenholz getäfelt und reich mit Schnitzwerk und Vergoldung versehen und für heiße Sommertage bestimmt werden. Der Fußboden wird mit Marmor belegt werden, und die südliche Eckpiece einen in Marmor ausgeführten Brunnen, zur Erhöhung der Kühle, erhalten. Außer diesen drei Hauptgemächern enthält das Rez-de chaussée noch einen zur Communication bestimmten Corridor, eine Piece zum Serviren und ein Badezimmer. Das ganze erste Stock ist zu Gesellschaftsappartements bestimmt und hat außer Corridor und Vorzimmer einen kleinen Speisesaal, Spielzimmer, Salon und Musiksaal. Die Parkets und Plafonds bieten eine große stets geschmackvolle Abwechselung, sind reich und prächtig, und nach dem schon genannten Maßstabe altdeutsch gehalten. Die Heizung geben Marmorkamine. Diese Räumlichkeiten stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem großen Festsaale im Einfahrtsgebäude. Im zweiten Stock sind die Gemächer des Herzogs und der Herzogin, bestehend aus Vorzimmern, gemeinschaftlichem Audienzsaal, zwei Wohnzimmern, zwei Schlafzimmern, einem Boudoir und einer Garderobe. Das Audienzzimmer liegt in der Mitte, hat den Austritt auf den Balkon und ist reich mit Holz getäfelt und mit Schnitzwerk versehen. Auch diese Räumlichkeiten sind im altdeutschen Styl gehalten, doch ist zu bedauern, daß die Idee nicht rein durchgeführt ist, und namentlich in den Möbeln sich ganz moderne Elemente einmischen, die die Harmonie stören, und den ästhetischen Sinn nicht befriedigend berühren. Das dritte Stockwerk ist weit

einfacher dekorirt, obgleich auch hier der Grundgedanke immer durchgeht, und wird zu Wohnungen der beiden Prinzen benutzt. Die Räumlichkeiten wie unten. Im Dachgeschoß zwei Zimmer für Gefolge. Die trefflichen Dekorationsmalereien sind meist durch den ausgezeichneten Künstler Hofrath Ludwig Pose aus Düsseldorf ausgeführt. — Das Einfahrtsgebäude besteht nur aus zwei Stocken. Alle seine Oeffnungen sind durch Spitzbogen geschlossen. Die Haupteinfahrt hat zwei Seiten-Portale für Fußgänger. Die äußere Seite ist mit dem Landgrafenwappen, dem Löwen, geziert, die innere mit dem der Abtei, Krummstab und Schwert. Der ganze untere Raum dieses Gebäudes bildet eine offene, mit Kreuzgewölben bedeckte Halle, die links (östlich) eine Portierstube hat und rechts (westlich) durch einen mit einem eisernen Thore geschlossenen Gang in Verbindung mit dem Treppenhause des Hauptgebäudes steht, so daß die Herrschaften im Trockenen absteigen und in ihre Appartements gelangen können. Das ganze obere Stock wird von dem reich dekorirten Festsaale eingenommen, dessen Hauptgesims ringsum mit den Portraits der Ahnen des Herzoglichen Hauses, thüringischen, wie meißnischen Stammes, Grau in Grau gemalt, umstellt ist, was einen äußerst vortheilhaften Eindruck macht. Ueber den vier Thüren befinden sich Hirschköpfe, deren Geweihe durch ihre außerordentliche Größe und Schönheit ausgezeichnet sind. Das Dachgeschoß ist zu Wohnungen für die Dienerschaft eingerichtet, und steht deshalb mit den Hauptgebäuden in Verbindung. Das Einfahrtgebäude ist auf gleiche Weise durch Thüren mit der Hirschgallerie verbunden; jedoch liegen die Stockhöhen dieses letztern Hauses nicht in gleichem Niveau mit den beiden schon beschriebenen Gebäuden, sondern um einige Stufen höher. Das Aeußere in demselben Styl nur weniger reich gehalten. Vom Hofe aus führt eine freistehende Treppe durch einen besondern Eingang zu dem im untern Stock befindlichen Speisesalon, der bei Jagden benutzt wird. Daneben Kaffeeküche und Vorrathskammern, so wie die Wohnung des Kastellans. Darunter die Keller. Auf der nordöstlichen Ecke erhebt sich ein reich dekorirter runder Thurm mit den Abtritten; im obern Stock desselben ein durch seine herrliche Aussicht nach Norden und Nordosten sich auszeichnendes Boudoir oder Lesezimmer. Das obere Stockwerk des Hauses ist besonders durch die Dekoration seines Corridor merkwürdig. Diese besteht nämlich aus den Geweihen alles nur möglichen gehörnten Wildes; als große Seltenheit ist die Sammlung monströser Rehbockgeweihe zu betrachten. Die übrigen Räumlichkeiten bieten 6 Zimmer für Besuche fürstlicher Personen. Dies Gebäude ist das ehemalige Amthaus, über dessen nach dem Hofe führenden Thüre die Worte zu lesen waren: Omnibus pateo: Die Hirschgallerie befand sich schon damals hier und stammt aus den Zeiten Ernst des Frommen. Doch war sie früher bei weitem nicht so reich wie jetzt. Zwischen der Hirschgallerie und der daran stoßenden Kirchgallerie ist der eigentliche Schloßthurm angebaut. Sein Portal ist ebenfalls prächtig ornirt. Die Treppe desselben bildet zu beiden Häusern den Haupteingang. Auch

dieser Thurm zeigt sich ähnlich wie der Thurm der Haupttreppe dekorirt, nur daß er statt einer flachen Decke mit einer pyramidenförmigen Spitze, nebst reichem Hauptgesims und Zinnenaufsatz gekrönt ist. Die äußerste Spitze trägt Knopf und Wetterfahne. Auf der vordern Seite der Zinnen stellt sich das Zifferblatt der im Thurme befindlichen Uhr dar, die Glocken derselben hängen rechts und links im Freien. — Die Kirchgallerie hat im Aeußeren ganz wie die Hirschgallerie einfache Dekoration, und enthält im Souterrain die große Küche, die nöthigen Speisegewölbe, Arbeitsstuben für die Köche, und alte zu Kellern und Fischbehältern benutzte Kreuzgewölbe; im ersten Stock Wohnungen für Dienerschaft und Gadenrubles; im obern Stock Wohnungen für Cavaliere; im Dache Dienerwohnungen, wie in der Hirschgallerie. Die Kirche trägt allein noch ihre alte Gestalt. Sie ist einfach im Innern, im Renaissance-Styl, der Fußboden mit Alabaster belegt, der wahrscheinlich im nahen Büchig gebrochen wurde und den man sonst thüringischen Marmor nannte. Von demselben Stein sind Kanzel und Altar verfertigt. Der letztere hat ein schönes und historisch merkwürdiges ziemlich großes Gemälde, den Traum Jakobs mit der Familie des Herzogs Johann von Weimar. Hier sehen wir den früh verstorbenen Fürsten nebst seiner Gemahlin, die dieses Monument errichtete, und ihren zwölf Kindern, zehn Söhnen und zwei Töchtern; darunter Bernhard den Großen, als ohngefähr zehnjährigen, Ernst den Frommen als dreizehnjährigen Knaben. Man erkennt sie leicht. Das Altarbild ist von Paul Richter gemalt. Das merkwürdigste in der Kirche aber dürfte ein uraltes hölzernes Krucifix sein, welches im vorigen Jahrhundert aus der verfallenden St. Johanniskapelle auf dem Altenberge, der ersten vom heiligen Bonifacius in Thüringen gegründeten Kirche, hieher gebracht wurde. Das Portal der Kirche ist im Roeevestyl von Herzog Friedrich II. gebaut, wie die lateinische Ueberschrift verkündet. An der äußern Mittagsseite der Kirche sind unter einem Schieferdache zehn Grabsteine eingemauert. Sie sind Ludwig dem Springer, seiner Gemahlin Adelheit, Ludwig dem Ersten, Ludwig dem Eisernen, Jutta seiner Gemahlin, Ludwig dem Frommen, Ludwig dem Heiligen, Hermann dem Zweiten, Friedrich dem Gebissenen und Elisabeth seiner Gemahlin, geweiht. Jeder der ersten acht trägt Beweise seiner Unächtheit, und alle zusammen den, daß sie von einer Hand gefertigt sind; auch hat die Kritik schon längst darüber entschieden, daß ihr Entstehen mit dem Wiederaufbau des Klosters (1301) zusammenfällt. Nur die zwei letzten sind ächt und von schöner Arbeit. Diese Monumente mit ihren Umschriften sind öfter abgebildet worden.

Noch hat sich der Durchl. Herzog nicht fest bestimmt, ob die Kirche im altdeutschen oder byzantinischen Styl restaurirt werden soll, gewiß aber ist, daß sie gleich dem Hauptgebäude mit großem Reichthum der Dekorationen versehen werden wird. Eben so ungewiß ist, ob sie mit einem oder zwei Thürmen geschmückt werden wird. Das Innere wird streng in dem zu erwählenden Style durch-

geführt, das Altarblatt entfernt und die Grabsteine restaurirt und innen passend aufgestellt werden.

Die nächsten Umgebungen des Schlosses werden zunächst noch manche geschmackvolle Veränderung erleiden. So wird sich vor der Fronte des Hauptgebäudes ein schöner Brunnen mit der Statue eines altdeutschen Jägers erheben, um die Bestimmung des Hauses als Jagdschloß anzudeuten. Das Gärtchen wird anders verziert werden. Die früher zum Meierhofe gehörenden Oeconomiegebäude, die südwestlich vom Schlosse liegen, sind zu Stallungen für ohngefähr 50 Pferde, Wagenremisen u. s. w. eingerichtet worden. Das Wohnhaus, welches ganz umgestaltet werden soll, haben jetzt der Fouragemeister und der Hofgärtner inne. Die Gärtnerei ist unter Leitung des letztern, eines sehr geschickten und kenntnißreichen Mannes Namens Eulefeld wahrhaft ausgezeichnet zu nennen. Die dazu gehörigen Baulichkeiten bestehen in einem größern Winterhause, einem Treibhause und mehreren Kästen. Auch die oben schon erwähnte Mühle soll eine Umgestaltung und Vergrößerung im altdeutschen Styl erleiden, um fernerhin zugleich als Thorhaus zu dienen. Es ist also Vieles noch im Werden begriffen und nur die vorzüglichsten Gebäude vollendet. Der Baumeister des Schlosses ist Herr Hofbaumeister Gustav Eberhard, ein mit den solidesten Kenntnissen seines Fachs ausgerüsteter, phantasiereicher, vielseitig gebildeter junger Künstler, dessen hoher Werth von seinem Fürsten erkannt und geschätzt, und dessen Ruhm durch gemüthliche Anspruchslosigkeit erhöht wird. Der Bau des Schlosses würde seinen Namen allein der Nachwelt überliefern, wenn wir auch nicht Gelegenheit hätten, ihn fernerhin noch rühmend zu erwähnen.*)

Nach der Südseite steht noch die alte Klostermauer; an der westlichen Pforte, wo sie jetzt ein Ende hat, sieht man ein altes Relief, die Kreuzigung Christi mit den (lateinischen) Worten: „die Pforte der Mönche. 1301.“ Südöstlich nicht weit von der Kirche steht in der Mitte einer sich herrlich wölbenden Baumgruppe, der runde, sehr große uralte Mönchstisch. Ein köstlicher Platz, wenn Sonnenglut im Thale brütet! Dem Gasthof gegenüber am Vorderberge des Schwarzbachs findet man dicht umragt von düstern Tannen ein gar stilles Plätzchen mit einem einfachen Leichenstein. Hier in tiefer Waldeinsamkeit ruht ein braver Mann, den der neidische Tod aus den Armen der Freude riß, die sich liebend eben um ihn geschlungen. Er starb auf der Hochzeit seines Sohnes, die im Gasthaus ausgerichtet wurde, als er mit der Braut den ersten Tanz begann, vom Schlagfluß getroffen. Er hat ein schönes Grab. Folgt man dem Bache, der das Reinhardsbrunnerthal durchtanzt und rauschend aus dem ungeheuern Grunde hervorbricht, das Badewasser genannt, auf-

*) Herr Gustav Eberhard studirte drei Jahre auf der ecole des beaux arts in Paris, im Atelier des Achille le Clerc, der aus der Schule des Fornier und Fontain stammt.

wärts, unter Pappeln, Erlen und Linden, die ihn begränzen, so gelangt man ins Büchig, einer gar schönen Waldhöhe. Man versäume nicht, dort den Alabastersteinbruch mit Lichtern zu befahren. Das Marienglas in dem ausgehöhlten Raume wirft den Lichtstrahl tausendfach zurück, so daß man in einem Feenpallast zu sein wähnt. Die Sandwege des Parks führen weiter und weiter in die nahen Berge. Vom Gipfel des hohen über dem Büchig aufragenden Abtsberges hat man eine entzückende Aussicht auf das Schloß und den Park im Thale und weiter in das Land und die Ferne. Die Mühe des Steigens wird reich belohnt. Auch den Schorn, den Oelberg, den Ungeheuerngrund, den nördlich gelegenen Querberg zu besuchen, wird hohen Genuß gewähren. Fast an alle schöne Punkte führen gebahnte Wege.

Auf dem Gipfel des Körnbergs jenseits Friedrichrode findet der Wandrer einen Hügel mit einem alten Stein belegt. Daran knüpft sich eine fromme Klostersage:

> Sie bezeichnet den Hügel als das Grab eines jungen Mönchs, der, von Sinnenlust bestrickt, in der Einsamkeit der Berge eine schöne Wälderin verfolgte, sie an dieser Stelle gewann, und das Gelübde der Keuschheit brach. Ein jählicher Tod war die Folge und Strafe seiner Sünde. Ob dieser Tod durch seine Mitbrüder, ob durch ein Wunder herbeigeführt wurde, wird nicht angegeben. Genug ihm höhlte sich auf dem Platze, wo er gestrauchelt, das Grab. Man könnte ihn um dasselbe beneiden, so reizend ist es.

Der Besuch von Reinhardsbrunn hat seit Erbauung des neuen Schlosses sehr zugenommen, und steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Haupttage sind Himmelfahrt und die Pfingsttage, obgleich es am erstern Feste in der Regel noch etwas rauh hier ist. Die Einwohner der benachbarten Städte strömen an diesen Tagen in großer Menge herbei, so daß oft weder ein Platz, noch ein Trunk zu bekommen ist. Im geräumigen Saale des Gasthofs wird getanzt und man hat Gelegenheit, die Schönheiten Gothas, Ohrdruffs, Waltershausens ꝛc. zu bewundern. Aber auch von den fernern Städten Erfurt, Langensalza, Eisenach, Schmalkalden und den kleinern Orten finden sich Gäste genug ein. Alle Sandwege des Parks bis zu den Bergen hinauf wimmeln von geputzten Spaziergängern; der Herzog öffnet mit fürstlicher Humanität die Zimmer des Schlosses, die zahlreich besucht werden; der Mensch läßt die alltägliche Sorge daheim und tritt mit offener, freudeempfänglicher Seele in dies reizende Thal. Man trifft Fremde aus den fernsten Gegenden Deutschlands. Aber auch an den Sonntagen im Sommer und Herbst findet man stets angenehme Gesellschaft, selbst an schönen Wochentagen ist es nie leer. Das im Gasthof, der der Herzogl. Kammer gehört und verpachtet wird, gebraute Bier ist meist sehr schmackhaft, die Steinforelle, die in den Bächen der umliegenden Thäler gefangen wird, ein köstlicher Leckerbissen. Reinhardsbrunn ist ein Wallfahrtsort des Frohsinns, der Liebe, der Einsamkeit und der Geselligkeit. Es bie-

tet jedem etwas und keiner wird es unbefriedigt verlassen. Die Meisten aber werden sein Andenken segnen.

Das Kloster Reinhardsbrunn verdankt seine Entstehung einer schönen Sünde. So wahr ist es, daß nicht die große kalte Tugend, an der der schwache Mensch nur hinaufstaunt, sondern die menschliche Schwäche, der Fehltritt der Leidenschaft, die Geburt der unvollkommenen Natur, der wir uns verwandt fühlen, unsere Theilnahme erregt und unsere Liebe gefangen nimmt. Aus menschlichen Thaten mit ihren Mängeln und Fehlern webt die Geschichte wie aus zerreißbaren Fäden, ihre festen Blätter und bringt sie unsern Augen nahe, und siehe nun erkennen wir ehrfurchtsvoll das Bild der Gottheit auf jedem Blatte. An die süße Schuld des Herzens hängt die Sage am liebsten ihren verschönernden Kranz, das Gedicht schmückt das Vergehen der Liebe mit seinen prächtigsten Farben. Nur was im menschlichen Gesichtskreis liegt, verklären wir mit der Poesie unserer Gefühle. Diese poetische Eigenthümlichkeit der Seele ist es, die den thüringischen Grafen Ludwig den Springer der in der reinen Geschichte von wenig Bedeutung ist, zu einem der glänzendsten Sagenhelden erhoben hat.

Zur Zeit des deutschen Kaisers Konrad II. des Saliers kam ein junger ausländischer Graf in die öden waldigen Berge des nordwestlichen Thüringerwaldes, und erkaufte sich von den einheimischen Dynasten einige Berge und Thäler im einsamsten Winkel dieses rauhen Gebirges. Das Jahr seiner Ankunft wird 1036 genannt. Er hatte keinen Namen, er war schwarz gekleidet, und seine zwölf ritterlichen Begleiter beobachteten über ihn und seine Herkunft ein geheimnißvolles Schweigen. Ein schweres Unglück mußte ihn aus seinem Vaterlande vertrieben haben. Dieser seltsame schier unheimliche Ankömmling wurde der Stammvater der thüringischen Landgrafen. Die Geschichte kennt ihn nur unter dem Namen Ludwigs mit dem Barte, und die Chronisten behaupten, er sei ein Nachkomme Karls des Großen gewesen. Möglich daß die Zerwürfnisse in der burgundisch-arelatischen Descendenz der Karolinger, welchen auch Gisela die Gemahlin Konrads II. entsprungen war, ihn aus Frankreich vertrieben hatten. Genug, daß diese Gisela seine Fürsprecherin beim Kaiser wurde, wodurch Graf Ludwig bald an Ländergebiet und Ansehen in Thüringen gewann. Er heirathete auch eine Enkelin der Kaiserin Gisela, eine junge Wittwe Namens Cäcilie aus dem Geschlechte der alten Herzöge von Braunschweig, welche Heinrichen, einen Sohn Heinrichs des Finklers zum Stammvater hatten. Cäcilie brachte ihm die Herrschaft Sangerhausen als Mitgift zu. Ihr beiderseitiger ältester Sohn war Graf Ludwig der Zweite, von spätern Chronisten erst „der Springer" genannt, beim Tode seines Vaters erst vierzehn Jahre alt, dehnt dieser junge Herr seine Besitzungen weiter aus und wird der Erbauer der Schlösser Wartburg bei Eisenach und Schönburg und Neuenburg bei Naumburg. In den aus dem kurmainzischen Decemstreit entsprungenen Kriegen der Thüringer gegen Kaiser Heinrich den Vierten tritt Graf Ludwig II.

nicht in den Vordergrund der Scene; vielleicht begünstigte er sogar heimlich die Sache des Kaisers, seines Verwandten. Es wird in Chroniken erzählt, der junge Ludwig sei mit einer Tochter des Herzogs Ulrich zu Sachsen vermält gewesen, aber die übermüthige Hoffarth dieses Weibes, mit der sie einst ihren Gatten verspottet: sie sei der Sproß eines uralten Herzogstammes, er aber nur der Sohn eines neu errichteten Grafenhauses, habe ihn veranlaßt, sie mit der Weisung wieder heimzuschicken: er wolle sie wieder annehmen, sobald er ihr gut genug sei. Von ihren Eltern darob gescholten, brach ihr stolzes Herz bald darauf, und Ludwigs Hand war wieder frei. Dieser stattliche und wohlgebildete Herr hielt sich oft auf seinen neuerbauten Schlössern Neuenburg an der Unstrut und Schönburg an der Saale auf. In der Nachbarschaft aber auf der Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz hielt Graf Friedrich von Brene, Pfalzgraf von Sachsen, Hof, und Ludwig befand sich oft unter den ihn aufwartenden Rittern. Nun geschah es, daß des mannlichen Thüringers unbehütetes Herz in Liebe und Leidenschaft zu Friedrichs ausnehmend schönem Weibe, Adelheit, einer gebornen Markgräfin von Stade, entbrannte. Sein zärtliches Minnewerben blieb ihr nicht gleichgültig; ihr Auge hing mit süßem Verlangen an dem schönen Grafen. Die glühenden Herzen vergaßen der kalten Pflicht. Wo die Welle des Bluts in Mann und Weib gleich heiß und stark gegeneinander gestürmt, da hat sie zu allen Zeiten den Damm zerbrochen, den das menschliche Gesetz mit weiser Vorsicht ihr als Schranke gebaut. Sinnenglut und Verlangen trieben in jener kräftigen Zeit zu rascher That; die Liebenden wünschten vereint zu sein und das Hinderniß mußte fallen. Ludwig suchte Streit mit dem Pfalzgrafen und jagte in dessen Forsten. Dieser wollte sich den übermüthigen Eingriff in seine Rechte verbitten, und ritt den fremden Waidgesellen entgegen. Von Worten kam es zum Handgemenge und Friedrich wurde unter einer Linde im Wald „die Reuß" erschlagen. Die Thäter werden Dietrich und Ulrich von Teutleben und Reinhard von Reinstedt genannt. Spätere Chronisten wollen, in verderbterem Geschmacke ihrer Zeit, Ludwigs und Adelheits Schuld noch vergrößert wissen, und erzählen, Pfalzgraf Friedrichs Mord sei zwischen den Liebenden eine verabredete Sache gewesen. Zur bestimmten Stunde habe die Gräfin ihrem Gatten ein Bad bereitet. Da schlägt Hörnerschall und Jagdlärm an sein Ohr; entrüstet fragt er, wer es wagen darf, in seinem Wildbann des Waidwerks vbzuliegen, und Adelheit stachelt ihn mit verstellt zorniger Rede. Also gereizt, wirft er sich im Bademantel auf sein Roß und verfolgt die kühnen Jäger. Ludwig wendet das seinige, schießt die Armbrust nach des Pfalzgrafen unbewehrter Brust, fehlt und greift zum Jagdspieß, mit welchem er den Verhaßten durchbohrt. Es gibt ein altes thüringisches Volkslied „von der ungetreuen Frau von Weissenburg" mit eigenthümlicher Sangesweise, dessen Entstehung jedoch nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen dürfte. In diesem Liede wird das Ereigniß, wie eben angegeben, erzählt. So allgemein die naive Dichtung

sonst verbreitet war, so ist sie jetzt doch verklungen und verdrängt vom Geiste der neuen Zeit. — Aber sind wir nicht der Ehre der Weiblichkeit schuldig, diese ganze Erzählung in das Gebiet der Sage zu verweisen? Genug der Pfalzgraf wurde auf seinem Waidgehege von fremden Wildschützen erschlagen, wie ein gleichzeitiger Chronist, ein Mönch des vom Friedrich gestifteten Klosters Goßegk einfach erzählt, und dieser Mord mochte dem leidenschaftlichen Ludwig nicht fremd sein. Was braucht's der Zustimmung und nun gar der heimtückischen Mitwirkung der schönen Gräfin? War doch Ludwig ihrer Liebe gewiß. Lassen wir drum Adelheits Schuld in einem mildern Lichte erscheinen!

Nach Jahr und Tag führte der thüringische Graf das geliebte Weib als Gattin an seinen Hofhalt, und bald wurde sie die Zierde der neuen Wartburg. Nun pflanzt sich die Sage genetisch fort; ihr romantischer Geist treibt aus dem Lebensbaume unseres Helden das zweite phantastische Reiß, ihn ganz zu überschmücken.

Das Geschlecht der Grafen von Brene, und vor allen der Erzbischof Adelbert von Bremen, des erschlagenen Pfalzgrafen Bruder, erhoben wegen dieser Uebelthat Klage gegen Graf Ludwig von Thüringen beim Kaiser Heinrich dem Vierten. Dieser erlaubt den Klägern, sich ihres Feindes zu bemächtigen. Ein Ritt Ludwigs in das Magdeburgische Gebiet gibt ihnen dazu erwünschte Gelegenheit; sie nehmen ihn gefangen und bringen ihn auf das hohe feste Felsenschloß Giebichenstein an der Saale ohnweit Halle. Dort sitzt er einsam und schaut sinnend hinab in den tief rauschenden Strom und denkt mit Liebesbrunst der inniglichen Gattin daheim. Zwei Jahre ziehen mit bleiernen Füßen über dem gramvollen Haupte des Gefangenen dahin; die Sehnsucht nach Adelheit frißt ihm am Herzen. Liebe war oft die Mutter der List. Ludwig stellt sich krank, und gibt zu erkennen, daß er sein letztes Stündlein herannahen fühle: Ein heimlich unterrichteter Diener soll ihm das Sterbekleid von der Wartburg holen. Aber dieser bringt einen luftdichten wohlbereiteten Mantel. Von Weißenfels sind gewonnene Schiffer auf die Stromstelle unterhalb der Felsenburg gerudert, am jenseitigen Ufer harrt ein treuer Knappe mit Ludwigs schnellem Leibroß „der Schwan." Die im Bretspiel vertieften Wächter haben des scheinbar todt kranken Grafens nicht Acht, er legt den Mantel an, der sich wie Flügel um seine Schultern schlägt, und wagt aus dem Fenster den ungeheuern Sprung in das Strombett der Saale hinab. Dem Kühnen hilft das Glück. Der Mantel hat den Springer wohlbehalten hinabgetragen, die Schiffer setzten ihn ans Ufer, und auf den Flügeln des „Schwan" und der Sehnsucht eilt er in die Arme der heißgeliebten Adelheit, die ihn in Sangerhausen erwartet. Noch zeigt man auf dem verfallenen Giebichenstein die erhaltene Fensterbrüstung, von wo er den kühnen Sprung gewagt. Man sieht auf den ersten Blick, daß er unmöglich war. Aber die schöpferische Sage hat bei ihrem Liebling, dem Grafen Ludwig den Zweiten Priesteramt verrichtet; sie hat ihn mit dem Wasser der Saale, in das sie ihn so herzhaft

eingetaucht, getauft und ihm dabei den Namen des „Springers“ gegeben. Und die Geschichte hat diesen Namen adoptirt. Kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem tollkühnen Sprung; es ist sogar zweifelhaft ob Ludwig jemals gefangen auf Giebichenstein saß, wenigstens nicht auf die erzählte Veranlassung; vielleicht daß er in dem schon erwähnten Zehntenkrieg in die Haft Heinrichs des Vierten gerieth, der ihn als seinen Vetter heimlich freigab. Vielleicht auch bemächtigte sich die Sage der zweimaligen Gefangenschaft Ludwigs in der Gewalt des Kaisers Heinrichs des Fünften, die geschichtlich feststeht, und bildete sie auf ihre Weise romantisch um. Denn sie ist ein ewig bewegtes, ewig bewegendes Element, wie die Geschichte ein ewig starres ist.*)

Der Rausch der Leidenschaft verflog nach Jahren und die Reue nahm ihre Stelle im Herzen der beiden Gatten ein; die Erinnerung an den Untergang des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Gespenst vor ihre geängstigten Seelen, die, für ihr ewiges Heil fürchtend, Mittel suchten, sich das schwere Bewußtsein abzuwälzen. In treuherziger Weise erzählen die Chroniken: an einem Charfreitag habe Ludwig unwillig erstaunt seinen Tisch mit Fleischspeisen besetzt gefunden; die ob solcher Sünde ernstlich zu Rede gestellte Adelheit habe seufzend erwiedert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut, die schreit gen Himmel und wir wollen sie nicht hören. So lange diese nicht gesühnt und gebessert ist, mögen wir auch Fleisch am guten Freitag essen; wir werden's dadurch nicht schlimmer machen. Auf solche Rede sei der Graf heftig erschrocken, und die bewegten reumüthigen Herzen der beiden Gatten hätten einen Thränenstrom vergossen. Darauf wäre der Bischof Stephan von Halberstadt, des Grafen Freund und Berather, ein weiser und frommer Mann gen Wartburg berufen und mit dem sündhaften Geheimniß des gräflichen Ehepaars vertraut, auch mit Thränen ersucht worden, Rath zu ertheilen, wie die Buße und Sühnung recht gottgefällig anzustellen sei. Dieser geistliche Herr aber habe zu einer Fahrt nach Rom gerathen, und zu einer bußfertigen Beichte vor dem Ohre des Statthalters Christi. Der Graf habe sofort die Reise angetreten und der Bischof ihn begleitet. Die vom Papste Stephan dem Grafen auferlegte Sühne bestand darin, daß nicht nur er ein Kloster erbaue, sondern auch seine Gemahlin ein gleiches Werk stifte. Für das hei-

*) Es ist kaum zweifelhaft, daß der berühmte Taucherſprung durch die Unwiſſenheit chronikenſchreibender Mönche entſtanden iſt. Ludwig wie ſein Vater werden ſaliſche Grafen genannt, weil ihr Geſchlecht den ſaliſchen Franken entſtammte. Ein ſpäterer Chroniſt, dem dieſe ſpecielle Bedeutung des Wortes Salius unbekannt war, griff nach der generellen deſſelben und machte daraus „den Springer.“ Und war einmal das Wort in dieſer Bedeutung erfaßt, ſo fand ſich die Sage von ſelbſt dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „Saltator“ was eigentlich Tänzer bedeutet. Der erſte Chroniſt, welcher Ludwigs Salto-mortale erzählt, iſt der ſogenannte „Erfurtiſche Mönch,“ der 350 Jahre ſpäter lebte als Ludwig. Eine ſo wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und perſönlich mit ihm in Berührung kamen, gewiß ſehr erwünſcht geweſen und ihnen auf keinen Fall entgangen. Aber laſſen wir der Sage, was ihr Eigenthum iſt, und reißen wir nicht mit unfrommer Hand ihren grünen Blätterſchmuck von der Statue des „Springers!“

ige Versprechen, dieser Bedingung sofort nachzukommen, erhielt Ludwig die päpstliche Absolution.

Und zum dritten und letztenmal tritt die Sage schmückend an Ludwigs Leben heran.

Ohnfern der Schauenburg, dichtet sie, wohnte in einem schönen Thale an einem klar und stark strömenden Brunnen ein Töpfer Namens Reinhard. Dieser nahm nicht ohne stillen Graus allnächtlich ohnfern seiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe, inmitten des Thalfriedens wahr. Der heimgekehrte Graf sah in dieser ihm mitgetheilten übernatürlichen Erscheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Klosterbau an dieser Stelle stehen solle, und rasch gipfelte seine reumüthige Begeisterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt.

Urkundlich gründete aber schon Ludwigs Vater, „der Bärtige," ein Dörfchen Namens Reinhardsbrunn an der Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Die Schönheit des einsamen Thals und die Nähe der Schauenburg waren die beiden leitenden Lichter. Die Erbauung des Klosters fällt in die Jahre 1087 bis 1097. Im letzteren Jahre weihete Bischof Harrand von Halberstadt die Klosterkirche ein. Der büßende Graf stattete seine Schöpfung nach Kräften aus, indem er ihr hundert und funfzig Hufen des in der nächsten Umgegend gelegenen Landes, nebst vielen dazu gehörigen Leibeigenen abtrat, und für sich und seine Nachkommen auf alle Eigenthumsrechte an dem Kloster Verzicht leistete. Die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behielt er sich für seine Person vor; ob seine Nachkommen diese ebenfalls besitzen sollten, machte er von der freien Wahl der Conventualen abhängig. Die Bestätigung des Kaisers (1086) und des Papstes (1092) erfolgte bald, und der letztere stellte die neue Abtei in seinen besondern Schutz, indem er sie von jedem andern weltlichen oder geistlichen Obergericht freisprach. Dafür stiftete Graf Ludwig jährlich zehn Schillinge für Lichter in den lateranischen Pallast. Der neue Sühnebau wurde mit Brüdern des St. Benedictiner-Ordens besetzt, und zu Schutzheiligen desselben die Mutter Gottes Maria und der Evangelist Johannes gewählt, dem letztern sogar eine besondere Kapelle in der Nähe des Klosters errichtet. Der Convent bestand der Regel nach aus dem Abte, dem Prior und zwölf Mönchen.

Schon 1089 erhielt das Kloster ein Gut und 20 Hufen Land zu Topstädt; Ludwig fügte 1103 noch das Gut Bivang bei Mechterstädt und Meginboldesfelden hinzu. Erzbischof Ruthard von Mainz schenkte der neuen Benedictinerabtei 1105 den Zehnten aller seiner in der Umgegend gelegenen Güter und vertauschte ihr auch einen Hof zu Erfurt, der nachher und bis jetzt der Reinhardsbrunner Hof hieß; und 1107 schenkte ihr Graf Ludwig die Kirche zu Sangerhausen.

Nach vielen schlimmen Kämpfen mit Kaiser Heinrich dem Fünften, in dessen Gefangenschaft er, wie schon oben erwähnt, zweimal gerathen war, trennte sich der greise Ludwig von der geliebten Adelheit, und trat als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn; sie aber als Nonne

eingetaucht, getauft und ihm dabei den Namen des „Springers“ gegeben. Und die Geschichte hat diesen Namen adoptirt. Kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem tollkühnen Sprung; es ist sogar zweifelhaft ob Ludwig jemals gefangen auf Giebichenstein saß, wenigstens nicht auf die erzählte Veranlassung; vielleicht daß er in dem schon erwähnten Zehntenkrieg in die Haft Heinrichs des Vierten gerieth, der ihn als seinen Vetter heimlich freigab. Vielleicht auch bemächtigte sich die Sage der zweimaligen Gefangenschaft Ludwigs in der Gewalt des Kaisers Heinrichs des Fünften, die geschichtlich feststeht, und bildete sie auf ihre Weise romantisch um. Denn sie ist ein ewig bewegtes, ewig bewegendes Element, wie die Geschichte ein ewig starres ist.*)

Der Rausch der Leidenschaft verflog nach Jahren und die Reue nahm ihre Stelle im Herzen der beiden Gatten ein; die Erinnerung an den Untergang des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Gespenst vor ihre geängstigten Seelen, die, für ihr ewiges Heil fürchtend, Mittel suchten, sich das schwere Bewußtsein abzuwälzen. In treuherziger Weise erzählen die Chroniken: an einem Charfreitag habe Ludwig unwillig erstaunt seinen Tisch mit Fleischspeisen besetzt gefunden; die ob solcher Sünde ernstlich zu Rede gestellte Adelheit habe seufzend erwiedert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut, die schreit gen Himmel und wir wollen sie nicht hören. So lange diese nicht gesühnt und gebessert ist, mögen wir auch Fleisch am guten Freitag essen; wir werden's dadurch nicht schlimmer machen. Auf solche Rede sei der Graf heftig erschrocken, und die bewegten reumüthigen Herzen der beiden Gatten hätten einen Thränenstrom vergossen. Darauf wäre der Bischof Stephan von Halberstadt, des Grafen Freund und Berather, ein weiser und frommer Mann gen Wartburg berufen und mit dem sündhaften Geheimniß des gräflichen Ehepaars vertraut, auch mit Thränen ersucht worden, Rath zu ertheilen, wie die Buße und Sühnung recht gottgefällig anzustellen sei. Dieser geistliche Herr aber habe zu einer Fahrt nach Rom gerathen, und zu einer bußfertigen Beichte vor dem Ohre des Statthalters Christi. Der Graf habe sofort die Reise angetreten und der Bischof ihn begleitet. Die vom Papste Stephan dem Grafen auferlegte Sühne bestand darin, daß nicht nur er ein Kloster erbaue, sondern auch seine Gemahlin ein gleiches Werk stifte. Für das hei-

*) Es ist kaum zweifelhaft, daß der berühmte Taucherſprung durch die Unwiſſenheit chronikenſchreibender Mönche entſtanden iſt. Ludwig wie ſein Vater werden ſaliſche Grafen genannt, weil ihr Geſchlecht den ſaliſchen Franken entſtammte. Ein ſpäterer Chroniſt, dem dieſe ſpecielle Bedeutung des Wortes Salius unbekannt war, griff nach der generellen deſſelben und machte daraus „den Springer.“ Und war einmal das Wort in dieſer Bedeutung erfaßt, ſo fand ſich die Sage von ſelbſt dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „Saltator“ was eigentlich Tänzer bedeutet. Der erſte Chroniſt, welcher Ludwigs Salto-mortale erzählt, iſt der ſogenannte „Erfurtiſche Mönch,“ der 350 Jahre ſpäter lebte als Ludwig. Eine ſo wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und perſönlich mit ihm in Berührung kamen, gewiß ſehr erwünſcht geweſen und ihnen auf keinen Fall entgangen. Aber laſſen wir der Sage, was ihr Eigenthum iſt, und reißen wir nicht mit unfrommer Hand ihren grünen Blätterſchmuck von der Statue des „Springers!“

ige Versprechen, dieser Bedingung sofort nachzukommen, erhielt Ludwig die päpstliche Absolution.

Und zum dritten und letztenmal tritt die Sage schmückend an Ludwigs Leben heran.

Ohnfern der Schauenburg, dichtet sie, wohnte in einem schönen Thale an einem klar und stark strömenden Brunnen ein Töpfer Namens Reinhard. Dieser nahm nicht ohne stillen Graus allnächtlich ohnfern seiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe, inmitten des Thalfriedens wahr. Der heimgekehrte Graf sah in dieser ihm mitgetheilten übernatürlichen Erscheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Klosterbau an dieser Stelle stehen solle, und rasch gipfelte seine reumüthige Begeisterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt.

Urkundlich gründete aber schon Ludwigs Vater, „der Bärtige," ein Dörfchen Namens Reinhardsbrunn an der Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Die Schönheit des einsamen Thals und die Nähe der Schauenburg waren die beiden leitenden Lichter. Die Erbauung des Klosters fällt in die Jahre 1087 bis 1097. Im letzteren Jahre weihete Bischof Harrand von Halberstadt die Klosterkirche ein. Der büßende Graf stattete seine Schöpfung nach Kräften aus, indem er ihr hundert und funfzig Hufen des in der nächsten Umgegend gelegenen Landes, nebst vielen dazu gehörigen Leibeigenen abtrat, und für sich und seine Nachkommen auf alle Eigenthumsrechte an dem Kloster Verzicht leistete. Die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behielt er sich für seine Person vor; ob seine Nachkommen diese ebenfalls besitzen sollten, machte er von der freien Wahl der Conventualen abhängig. Die Bestätigung des Kaisers (1086) und des Papstes (1092) erfolgte bald, und der letztere stellte die neue Abtei in seinen besondern Schutz, indem er sie von jedem andern weltlichen oder geistlichen Obergericht freisprach. Dafür stiftete Graf Ludwig jährlich zehn Schillinge für Lichter in den lateranischen Pallast. Der neue Sühnebau wurde mit Brüdern des St. Benedictiner-Ordens besetzt, und zu Schutzheiligen desselben die Mutter Gottes Maria und der Evangelist Johannes gewählt, dem letztern sogar eine besondere Kapelle in der Nähe des Klosters errichtet. Der Convent bestand der Regel nach aus dem Abte, dem Prior und zwölf Mönchen.

Schon 1089 erhielt das Kloster ein Gut und 20 Hufen Land zu Topstädt; Ludwig fügte 1103 noch das Gut Bivang bei Mechterstädt und Meginboldesfelden hinzu. Erzbischof Ruthard von Mainz schenkte der neuen Benedictinerabtei 1105 den Zehnten aller seiner in der Umgegend gelegenen Güter und vertauschte ihr auch einen Hof zu Erfurt, der nachher und bis jetzt der Reinhardsbrunner Hof hieß; und 1107 schenkte ihr Graf Ludwig die Kirche zu Sangerhausen.

Nach vielen schlimmen Kämpfen mit Kaiser Heinrich dem Fünften, in dessen Gefangenschaft er, wie schon oben erwähnt, zweimal gerathen war, trennte sich der greise Ludwig von der geliebten Adelheit, und trat als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn; sie aber als Nonne

in das von ihr erbaute Kloster Scheiplitz. Dieses stand an der Stelle der Weissenburg, dem Orte ihrer Sünde, und hier beschloß sie ihr Leben in strenger Clausur. Einer unverbürgten Angabe nach soll sie auch Stifterin des Klosters zu Oldisleben (Adelheitsleben) gewesen sein. Fünfzehn Jahre vor seinem Hingange wurde ihre sterbliche Hülle in der Klostergruft zu Reinhardsbrunn beigesetzt, und der greise Mönch, dessen Herz einst so glühend für sie geschlagen, betete nun täglich an ihrem Sarge. Diese reuige Buße hat das moralische Richteramt des Volks bestochen oder mit der sündhaften Liebe des fürstlichen Paars ausgesöhnt. Ja, gewonnen von der Romantik dieser Liebe und dieser Reue sind Ludwig und Adelheit von den nachfolgenden Geschlechtern zu glänzenden Liebessternen erhoben worden. Sie sind Thüringens Abälard und Heloise. Noch kein Dichter hat sie würdig besungen aber das Volk selbst, ein unsterblicher Dichter, erfüllte diese schöne Pflicht. Es hat die Liebenden und Büßenden reich geschmückt und die Sagenharfe rauschte dazu ihr Lob und flüsterte die Namen Ludwig und Adelheit den jungen Geschlechtern zu, deren Herzen auch in Liebe und Leidenschaft schlagen. Reinhardsbrunn ist aber dadurch für immer zu einem Tempel schwermüthiger Liebesschuld geweiht worden, und in den laubigen Hallen seines stillen Thalgrundes pflegen Liebende einsam selbander zu wandeln und über die Sühne manches süßen Vergehens nachzudenken.

Das Kloster gewann unter des Springers Nachfolgern im gleichen Verhältniß an Ansehen und Reichthümern, wie sie selbst an Macht und Länderbesitz. Schloß Schauenburg nebst den dazu gehörigen Dörfern und Waldungen an der Loibe, war noch zu Ludwigs des Zweiten Lebzeiten 1114 Eigenthum der Abtei geworden, um den Grafen aus der kaiserlichen Haft zu lösen, die Kirchen zu Scheiplitz und die kurze Zeit darauf entstandene St. Blasiuszelle im Thüringerwalde ohnweit Suhl wurden ihr einverleibt. Graf Ludwig der Dritte, als Landgraf Thüringens Ludwig der Erste genannt, des Springers ältester Sohn, bedachte das Kloster mit gleicher Liebe. Als Schutzvogt desselben nahm er nur sehr wenig für seine Bemühungen, fiel den Mönchen selten beschwerlich, und ging Vergleiche mit ihnen ein, in denen er sich stets als einen uneigennützigen und frommen Mann bezeigte. Im höhern Mannesalter 1140 auf Wartburg verstorben, wurde er an der Seite seiner Eltern in Reinhardsbrunn begraben. Als dessen Sohn Landgraf Ludwig der Zweite, mit dem schweren Namen: „Der Eiserne" zubenannt, fühlte, daß auch er der Natur seinen letzten Tribut entrichten mußte, ließ er seine Vasallen, deren schlimmer Dränger er im Leben gewesen war, und die er durch verstellten Tod, der Sage nach, früher in großen Schrecken gesetzt hatte, zusammenrufen und schwören, daß sie seine Leiche von der Neuenburg, wo er darniederlag, auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn tragen wollten. Und sie thaten nach seinem Tode also, immer in Furcht, er möchte noch lebendig sein und sie nur versuchen wollen, wie er schon einmal gethan. Mit großer Pracht wurde die

Hülle des gestrengen Herrn im Jahre 1172 in der Kirche der alten Abtei beigesetzt, neben dem Altar des heiligen Kreuzes und auf sein Grab sein steinernes Bild in der vollen Rüstung gestellt, wie er im Leben stets einhergegangen war. Zugegen waren bei der Leichenfeier alle dem Landgrafen unterthänige Grafen und Herrn aus Thüringen und Hessen, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der auf herrliche Weise das Hochamt heging, die Bischöfe von Würzburg, Merseburg, Zeiz, die Aebte von Fulda und Hersfeld, und eine große Menge andern Volks, weltlichen und geistlichen Standes. Achtzehn Jahre später langten schon wieder die Ueberreste eines Landgrafen in Reinhardsbrunn an. Es waren die Ludwigs des Milden, ältesten Sohnes und Nachfolgers des Eisernen. Er war heimkehrend von einem Kreuzzuge am 26. Oct. 1190 auf der Insel Cypern in der Blüthe seiner Jahre und ohne Nachkommen gestorben. Seine Diener lösten das Fleisch von seinen Gebeinen, begruben das erstere auf jener Insel und trugen die letzteren in die Gruft seiner Väter. Er hatte sich so wie andern Klöstern Thüringens, doch vorzüglich dem Kloster Reinhardsbrunn gnädig und freigebig gezeigt. Den damaligen Abt, Namens Hermann, fünften Oberherrn des Klosters, beehrte er sogar mit dem Titel eines Vertrauten. Unter diesem Abte wuchs der Reichthum und das Territorium Reinhardsbrunns vorzüglich, so daß ihm der Papst erlaubte, die bischöflichen Insignien, Mitra und Infel, zu tragen.

Ludwigs des Milden Bruder und Nachfolger, der Landgraf Hermann, der Sängerfreund, machte eine Ausnahme, indem er befahl, ihn in dem von ihm gestifteten Katharinenkloster in Eisenach zu begraben, und seine Wittwe ließ seine Hülle, als er im Jahr 1216 in Gotha gestorben war, mit großem Gepränge dorthin bringen. In seinem Sohne, Ludwig dem Heiligen oder Keuschen, lernen wir einen großen Freund und Beschützer unseres Klosters kennen. Während er 1226 mit seinem Vetter, dem Kaiser Friedrich II. in Italien weilte, hatte ein Herr von Salza auf dem im Gebiete des Klosters gelegenen Altenberge einen Burgfrieden (ein hölzernes, befestigtes Haus) zu errichten sich unterfangen, von wo er dem Kloster vielen Schaden zufügte. Vergebens waren des Abts Bitten, die Unbill einzustellen; der habsüchtige Ritter befestigte seinen Bau nur noch mehr, und ging damit um, ihn in eine steinerne Burg umzuwandeln. Da gelangten des Abts Klagen vor die Ohren des heimgekehrten Landgrafen, der dem Klosterherrn einen Besuch machte. Ludwig schwieg darauf, sandte aber heimliche Boten an seinen Vogt zu Eisenach und entbot seine streitbaren Mannen auf den folgenden Morgen in die Nähe des Klosters, wo er selbst übernachtete. Mit Tagesanbruch — es war Sonntag — bestieg der junge Landgraf sein Roß und befahl dem Abt, der nichts ahnete, nicht eher die Messe zu lesen, bis er zurück sein werde. Bei seinen Gewappneten und deren reisigem Zeug angelangt, erstürmte er den Altenberg, berannte und gewann den Burgfrieden und nahm dem unvorbereiteten Herrn von Salza mit seinen Knechten und Helfern gefangen. Die sieg-

reiche Schaar zog nach der Abtei, der gefesselte Räuber voran. Ebenso bei der Procession, die der freudig überraschte Abt hielt; ja der gefangene Ritter wurde zu noch größerer Demüthigung auf einem hohen Orte der Kirche zur Schau gestellt, und der Cantor sang: Herr du hast gedemüthigt und erniedrigt den Herrn von Salza. Die Helfer desselben büßten durchs Schwert; er selbst mußte die Urphede schwören, sich niemals wegen der erlittenen Züchtigung rächen noch je das Klostergebiet wieder betreten zu wollen, und dem Kloster einen Hof zu Salza einräumen, der hernach der Reinhardsbrunner Hof hieß. Holz und Steine des zerstörten Burgfriedens verwendete der Abt. Damit nicht genug befahl der Landgraf seinem Seckelmeister, dem Abt die Zehrung für sich und seine Dienstmannen zu bezahlen; denn es bestand eine alte Observanz, daß die Landgrafen, zwar Schutzherrn und Schirmvögte des Klosters, dieses doch so wenig als möglich beschwerten und deshalb stets ihre eigene Küche dorthin mitbrachten. Dieses war jetzt nicht geschehen, aber die von ihrem Dränger erlösten Mönche wollten von dem großmüthigen Befreier nichts annehmen. Der Seckelmeister, der sich diese Weigerung gefallen ließ, wurde nachher von dem erzürnten Fürsten verurtheilt, die Zeche aus seinem eigenen Beutel zu bezahlen. Bald darauf trug sichs zu, daß einige fränkische Edelleute, ein für das Kloster bestimmtes Fuder Wein nebst sechs Pferden wegnahmen. Das war nun freilich für die guten durstigen Klosterherrn noch weit ärgerlicher als die Plackereien des Herrn von Salza. Einstimmig schrieen sie mit trockenen Kehlen den Landgrafen an, und der „Heilige" war eben so schnell bereit, ihrer großen Noth abzuhelfen. Nach vergeblicher Aufforderung an die weinräuberischen Edelherrn, das stattliche Stückfaß nebst Schiff und Geschirr wieder herauszugeben, überzog er sie mit seinen Gewappneten und Reisigen, fing sie und zwang sie zur schimpflichsten Unterwerfung. Im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals, und einem gegen denselben gekehrten bloßen Schwerte, flehten die von ihrer Zunge verführten Herren um Gnade. Den geraubten Wein hatten sie freilich getrunken; sie mußten dem Kloster die Tonnen mit anderm edlen Gewächs füllen und die Mönche verkündeten nun mit beflügelten Zungen das Lob ihres Schutzherrn. Darf man sich noch wundern, wenn er der Heilige heißt? Mönche waren die Geschichtsschreiber jener Zeit.

Dieser vielgelobte Fürst hatte sich, wie sein Vater und Ohm zu einem Kreuzzuge anwerben lassen. Er war damals erst 26 Jahre alt. In Reinhardsbrunn nahm er mit Thränen Abschied. Es war ein ahnungsvolles rührendes Scheiden; kein Herz blieb davon unergriffen; denn der junge Fürst sprach es mit prophetischem Geiste aus, daß er sein liebes Thüringen wohl nicht wieder sehen werde. Jedem Mönche gab er die Hand, selbst die Schulkinder der benachbarten Orte, welche herbeigekommen waren, den theuern Herrn noch einmal zu sehen, nahm er auf die Arme und wünschte ihnen Glück und Frieden. In Schmalkalden, wo sich die ganze landgräfliche Familie versammelt hatte, trennte er sich endlich von seiner „lieben Elfe,"

die erst zwei und zwanzig Jahre alt war, von Mutter, Kindern und Geschwistern. Seinem Bruder Heinrich, dem er hier die Landesregierung übertrug, entdeckte er noch, daß schon sein Vater ihm befohlen habe, das dem Kloster Reinhardsbrunn nahe gelegene und stets Schaden zufügende Schloß Eitersburg zu zerstören. Er selbst sei diesem Befehl nicht nachgekommen; jetzt bat er Heinrich inständigst, denselben zu erfüllen. Und seine trübe Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Er sah nicht einmal das heilige Land, sondern starb schon zu Otranto in Sicilien, wie man vermuthete, in Folge einer Vergiftung. Nur sein Gebein, wie das seines Ohms Ludwigs III. wanderte in einem kostbaren Schreine, worauf ein silbernes mit Edelsteinen reich verziertes Krucifix lag, von einem Maulthiere getragen, nach Reinhardsbrunn. In Bamberg empfing die tiefbetrübte Elisabeth die armen Ueberreste des geliebten Gatten. Der Bischof dieser Stadt, Namens Egbert, der Mutterbruder Elisabeths, hatte die von Heinrich Raspe grausam Verstoßene bei sich aufgenommen. Nun holte er die weitgewanderten Exuvien des Landgrafen in feierlicher Procession ein und hielt ihnen ein prächtiges Todtenamt. Tausende von Rittern, Bürgern und Bauern des Thüringerlandes harrten der Gebeine ihres Herrn an der Grenze und begleiteten sie mit Singen, Beten und Weinen nach der Ruhestatt in der einsamen waldumhegten Abtei. So wurden die todten Fürsten Thüringens weit und breit her, einer nach dem andern, in der stillen Klostergruft versammelt.

Die fromme, von ihren Schwägern Heinrich Raspe und Konrad gar hart bedrängte Elisabeth hatte schon in Bamberg den thüringischen Herren, die im Leichenconduct ihres Gatten aus Welschland gekommen waren, ihre große Noth geklagt, und diese hatten den Schenken Rudolf von Vargula zum Sprecher erwählt, damit er mit dem jungen Landgrafen ob solcher Unbill rechte. Als nun die Exequien gehalten waren, trat der Schenk freimüthig vor den Fürsten und redete ihm so kräftig und unerschrocken ins Gewissen, daß dieser, ergriffen von der eindringlichen Wahrheit solcher ernsten und gewichtigen Worte, zu weinen begann und hoch betheuerte, wie leid es ihm thue, seiner frommen Schwägerin jemals ein Leid zugefügt zu haben. Auch versprach er ihr Mitgift und Leibgeding, das sie forderte, auszuantworten, und so fand denn über Ludwigs Grabe die Versöhnung Heinrichs und Elisabeths statt. Elisabeth, mit Heinrich Raspe nach Eisenach zurückgekehrt, begehrte einen Wittwensitz, wo sie ungestört mit ihrem geistlichen Rath Konrad, der Ausübung guter Werke leben könne, und der Landgraf wies ihr Marpurg an. Dort machte sie mehrere fromme Stiftungen und starb zwei Jahre darauf, vier und zwanzig Jahre alt, in Folge der harten Entbehrungen und Kasteiungen, die ihr ihr fanatischer Beichtiger und ihr eigener frommer Eifer auferlegt.*) An ihren Tod knüpft sich noch eine schöne Klostersage Reinhardsbrunns.

*) Ich werde später in diesen Blättern das Leben der heiligen Elisabeth ausführlich mittheilen.

Dort lebte ein frommer Mönch, Bruder Volkmar, der zur Büßung seiner Sünden stets einen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Die Landgräfin Elisabeth, bestimmt vom allgemeinen Rufe seiner großen Frömmigkeit, zog ihn allen andern vor, pflegte sich oft mit ihm zu unterhalten und befahl sich in sein Gebet. Dieser Volkmar war Mühlenmeister des Klosters und hatte einst das Unglück, daß ihm der rechte Arm vom Gewerke der Mühle zerbrochen wurde, und er an großen Schmerzen in der Nacht schlaflos darnieder lag. Da mitten in seinem Gebet, stand plötzlich Elisabeths leuchtende Gestalt in kostbaren königlichen Gewändern vor ihm und fragte mit milder Stimme: „Wie geht es Dir, Bruder Volkmar?" — Der vom himmlischen Glanze der Erscheinung erschrockene Mönch rief verwundert: „O Herrin, welch köstlich Gewand tragt ihr jetzt, so ihr doch sonst gar geringe Kleider anzulegen pflegtet!" Sie erwiederte: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert." Und damit rührte sie den zerbrochenen Arm an und verschwand. Der preßhafte Mönch fühlte keine Schmerzen mehr und war von Stund an gesund. Bald darauf aber kam die Trauerbotschaft in das Kloster, daß Elisabeth in selbiger Nacht zu Marpurg verstorben war.

Unter Landgraf Heinrich ereignete sich wiederum eine wichtige, auf unser Kloster bezügliche Begebenheit. Des Landgrafen jüngerer Bruder Konrad, der auf Schloß Tenneberg wohnte und die Regierung von Hessen verwaltete, lebte mit dem damaligen Abte von Reinhardsbrunn, Eckard, auf freundschaftlichem Fuß. Von diesem, wie von allen andern geistlichen Gütern seines Sprengels verlangte der Erzbischof von Mainz Sigfried III., der damals zu Erfurt residirte, den zwanzigsten Theil ihrer Einkünfte als außerordentliche Abgabe, um damit die Schulden zu decken, die sein Vorfahr Sigfried II. in Rom gemacht, und das durch den Saracenenkrieg erschöpfte kurmainzische Aerar wieder einigermaßen zu füllen. Auf Landgraf Konrads Betrieb weigerte sich der Reinhardsbrunner Abt die auferlegte Steuer zu entrichten, indem er sich auf die alten Rechte seines Klosters berief, und wurde sofort vom Erzbischof excommunicirt. Jetzt verlor der Abt den Muth, reisete auf den Rath seines Convents nach Erfurt und kroch zu Kreuz. Der übermüthige Kirchenfürst nahm ihn zwar wieder zu Gnaden an, belegte ihn aber wegen des gezeigten Ungehorsams mit einer eben so grausamen als schimpflichen Strafe. Er sollte sich nämlich drei Tage hinter einander in der Marienstiftskirche im Beisein des ganzen Domkapitels und der übrigen Geistlichen knieend und zwei Besen in den Händen vom Erzbischof auf den entblößten Oberleib geißeln lassen. Der kleinmüthige Abt war gewillt, die entehrende Buße zu leiden. Einige über diesen pfäffischen Uebermuth empörte erfurtische Bürger benachrichtigten den Landgraf Konrad heimlich von der bevorstehenden Züchtigung seines Freundes, und dieser brach in der Frühe des andern Morgens von seinem Schlosse auf und war bei guter Zeit in der Stiftskirche, anscheinend, auf einer Durchreise nach der Neuenburg, hier die Messe zu hören. Kaum aber hat der mannliche Herr vernommen, daß die entehrende

Execution in der Kapitelstube des Stifts so eben vor sich gehen soll, als er, außer sich vor Zorn, dorthin rennt, rasch und keck in die Mitte der erschrockenen Pfaffen tritt, sich auf den Erzbischof stürzt, ihn bei den Haaren ergreift, zu Boden wirft und nach dem Dolche greift, ihn zu durchbohren. Jetzt erst fielen die Umstehenden dem wüthenden Fürsten in den Arm und verhinderten ihn am Morde. Unmittelbar nach diesem Auftritte verließ der junge Landgraf Erfurt und begab sich zu seinem Bruder auf Wartburg, mit welchem er, um den vom Erzbischof erfahrenen Schimpf zu rächen, eine Fehde gegen denselben verabredete. Mit dem von ihm zusammengebrachten Heere überzog er dann das erzbischöfliche Gebiet, brennte Dörfer nieder und zerstörte das Schloß Troßberg und die Vorstädte der Stadt Fritzlar. Damit zufrieden, war er im Begriff wieder abzuziehen, als die höchst unanständigen Geberden, womit einige gemeine Weiber auf dem Stadtwall ihm den Abschied zuwinkten, die Flammen seines Zorns dermaßen entzündeten, daß er sogleich umkehrte, die Stadt erstürmte, und grausam verwüstete und zerstörte. Als Gefangene führte er den Bischof von Worms, eine Menge Domherrn und hundert Gewappnete mit. Ein gleiches Schicksal hatte die Stadt Witzenhausen. Der hartgedrängte Erzbischof verklagte den Landgrafen beim Papst, und sofort zuckte der Bannstrahl nach Konrads Haupte. Der trotzige Jüngling mußte sich beugen, und ging sogar nach Rom, des Bannes ledig zu werden. Die ihm vom Papst Gregor IX. auferlegte Buße war bitter genug; er mußte vor einer Kirchthüre stehen und jedem Eintretenden eine Ruthe und den Rücken darreichen, und um einige Streiche bitten. Nur ein altes Weib nahm die Ruthe an, und so kam der wilde junge Fürst nicht ohne Schläge davon. Uebrigens wußte er sich so schlau zu benehmen, daß er sich sogar die Gunst des Papstes erwarb, der zum Theil auf Konrads Betrieb im folgenden Jahre 1235 die verstorbene Landgräfin Elisabeth kanonisirte. Für seinen Freund, den Abt Eckard zu Reinhardsbrunn wirkte Konrad von Gregor den bischöflichen Ring aus. — Den Bürgern von Fritzlar ersetzte der junge Landgraf den ihnen zugefügten Schaden; ja die Reue über seine leidenschaftliche That soll hauptsächlich zu seinem Entschluß beigetragen haben, in den deutschen Orden zu treten, als dessen Hochmeister er nicht lange darauf, wahrscheinlich 1240, starb.

Auch Landgraf Heinrich zeigte sich dem Kloster als Gönner. Wir finden, daß er demselben zehn Hufen Land zu Luthersborn schenkte, als er seine erste Gemahlin dort begraben ließ; und wirklich erfreute sich die reiche Abtei zu dieser Zeit ihrer höchsten Blüthe. Das Aussterben des salischen Geschlechts, das ihr so viele Wohlthäter auf den landgräflichen Richterstuhl gebracht hatte, wurde ihr aber verderblich. Das Schloß Schauenburg, auf welchem ein Dienstmann des Abts, Graf Hermann von Henneberg saß, wurde im neunjährigen thüringischen Erbfolgestreit zwischen Markgraf Heinrich dem Stolzen von Meißen und der Sophia von Brabant von Ersterem eingenommen und nebst mehreren andern festen Schlössern zerstört,

das Eigenthum des Klosters auch anderweitig geschädigt. Das größte Unglück betraf es aber dreißig Jahre später unter dem Landgrafen Albrecht im Jahre 1291. Die reisigen Insassen und Laienbrüder desselben fingen einen berüchtigten Räuber, der dem Gebiet der Abtei schon vielen Schaden zugefügt hatte, Namens Hesseburg, und welchem sie ohne langen Proceß in Friedrichroda den Kopf abschlugen. Der Bruder des Gerichteten, Ludwig von Hesseburg, sammelte um Rache zu nehmen, ein Heer loser Raubgesindels, überfiel das Kloster in der Nacht und stieß es an allen vier Ecken mit Feuer an, so daß die schöne Kirche ganz und die übrigen Gebäude der Abtei zum großen Theil ein Raub der Flammen wurden. Damals wurden, nebst vielen andern Alterthümern auch die Grabmonumente der alten Landgrafen zerstört und dem Kloster überhaupt ein so großer Schade zugefügt, daß es sich nicht wieder davon erholen konnte. Der Convent sah sich genöthigt, viele Güter zu veräußern, als 20 Hufen Land zu Uelleben und 14 Hufen zu Alschleben an das Kloster zu Georgenthal, und eine Strecke Land und Holz am Eitersberge an das Kloster zu Döllstedt, und das Schloß Tenneberg, das es pfandweise inne hatte, dem Landgrafen wieder einzuräumen. Zwar that der Letztere und seine Söhne Tiezmann und Apiz viel, um den Verlust zu ersetzen; 1295 wurden ihm von Albrecht der Besitz der Dörfer Friedrichrode, Altenbergen, Cumbach, Ernstrode, Finsterbergen, Leina, Rödichen, Steinfürst und Wipperode bestätigt und 1306 von Tiezmann diese Bestätigungen wiederholt und die über die Güter Espenfeld, Aue, Engelsbach, Bußenrode und Schnepfenthal hinzugefügt; aber die folgenden Zeiten, welche durch Albrechts Schuld so unsägliches Unglück über Thüringen brachten, waren zum neuen Emporblühen des alten Stifts nicht geeignet. Die Kämpfe des Landgrafen Friedrichs des Gebissenen ließen ihn nicht an das stille Kloster denken, das außer seinem Wege lag. Wir finden ihn nur in Berührung mit dem Abte desselben, als dieser sein Töchterlein nach dem gefährlichen und muthigen Ritte von der Wartburg nach dem Tenneberg, an letzterem Orte taufte, eine geschichtliche Sage, die besser in der Beschreibung und Geschichte der Wartburg ihren Platz findet. Er starb 1324 zu Eisenach und ward dort in der Elisabethenkirche begraben. Erst drei Jahrhunderte später gelangten seine und seiner Gemahlin Ueberreste nebst ihren Grabmonumenten nach Reinhardsbrunn. Wie sie dahin gekommen, wird unten klar werden. Friedrich der Ernsthafte, des vorigen Sohn und Nachfolger, fiel sogar unserm Kloster, als ein junger, der Geistlichkeit nicht gewogener Fürst schwer zur Last. Er veranstaltete 1330 eine Zusammenkunft einer großen Menge der benachbarten Fürsten, so wie seiner Vasallen und Dienstmannen daselbst. Dabei waren der Herzog Heinrich von Sachsen, der Landgraf Heinrich von Hessen, die Grafen Berthold von Henneberg, von Schwarzburg, von Beichlingen, von Hohenstein, Stolberg, Käfernburg, von Gleichen und Brandenburg mit ihren Gewappneten, Rittern und Edelknechten, Reisigen und Knappen, über achthundert Mann, die sich vier Nächte im

Kloster lagerten und auf Kosten desselben gütlich thaten. Alle Vorräthe für Menschen und Vieh wurden aufgezehrt, ja die ob solcher Beschwerden betrübten Klosterherrn mußten sogar Schulden machen und gedachten mit Wehmuth des alten Landgrafengeschlechts und vor allem des trefflichen heiligen Ludwigs. Aber diese Zeiten waren vorüber und kamen nicht wieder. Unmöglich war es, unter solchen Umständen die Abtei in ihrer alten Pracht wieder aufzubauen. Die nachherigen Gebäude gaben kein Bild ihrer frühern Größe und Schönheit. Auch fand weder Friedrichs II. noch seiner Gemahlin Leiche ihre Ruhestatt in Reinhardsbrunn; vielmehr wurde er, als er 1349, 38 Jahre alt auf der Wartburg gestorben war, in der von ihm selbst erbauten Kapelle des Klosters Altenzelle begraben. Ebendaselbst ward auch seinem Sohne Friedrich dem Strengen 1381 gebettet, als er gleich seinem Vater in der Blüthe des Mannesalters von der Gicht hingerafft worden war. Während der Regierung dieses Landgrafen wurde Reinhardsbrunn von Berthold Hennig von Meißen mit harter Fehde überzogen 1356; doch wurde der Streit durch einen Vergleich beigelegt. Erst im Landgrafen Balthasar ging Thüringen und insbesondere der Abtei Reinhardsbrunn wieder ein Stern auf. Aber noch größere Vortheile als von ihm, genoß das Kloster von seinem Sohne Friedrich dem Einfältigen, der es oft besuchte und ihm nicht unbedeutende Jahreszinsen zu Gotha und Langensalza anwies. Den Ankauf der Dörfer Kabarz und Tabarz von ihren zeitherigen Besitzern den Herren von Laucha 1400 bestätigte der Landgraf dem Kloster. Dieser stille und fromme Herr befand sich am liebsten unter Mönchen und Pfaffen. Und so wurde auch seine Leiche auf sein Begehr, als er 1440 zu Weißensee erbenlos verstorben war, nach Reinhardsbrunn gebracht und mit ihm dort das thüringische Landgrafenthum begraben. Allmälig war es verlöscht wie ein des Oels ermangelndes Licht; Thüringen hörte auf ein eigenes Land zu sein, eine eigene Geschichte zu haben, und auch Reinhardsbrunn verlor allmälig seine eigentliche Bedeutung. Diese Schöpfung und werthgehältene Kleinod der thüringischen Landgrafen überdauerte sie nicht lange. Es ist ein wehmüthiger Zug der Geschichte, daß das Kloster nicht einmal noch hundert Jahre langsam und ziemlich bedeutungslos hinsiecht, bis der sturmvolle Fittich einer neuen Zeit, die eben so lange schon still gewachsen und kräftiger geworden war, an seine Pforte schlug und seine Mönche zerstreuete.

Zu Anfang des Jahres 1525 zogen sich die schweren Wetterwolken des Bauernaufstandes, die schon einige Jahre vorher in Franken und Thüringen verderbliche Blitze entsendet, schwerer und drohender zusammen, und erfüllten die Herzen mit Beängstigung. Ein dem Kloster entsprungener fanatischer Mönch, Namens Pfeifer, gab die Veranlassung des schrecklichen Ausbruchs. Er hatte das Eichsfeld geplündert, Kirchen und Klöster zerstört, die Adligen erschlagen und war mit großer Beute nach Mühlhausen, von wo er ausgezogen,

zurückgekehrt. Dieser Erfolg fanatisirte alle thüringischen Bauern; das ganze Land wurde aufrührerisch und wetzte die Waffe des Friedens, das Werkzeug der Ernte, zu blutigem Mord. In Waltershausen rottete sich ein Haufe des erbitterten Volks zusammen, in lustberauschter Kühnheit gewillt, all' seine Fesseln zu zerbrechen. Der Abt des Klosters, Heinrich — er war der Letzte! — floh muthlos und unrühmlich vor dem nahenden Wetter nach Weimar. Es war am Montage nach dem Osterfeste. Der Kellermeister entwich denselben Tag noch nach Eisenach. In banger Bestürzung erwarteten die Brüder das heranbrausende Unheil. Und sie warteten nicht vergebens. Die letzte Stunde der einsamen Waldabtei sollte noch an diesem Tage schlagen. Der stille Ruhehafen sollte vom stürmischen Meere der Zeit verschlungen werden. Nachmittags rückte der wilde Haufe, aus Bauern und Bürgern des benachbarten Waltershausen bestehend, von dort herbei, bis auf achthundert Mann durch das zugelaufene Volk der nahen Walddörfer verstärkt. Da war's, wo der Frieden des Thals zuerst schauerlich von wüstem, tollen Kriegsgeschrei zerstört und die klare Quelle des Reinhardsbrunnen durch die Zügellosigkeit roher Horden getrübt wurde. Die Thüren der Kirche und Gefängnisse wurden eingeschlagen, die Gefangenen befreit, Keller und Vorrathshäuser geöffnet, die ganze Nacht geschmaust und gezecht und die armen Mönche aufs gröblichste verspottet. Am andern Morgen vergrößerte sich die Zahl der Frevler von Stunde zu Stunde. Immer neue Haufen von Gotha, von Broterode, von diesseits und jenseits des Waldes, die gleich hungrigen Wölfen über das Kloster herfielen. Einige der Conventualen schickten hülfeflehend Eilboten an den Herzog Johann nach Weimar, aber er ließ ihnen die trostlose Antwort sagen: sie möchten wo möglich das Kloster zu retten suchen. So war es denn unwiederruflich dem Untergange geweiht. Ein Banner von neunzig Gewappneten, das aus Waltershausen herbeirückte, konnte gegen die rasende Volksmenge nichts ausrichten. Am andern Tage kamen Abgeordnete von Weimar und steckten die kurfürstliche Fahne auf den Thurm und über die Hauptpforte, die Bauern aber rissen sie wieder spottend herab und zerfetzten sie. Die vier und zwanzig Altäre der Kirche mit ihren schönen Gemälden und sonstigen kostbaren Ornamenten, drei Orgeln und zwölf Glocken wurden nach und nach von ihren kirchenräuberischen Händen zertrümmert. Ein gleich trauriges Schicksal hatte die nicht werthlose Bibliothek, deren Bücher zerrissen und auf dem Hofe verbrannt wurden. Andere raubten von Hausrath und Kostbarkeiten, was sie finden konnten, und räumten Remter, Schlafsaal und Zellen aus. Die Vorsicht des besonnenen Priors rettete das Beste von den Kleinodien und kostbaren Kirchengeräthen und flüchtete es heimlich nach Weimar; vieles entwendete Gut wurde auch später auf einen strengen Befehl des Herzogs wieder zurückgegeben. Der Unfug dauerte ganzer vierzehn Tage, während welcher die Brüder auf alle erdenkliche Weise gedrangsalt wurden. Sie flohen alle bis auf den treuen Prior und einige Kranke; die letzteren, auf Karren nach Walterhau-

sen gebracht, starben bald darauf. Zuletzt wurden alle Fenster, Thüren, alles Geräthe in sämmtlichen Gebäuden zerschlagen, die Kirche mit Feuer angestoßen und verwüstet, was nur zu verwüsten war. Als alle Vorräthe aufgezehrt, alle Teiche gefischt, alle Geräthe geraubt oder verdorben waren, zog die Rotte wieder ab, und still und öde, im starren Todesschlaf, lag die einst stattliche Benediktinerabtei. Die zerstreuten Mönche versammelten sich zwar nach einiger Zeit in Gotha und bestürmten Herzog Johann mit Bitten, ihnen ihr Kloster wieder zurichten zu lassen, aber dieser eifrige Freund Luthers und unermüdliche Beförderer der Reformation wies ihr Gesuch kalt und streng zurück. Die Jüngern der Klosterbrüder wurden nach Weimar berufen und vom Kanzler bedeutet, der Herzog sei nicht gesonnen, das faule, gotteslästerische Leben der Mönche ferner zu dulden; er werde ihnen aus fürstlicher Gnade einen kleinen Jahrgehalt auszahlen lassen, davon möchten sie Handwerke erlernen und sich ehrlich ernähren. Die Aeltern zogen in den Reinhardsbrunner Hof und in das Augustinerkloster zu Gotha, wo sie ihr Leben beschlossen. Im Jahre 1561 lebten noch drei derselben, deren Unterhalt nur acht Schock Groschen erforderte. Die Klostergüter wurden vom Herzog eingezogen, und von Vögten, Verwaltern, später Vorstehern, Schössern, Amtsschössern, Amtleuten verwaltet; das Vorwerk zu einem Kammergute gemacht. Es gab kein Kloster Reinhardsbrunn mehr, wie es kein Thüringen mehr gab. Vier Jahrhunderte und einige Jahrzehnte hatte es geblüht und acht und zwanzig Aebte gehabt, die zuletzt mit Mitra und Inful geschmückt in stolzer Demuth sich „von Gottes," wohl auch „von des heiligen Stuhls Gnaden" schrieben. Diese Frucht am Baume der Zeit war also überreif und ihr Fall ein nothwendiger geworden. In der Folge wurde Reinhardsbrunn zu einem fürstlichen Amte gemacht, unter welchem Titel es in den Landesvertheilungen zwischen den Herzögen Johann Friedrich dem Mittlern und seinem Bruder Johann Wilhelm 1566, so wie zwischen letzterem und den Söhnen des erstern, der in kaiserlicher Haft war, Johann Casimir und Johann Ernst, 1572 vorkommt. Wie in diesen Theilungen, so blieb es in der Theilung von 1603 zwischen Herzog Johann und den Söhnen seines Bruders Friedrich Wilhelm, bei Weimar, obgleich Gotha und selbst Tenneberg an Coburg fielen.

Um diese Zeit erfreute sich das öde, verwüstete und in Trümmern zerfallene Reinhardsbrunn wieder einiger fürstlichen Gnadenblicke, die es von Neuem emporhoben. Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar erbaute 1601 das Amthaus, und hielt sich im Sommer des folgenden Jahres einige Zeit daselbst auf, um seine wankende Gesundheit zu stärken, aber seine Kränklichkeit vermehrte sich, und er war kaum nach Weimar zurückgekehrt, als er am 7. Juli im 41. Lebensjahre starb. In der Ländertheilung mit seinen Söhnen kam der weimarische Theil und mit diesem Reinhardsbrunn, wie eben gemeldet, an seinen Bruder Herzog Johann, der damit umging, Rein-

hardsbrunn im Geiste seines verstorbenen Bruders auszubauen, aber zwei Jahre darauf im 36sten Lebensjahre ebenfalls des Todes verblich. Seiner Wittwe Dorothea Maria, einer geborenen Prinzessin von Anhalt, war es vorbehalten, zu vollenden, was ihr Schwager und ihr Gatte begonnen hatten. Kurz nach des Letztern Tode, erhob sich durch ihre Fürsorge das sogenannte hohe Haus und die Kirche, welche, wie oben beschrieben, so schöne Zeichen ihrer Wirksamkeit trägt. Ihrem stillen Schmerz mochte die melancholische Abgeschiedenheit dieses Thales vorzüglich zusagen. Sie pflegte sich mit ihrem kleinen Hofstaate oft hier aufzuhalten, ja als 1607 die Pest in Weimar eingewandert war, flüchtete sich die verwittwete Herzogin mit ihren neun unerzogenen Kindern nach Reinhardsbrunn und wohnte eine Zeit lang in ihrem neuerbauten Hause. Ihre Liebe für diesen romantischen Ruhesitz brachte auch die zehn Grabsteine der Landgrafengeschlechter zusammen, welche sie ausbessern und außen an der Südseite der Kirche unter einem Schieferdache aufstellen ließ. Die acht ältern unächten dieser Monumente waren nach der Aufhebung des Klosters auf Kurfürst Johann's Befehl nach Gotha auf das Schloß Grimmenstein gebracht worden. Ebendahin waren die beiden ächten, die Monumente Landgraf Friedrichs des Gebissenen und seiner Gemahlin Elisabeth, nebst den Ueberresten dieser beiden, und noch andere fürstliche Leichen von Eisenach aus dem St. Katharinenkloster, wo sie begraben worden, als dieses Kloster ganz in Verfall gerathen war, auf des Kurfürsten Anordnung gekommen. Nach der Zerstörung des Grimmenstein (1567) wurden diese alten Denkmäler nebst den Leichen in das sogenannte alte Gießhaus in Gotha niedergelegt, wo sie schwerlich dem Untergange entronnen sein würden, wenn nicht Dorothea Maria sie an sich gebracht hätte. Sie schickte den bekannten gelehrten Geschichtschreiber Hofrath Hortleder, den Hofmeister ihrer Söhne, nach Gotha, um die Monumente ausfindig zu machen, und wandte sich dann mit der Bitte an Herzog Casimir von Coburg, Herrn von Gotha, ihr sowohl die Steine als die Leichen abzulassen. Das Gesuch wurde sogleich gewährt, und die Grabsteine nach Reinhardsbrunn abgeführt. So gelangten auch Landgraf Friedrichs I. und seiner Gemahlin Gebeine nach Reinhardsbrunn und wurden in der Kirche daselbst beigesetzt. (1614).

In der Ländervertheilung, welche die Söhne des Herzogs Johann 1640 vornahmen, kam Reinhardsbrunn mit Gotha an Herzog Ernst den Frommen, der zuerst auf Tenneberg residirte, und von hier aus, so wie später von Gotha die Stätte oft besuchte, wo er als Knabe mit seiner Mutter und Brüdern gewohnt. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich I. zog es vor, ein Schloß im französischen Geschmack in einen Sumpf zu bauen und es nach seinem Namen Friedrichswerth zu benennen. Die einfache großartige Natur eines Waldthals war nicht nach dem überbildeten Geschmacke des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts. Seine Nachfolger Friedrich II. und III. liebten Friedrichswerth, Ichtershausen, Tonna ꝛc. und vernachlässigten

Reinhardsbrunn mehr oder minder, (Friedrich II. restaurirte die Kirche und baute das Portal derselben,) welches erst von Ernst II. wieder häufiger besucht wurde. Unter seiner Regierung wurde das oben berührte „Büchig" allmälig ein stark besuchter Vergnügungsort der Umgegend. In den Jahren 1780 und 81 fand man bei Ebnung des Gartens die Grundmauern des alten Klosters und mehre Grabsteine von Aebten desselben. Wohin die letztern gekommen, habe ich nicht ermitteln können. Es ergab sich, daß die alte Kirche nördlich von der jetzigen gelegen, der Kreuzgang östlich und südlich. Die Fundamente gaben einen Begriff von weit ausgedehnten, großen Gebäuden. Auch Herzog August war oft in Reinhardsbrunn, that aber nichts dafür. Der Besuch des Büchigs mehrte sich, es fehlte aber an einem bequemen Unterkommen; da baute 1813 der damalige Reisestallmeister von Wangenheim, welcher das Gut von Herzog August erhalten hatte, ein schönes freundliches Gasthaus, östlich vom Amthause und seit dieser Zeit ist das Büchig verlassen.

Das Amt Reinhardsbrunn war 1748 zum Amte Tenneberg geschlagen, aber 1789 auch wieder davon getrennt worden. Nach Heimfall Gotha's an das Coburger Fürstenhaus (1826) wurde das Amt 1830 aufgehoben und sein Bezirk an die Aemter Tenneberg und Georgenthal vertheilt.

Der Durchlauchtigste Herr Herzog Ernst von Coburg-Gotha, dem ein hochempfänglicher Sinn für Naturschönheit, nebst einem richtigen Geschmack, sie durch Kunst idealisch auszubilden, inne wohnt, faßte, angezogen von Reinhardsbrunns natürlichen Reizen, bald den fürstlich schönen Gedanken, das unscheinbare Schloß in alterthümlichem Baustyl, den er vorzüglich liebt, zu verjüngen. Sofort berief er den obengenannten Herrn Eberhard, der sich eben in Rom aufhielt, und ließ (1827) die alten Gebäude aufnehmen, Projecte anfertigen und Material herbeischaffen. Dieses besteht aus Seeberger, Friedrichröder und Tabarzer Sandstein und Porphyr und aus dem Tambacher Roth-Todtlicgenden. Im Winter 1827—28 wurde die Mauer abgebrochen, zwei Teiche am Schlosse zu einem großen vereint und der dritte zugefüllt. Bis 1832 wurde das Hauptgebäude im Aeußern und Innern vollendet, bis 1833 das Einfahrtsgebäude, bis 1834 die Hirschgallerie, bis 1835 der Thurm und ein Theil der Kirchgallerie. Im folgenden Jahre wurden die Arbeiten wegen des Theaterbau's in Gotha eingestellt. Nachdem drei Seiten des Hauptgebäudes fertig waren, wurde der bekannte Zeichner und Architect Karl Alexander Heideloff in Nürnberg aufgefordert, eine Zeichnung zur Decoration der Hauptfaçade einzuliefern, von welcher jedoch nur der Balkon und einige Details zu Tragsteinen ausgeführt worden sind. Als vorzüglich geschickter Steinmetz, dessen Hand die reizendsten und feinsten der Ornamente hervorrief, verdient der Hofsteinhauer Betzedt noch genannt zu werden.

So harrt denn das reizende Jagdschloß seiner Vollendung entgegen, die hoffentlich nicht lange hinausgeschoben werden wird. Dann wird es mit vollstem Rechte den Namen der Perle des Thüringerwal-

des verdienen, und Tausende werden alljährlich herbeiströmen, sich seiner zu erfreuen.

Du aber, Genius des Thals, freundlicher Friedensgeist, wache fort und fort schützend über diesem dir anvertrauten Hause! Halte die Stürme des Himmels von seinen Zinnen, halte die Stürme der Erde von seinen Pforten fern! Laß nie Tage über ihm leuchten, wie jener des Jahres 1291, der die stattliche Abtei durch Feuersglut, und jener des Jahres 1525, der ihre Nachfolgerin durch Menschenwuth zertrümmerte! Den Fürsten dieses Landes, die da kommen in ihm zu wohnen, gib Friede, Freude, Liebe!

Ludwig Storch.

Giebichenstein.

Auf Felsen, hoch im Thurme,
Umbraust von wildem Sturme,
Sitzt ein gefangner Mann;
Er sieht den Himmel an:
Vorüberziehn die Sterne,
Stillwandelnd, ewig ferne
Glänzt ihm die Welt heran.

Die Städt', in weiter Fläche,
Die Dörfer, Ström' und Bäche
Sie winken weit hinaus;
Er sieht das Thal nicht aus,
Durchschweifet Wies' und Felder,
Schwebt hin am Grün der Wälder,
Und — bleibt im Kerkerhaus.

St. Schütze.

Dicht an der Saale, und eine halbe Stunde von der berühmten Universitätsstadt Halle, blicken von einem nackten, fast von allen Seiten schroff emporsteigenden Felsen die Reste der alten Burg Giebichenstein herab. Außer einem viereckigen, noch ziemlich wohlerhaltenen Thurme, in welchem sich noch heute die Uhr des Dorfes Giebichenstein befindet, sind nur noch wenige morsche Mauern, von Epheu umrankt, übrig. Eine sanfte Stille herrscht nun in der zerfallenden Burg, die sonst nur vom wilden Getümmel der Waffen wiederhallte; Blumen bewegen im lauen Abendwinde traumhaft ihre Häupter und nicken duftend in die Tiefe hinab und treue Schwalben zwitschern jetzt in dem Thurme, aus dessen Innern sonst nur bange Seufzer und wilde Flüche emporstiegen! —

Die Geschichte der Erbauung dieser Burg ist in tiefes Dunkel gehüllt, aber schon im 10. Jahrhundert kömmt sie als Hauptort der Burggrafschaft Giebichenstein vor, die ein Besitzthum der Grafen von Wettin und Merseburg war. Riddag von Merseburg gab sie, sammt den Salzquellen in Halle, unter der Bedingung an den sächsischen Kaiser Otto I., den lebenslänglichen Nießbrauch davon zu haben. — Kaiser Heinrich II. schenkte sie 965 an das Erzstift Mag-

deburg und seit der Zeit war derjenige Theil der Burg, welcher dicht unter dem Felsen lag, aber ebenfalls mit Mauern und Gräben wohlversehen war, der gewöhnliche Wohnsitz der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten, (denn diese Unterburg enthielt, außer den Wirthschaftsgebäuden, auch noch hinlänglichen Raum zur Aufnahme des ganzen Hofstaates, der Canzlei und des Archives) und es starben hier auch mehrere derselben, z. B. Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464 und Johann 1475. Den andern auf dem Felsen liegenden Theil aber, oder die eigentliche Burg, hatten sich die Kaiser zum Mitgebrauche ausbedungen und benutzten auch dieselbe noch lange Zeit als Gefängniß für wichtige oder gefährliche Personen, da sie so fest war, daß der Volksreim entstand:

Wer kommt nach Giebichenstein,
Kommt selten wieder heim.

Es haben im Laufe der Zeit gar viele Gefangene hier gesessen z. B.

a) Der Markgraf Heinrich von Oesterreich. Ihn ließ Kaiser Heinrich II. im J. 1003 hier einsperren, weil er (zu Heinrichs Schaden) die Böhmen nach Baiern geführt hatte.

b) Herzog Gottfried von Lothringen, den Heinrich III. hier im Jahr 1071 gefangen setzte und zwar zwei Jahre lang.

c) Herzog Ernst II. von Schwaben. Dieser saß lange hier oben in enger Haft, denn er war mit seinem Stiefvater, Kaiser Conrad II., in Unfrieden gerathen.

d) Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen.

e) Dr. Lorenz Pascha, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts hier saß. Der Domprediger Saccus in Magdeburg erzählt, daß derselbe, als er seines Predigtamtes in Kieritz entsetzt gewesen, eine andere Lehre ergriffen und Advokat worden, und legte sich daselbst vor den Thurm am neuen Markte auf die Erde mit ausgestreckten Armen und resignirte Gott dem Herrn die Theologiam und seinen Dienst mit sehr schrecklichen Worten, und sagte zu Gotte: schicke Dich auf einen andern Diener, so will ich mich auf einen andern Herrn schicken, d. i., er wolle forthin nicht mehr Gott predigen, sondern dem Teufel mit allerlei Sünden dienen. Er zog auf in einem grünen Kleide wie ein Dieb-Henker, hielt sich zu den Straßenräubern, verdingte seinen Sohn zu einem widrigen Schnaphanen in die Lehre, haben aber das Handwerk nicht lange getrieben. Endlich aber wird er als ein Gesell der Straßenräuber eingezogen, und nach dem Giebichenstein geführt, da er in Verzweiflung gerathen, und selbst sein Henker geworden ist." Die Pfaffen versagten ihm hierauf eine Ruhestelle auf dem Kirchhofe, und begruben ihn auf das „Schindleich."

Die Burg hatte mancherlei Schicksale. Im J. 1278 wurde sie in einer Fehde vom Markgrafen Dietrich von Landsberg eingenommen und der Erzbischof Bernhard erhielt sie erst vier Jahre nachher (1282) unter der Bedingung zurück, daß er für die Rückgabe derse-

ben 500 Mark Silbers bezahlen wolle. Auch ein Graf von Mannsfeld, Bernhard IV., eroberte sie in einer Fehde, welche die Stadt Halle mit dem Erzbischofe Burchard III. hatte und in welcher er Bundesgenosse der Stadt Halle war. Die gemachte Beute gefiel ihm aber so gut, daß er sie für sich behielt und sie nur dann erst an Halle gab, als er Geld brauchte und die Hallenser sich erboten, ihm 1100 Mark Silbers darauf zu leihen. Die Erzbischöfe wußten es aber doch wieder in ihre Hände zu bekommen, denn als im J. 1328 über Halle Bann und Acht ausgesprochen wurde, erbot sich der Erzbischof, eine Aussöhnung zwischen der Kirche und Halle zu bewirken, wenn ihm dasselbe Giebichenstein ohne Lösegeld zurückgeben wolle. Anfangs waren die Bürger durchaus nicht gesonnen, auf diesen Vorschlag einzugehen; aber sie mußten doch zuletzt der Nothwendigkeit weichen und nur froh sein, daß der Erzbischof für den bedungenen Preis den Frieden vermittelte.

Im J. 1336 brannte Giebichenstein durch Zufall ab, ward aber 1361 vom Erzbischof Dietrich wieder aufgebaut, im J. 1363 stark befestigt, und auch am Fuße des Felsens nach dem gegenüberliegenden Dorfe Cröllwitz eine hölzerne Brücke über die Saale geschlagen, die aber das Wasser bald mit sich fortführte.

Günther III. lag in beständigem Kampfe mit Magdeburg und Halle und das Kriegsglück war ihm so ungünstig, daß er alle seine Burgen verlor. Nur Giebichenstein blieb ihm und von hier aus führte er auch die Fehde mit seinen Gegnern fort. Zwar mußte er später auch diese seine letzte Zuflucht an Kurfürst Friedrich von Sachsen verpfänden, aber er löste sie bald wieder ein, ließ sie 1442 auf's Neue befestigen und auch die um die Unterburg zum Theil noch heute vorhandenen Gräben, Mauern und Thürme, wo nicht ganz neu aufführen, doch wenigstens wieder herstellen.

Eben so machten es seine Nachfolger. Friedrich II. ließ viele neue Gebäude errichten und Johann, Pfalzgraf am Rhein, ließ im J. 1474 die Burg auf das Herrlichste ausschmücken, weil er hier den König Christian von Dänemark, welcher nach Rom zog, bewirthen wollte. Der Nachfolger Johann's, Ernst, Prinz von Sachsen, war der Letzte, welcher Giebichenstein bewohnte.

Im J. 1478 befand sich nämlich der Magistrat zu Halle in einer sehr bedenklichen Lage. Feindseligkeiten zwischen ihm und der Pfännerschaft hatten schon lange in der Asche geglimmt, loderten aber jetzt zur verzehrenden Flamme empor und ein hochedler Rath befand sich in solcher Verlegenheit, daß er eine Gesandtschaft nach Giebichenstein schickte, die dem Erzbischofe Ernst, der, wie seine Vorgänger, schon lange mit lüsternen Augen nach der schönen Stadt geblickt hatte, die Schlüssel derselben mit der Bitte überreichen mußten, dem Magistrate so schleunig als möglich zu Hülfe zu kommen. Ernst hatte Mühe, seine Freude zu verbergen, säumte keinen Augenblick, der Einladung Folge zu leisten, zog mit seiner Mannschaft in die Stadt ein, nahm die Häupter der Rebellen gefangen und erklärte sich zum Herrn von Halle.

So kam Halle in die Hände der Erzbischöfe und Ernst, der nicht gesonnen war, seine, ohne Schwertstreich, ohne Blutverlust gemachte Eroberung wieder zu verlassen und dem es auch in Halle besser gefiel, als in Giebichenstein, ließ daselbst die jetzt auch in Ruine liegende Moritzburg erbauen. Seit dieser Zeit stand Giebichenstein öde und verlassen und da am 1. September 1572 auch noch der Blitz in eine Scheuer schlug und außer derselben noch mehrere Gebäude verzehrte, so glich es schon damals so ziemlich einer Ruine.

Im J. 1636 erschien Banner mit seinen wilden Reitern in Giebichenstein und nahm von der Burg Besitz. Aus Nachlässigkeit oder Bosheit entstand durch sie im Malzhause Feuer, welches sowohl die Kapelle, die unten am Fuße des Felsens lag, als auch sämmtliche noch einigermaßen im Stande befindlichen Burggebäude vollends zerstörte. Auch der Thurm war stark beschädigt, wurde aber später wieder hergestellt und ist noch jetzt ziemlich gut erhalten. Außer ihm ragten aber schon damals nur wenige Ruinen mehr in die Höhe, als jetzt. — Die Mauern der Capelle sind gegenwärtig zu einem Brauhause eingerichtet, so wie auch die der ehemaligen erzbischöflichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude zu den Gebäuden des jetzigen Gutes verwandt sind.

Diese wenig unterhaltenden Nachrichten sind Alles, was sich (cf. Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises, 2. Thl. Galetti's thüringische Geschichte, 2. Thl. Müllers Streifereien in den Harz, 1. Thl., und Gottschalk's Ritterburgen 1. Thl.) über Giebichenstein findet und es würde hier nur noch jene romantische Sage von Ludwig dem Springer an ihrem eigentlichen Platze sein, wenn nicht Ludwig Storch in der vorhergehenden Beschreibung von Reinhardsbrunn dieselbe ganz eben so mitgetheilt hätte, als ich es auch nur gekonnt hätte; indem sie der in jener Beschreibung vorkommenden Charakteristik Ludwig des Springers wohl ziemlich mit demselben Rechte angehört, als der Schilderung von Giebichenstein, weshalb ich, zu Vermeidung einer beinahe wörtlichen Wiederholung, die geehrten Leser auf diese Mittheilung (pag. 24) verweisen zu dürfen glaube, und füge nur in Bezug auf die wohl keineswegs aus der Luft gegriffenen Zweifel an der Wahrheit dieser Begebenheit, noch Folgendes hinzu:

Wer schon einmal einem Fischerstechen auf der Saale, wie es z. B. im J. 1831 statt fand, beiwohnte, wird sich erinnern, daß die Halloren von den Felsen bei Cröllwitz, die dem Giebichensteine gegenüber liegen und von beträchtlicher Höhe sind, in die Saale herabsprangen, lange Zeit unter dem Wasser blieben und dann wieder hervortauchten. Er wird also den Sprung selbst nicht für unmöglich halten, wenn nur beim Giebichensteine das Local anders wäre, als es wirklich ist. Daß die Saale nicht mehr dicht am Felsen wegläuft, wäre übrigens noch kein Grund, die Geschichte für unwahr auszugeben, denn der Lauf eines Flusses ist immerwährenden Veränderungen unterworfen; aber die hervorragenden Felsen machen einen Sprung aus dem Fenster, durch das Ludwig gesprungen sein soll, und welches

noch zur Hälfte steht, zu einer Unmöglichkeit. Ludwig müßte übermenschliche Schnellkraft besessen haben, wenn er sich über die Felszacken hätte hinausschwingen können. Die ganze Erzählung aber für ein Mährchen zu halten, ist doch auch wieder zu weit gegangen. Wäre es nicht möglich, daß Ludwig sich mit Hülfe eines Seiles bis zu der Stelle hinabgelassen hätte, von der aus er den Sprung wagen konnte? Etwas Wahres muß der Geschichte zum Grunde liegen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Freunde des Gefangenen es waren, die ihn retteten, und daß die Wächter, welche, bestochen, zu seiner Befreiung ihre Hand geboten hatten, seine Flucht auf eine wundervolle Art erzählten, um ihre Nachlässigkeit zu bemänteln oder der Verantwortung zu entgehen.

Den Namen „Giebichenstein" leitet Lancher (Grafenwappen pag. 26.) von „con, chan, chuoni, givickan, kühn, hervorstehend, hoch" her.

Die Umgebungen von Giebichenstein sind sehr angenehm. Mit Vergnügen ruht der Blick auf der umliegenden Gegend, die ein sehr sanftes Colorit, einen sehr heitern Charakter hat. Ueberall ist munteres Regen und fröhliches Getümmel. Unten auf den Wellen der Saale schaukeln leichte Kähne, aus denen Guitarre und Flöte ertönen, mit lebenslustigen Musensöhnen, dort rudert ein alter Fischer mit bewunderungswürdiger Gewandtheit um das Gebüsch,

Um Reusen in das Schilf zu legen,

an den Ufern der Saale wandeln Freunde der Natur und aus weiter Ferne zieht ein großer Saalkahn mit flatterndem Wimpel und weißem Segel stolz daher. Dort unter Felsen und Erlen versteckt, spiegelt sich das Dörfchen Cröllwitz mit seiner hochgelegenen Bergschenke im Flusse ab, weiter hin schweift der Blick nach der Höltybank, wo, der Sage nach, der Sänger des Frühlings so gern verweilte, auf der andern Seite sieht man Halle mit seinen hohen, schönen Thürmen und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Landhäusern, Gebüschen, Wiesen und Saatfeldern, von der Saale in mehreren Armen durchflossen. Nach Lauchstädt hin schweift der Blick in blaue, duftige Weite, und verweilt zuletzt mit Vergnügen auf dem dicht am Felsen liegenden Dorfe Giebichenstein.

O Lust, vom Berg zu schauen,
Weiter über Thal und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.

C. Duval.

Kloster Rosleben.

Dem Städtchen Wiehe gegenüber, an einer der anmuthigsten Stellen der goldenen Aue, erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe ein großes, stattliches Gebäude, das einem Schlosse nicht nachsteht; fragt der fremde Wandrer, der diese Gegend zum erstenmale betritt, nach dem Zwecke dieses weithin sichtbaren Gebäudes, so erfährt er bald, daß dieß die Klosterschule Rosleben ist — eine Stiftung, deren Namen und Sagen drei Jahrhunderte weit verbreitet haben. Er findet leicht, daß diese Stelle mit vielem Vorbedacht gewählt ist, und daß auch hier die oft ausgesprochene Bemerkung bestätigt wird, daß die Punkte, wo Klöster erbaut wurden, mit vieler Vorsicht und Klugheit ausgewählt worden sind. Durch reiche Triften und Wiesen schlängelt sich die Unstrut im Vordergrunde dahin; gegen Mittag, in der Entfernung von einer kleinen Stunde, zeigt sich das Städtchen Wiehe, umgeben von Gärten und fruchtbaren Feldern und im Hintergrunde von angebauten oder mit hohen waldgeschmückten Bergen begränzt. Gegen Morgen erhebt sich Wendelstein mit seinen Ruinen und Domanial-Gebäuden; dicht dabei erscheint Memleben, durch große Erinnerungen ausgezeichnet, und mehrere freundliche Dörfer in anziehenden Umgebungen. Von der Abendseite blickt Kloster Dondorf von heiterer Höhe herüber, in dem Thale oder an die Berge angelehnt treten überall blühende Dörfer hervor, und in der Ferne ragt der Kyffhäuser empor, der durch viele reiche Sagen an längst verschwundene Zeiten erinnert und den unvermeidlichen Wechsel alles Irdischen andeutet. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir diese Stelle zu den reichsten und anmuthigsten des Thüringer Landes zählen; im Frühjahre vorzüglich, wenn ein neuer Lebenshauch Fluren, Wälder und Berge durchzieht, bietet das blühende, bergumschlossene Thal einen Anblick dar, wie es nur wenige in den deutschen Gauen gibt und jedes für die Größe der Natur empfängliche Herz wird mit Entzücken diese Wunder betrachten und den mit Dank und Ehrfurcht preisen, der diese Fülle der Herrlichkeit ausgegossen hat. Es mögen nur wenige Erziehungsanstalten gefunden werden, die sich einer so ausgezeichneten Lage rühmen dürfen; hier wird das Gemüth bei jedem Blick in diese reiche, schöne Natur unwillkührlich bewegt und emporgehoben und edlere Empfindungen durchdringen hier die Brust,

wo die deutlichen Spuren der höchsten Allmacht und Güte so sichtbar hervortreten.

Doch würde diese schöne Stelle nicht so früh bekannt und so oft genannt worden sein, wenn hier nicht in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Kloster gestiftet worden wäre, welches die Aufmerksamkeit und Theilnahme Vieler hieher lenkte. Das Stiftungsjahr des Klosters Rosleben läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, da die Stiftungsurkunde, wahrscheinlich bei den Verwüstungen des Bauernkrieges oder bei den Zerstörungen und Verlusten, welche durch die verzehrenden Flammen bewirkt wurden, vernichtet worden ist. Der fleißige Sammler Schamelius, der sich um so viele thüringische Klöster große Verdienste erworben hat, fand bei seiner Anwesenheit in Rosleben noch einen Stein vor, der, in einer Mauer des Klosters eingefügt, in undeutlichen Zügen die Jahreszahl der Stiftung und Vollendung des Klosters zu enthalten schien; aber auch dieser Stein ist nicht mehr vorhanden, und vergebens sucht der theilnehmende Freund der Vorzeit nach anderen Ueberresten, denn bis auf einige unterirdische Gewölbe und Canäle ist von den früheren Klostergebäuden jede Spur längst verschwunden.

Um so wichtiger ist es, daß sich die Bestätigungsurkunde des Papstes Innozens des zweiten vom 25. Februar des Jahres 1142 noch erhalten hat, woraus mit großer Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß die Stiftung selbst um das Jahr 1140 statt gefunden haben muß. In dieser Urkunde, welche zunächst an die geliebten Söhne, den Probst Peter und die Brüder der Kirche des heiligen Petrus in „Rostenleve" gerichtet ist, ertheilt der Papst dem Kloster seinen Schutz, bestätigt die gegenwärtigen und zukünftigen Güter desselben, bewilligt dem Convente die freie Wahl eines Probstes, verordnet, daß die canonische Ordnung des heiligen Augustin zu ewigen Zeiten beobachtet werden soll, und spricht den Kirchenbann und Fluch über alle diejenigen aus, welche die Rechte und Güter des Klosters verletzen würden. Auffallend ist es, daß dieser Brief an „geliebte Söhne und Brüder" gerichtet ist, da gar keine Spuren vorhanden sind, daß hier zuerst Mönche gewesen wären; wir müssen schließen, daß, wenn das Kloster anfänglich für Mönche bestimmt war, diese bald aus uns unbekannten Ursachen, das Kloster verlassen haben, oder, daß bei der Ausfertigung dieser Urkunde in Rom ein Versehen vorgefallen ist.

Als Kaiser Friedrich der erste im Winter des Jahres 1174 sich in Merseburg befand, ertheilte er dem Kloster einen Schutzbrief, wahrscheinlich auf Betrieb des Bischofs von Halberstadt, unter dessen Sprengel das Kloster gehörte, indem die Unstrut die Diöcesen Mainz und Halberstadt von einander trennte; der Kaiser nimmt in dieser Urkunde, welche am 21. Februar des genannten Jahres ertheilt wurde, die Güter des Klosters, welche namentlich aufgeführt werden, unter den besondern kaiserlichen Schutz. Eine dritte Urkunde, am 30. Juni 1177 von dem Bischof Ullrich (Odalrich) von Halberstadt unterzeichnet, nennt und bestätigt ebenfalls die sämmtlichen Besitzun-

gen des Klosters und unter Androhung der zeitlichen und ewigen Strafen wird der Besitz derselben sicher gestellt.

Aus diesen Urkunden, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln ist, geht nun mit völliger Gewißheit hervor, daß Graf Ludwig von Wippra und dessen Gattin Mathilde, die Stifter dieses Klosters sind und dasselbe mit reichen Schenkungen bedacht haben. Diese Grafen von Wippra, nach ihrem Stammschlosse Wippra zwischen Sangerhausen und Harzgerode also genannt, oft erwähnt in den Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, mächtig und reich, aber früh schon ausgestorben, hatten auch in der goldenen Aue bedeutende Besitzungen, deren Erwerbung und Umfang sich jetzt nicht mehr bestimmen läßt; von dem Glauben der damaligen Zeit geleitet, nach welchem die Begründung und reiche Begabung geistlicher Stiftungen das größte Verdienst war, wandte Graf Ludwig, welcher in mehreren Urkunden seit dem Jahre 1130 erscheint, und nach der Angabe des Pegauischen Chronikons 1152 gestorben ist, besorgt um das Heil seiner Seele und den ewigen Lohn des Himmels erwartend, einen Theil seiner Güter dieser neuen Stiftung zu und er sowohl, wie seine nächsten Erben suchten als Schirmvögte des Klosters das glückliche Aufblühn desselben zu befördern.

In diesen drei ältesten Urkunden wird der Ort und das Kloster Rostenleve, Rusteleve genannt, und da auch späterhin die erste Sylbe immer Rost oder Rust geschrieben wird, so deutet diese früheste, urkundliche Schreibart darauf hin, daß hier nicht an Rosse oder Rosen zu denken sei, sondern vielmehr an das altdeutsche Wort Rust, Ruste, woraus das heutige Rast, vielleicht auch Ruhe, gebildet ist. Die Endsylben leuben, leubi, leve, lewen, bezeichnen nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters, vorzüglich in den Gegenden, wo die slavischen Sprachen Eingang gefunden hatten, einen Wohnort in der Nähe des Waldes. Roßleben bedeutet also so viel, als Ruheort oder Ruhestätte, eine für ein Kloster sehr geeignete Benennung. Jedoch war dieser Name früher da, als das Kloster; denn es wird nicht nur in den ältesten Urkunden das Dorf Rusteleben wiederholt genannt, woraus deutlich hervorgeht, daß ein Ort dieses Namens hier schon früh gestanden habe, sondern auch mehrere, zu verschiedenen Zeiten hier aufgefundene Alterthümer beweisen es, daß schon in den heidnischen Zeiten, also vor dem achten Jahrhundert, diese Stelle bewohnt gewesen sei. Das Kloster gab also nicht dem Orte, sondern der Ort dem Kloster den Namen. In den späteren Urkunden werden auch Ritter von Rosteleben erwähnt, über die sich wenig mit Gewißheit sagen läßt; wahrscheinlich waren sie Lehnsleute des Grafen von Wippra, standen aber mit dem Kloster in keiner nähern Verbindung.

Das Bestehen und der Reichthum des Klosters wurde in den folgenden Jahrhunderten durch manche mehr oder minder wichtige Schenkung gesichert und vermehrt, welche dasselbe von verschiedenen Wohlthätern erhielt. Nach der Angabe eines alten noch vorhandenen Inventariums besaß das Kloster über 60 Hufen Landes, fünf Dörfer,

viele Wiesen, Weinberge, Gärten, Mühlen, Höfe, Frucht- und Geldzinsen, besonders aber beträchtliche Waldungen. Unter den Freunden und Wohlthätern des Klosters verdienen eine nähere Erwähnung: Der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen, die Grafen von Hackeborn, Stollberg und Querfurt, die edlen Schenke von Teutenberg und in den spätern Zeiten die von Witzleben, welche in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Besitzer des benachbarten Schlosses Wendelstein wurden und sich um das Kloster auf vielfache Weise verdient gemacht haben.

So bestand seit 1140 dieses Augustiner-Nonnenkloster und vier Jahrhunderte hindurch erhielt es sich, ohne daß ein bedeutender Einfluß desselben zu bemerken wäre, oder daß wichtige, in die Geschichte der damaligen Zeit eingreifende Ereignisse sich hier zugetragen hätten.

Die Namen einiger Aebtissinen haben sich zwar erhalten, so wie auch mehrere Pröbste des Klosters bei verschiedenen Gelegenheiten genannt werden; allein an diese Namen knüpft sich keine wichtige Erinnerung und spurlos ist das Leben und Wirken dieser frommen Schwestern verschwunden. In der Ausübung der klösterlichen Pflichten, in dem fortwährenden Kampfe und unter dem schweren Drucke eines traurigen, jedes edle, menschliche Gefühl zerstörenden Berufes, lebten hier dreißig Nonnen unter der Leitung eines Probstes in anspruchsloser Stille und Verborgenheit, wenig beachtet von der Welt, der sie nicht mehr angehörten. Die großen Mängel und Gebrechen dieser Stiftungen, welche durch die geringen Wohlthaten und Vortheile, die sie gewährten, nicht aufgewogen werden konnten, mögen auch hier in manchen traurigen Erscheinungen, von denen jedoch die Geschichte schweigt, hervorgetreten sein, und manches von unnatürlichen Pflichten und Gelübden gequälte Herz mag nach vielfachen Kämpfen und Schmerzen nur da erst Ruhe und Frieden gefunden haben, wo die Räthsel dieses Lebens gelöst und die Prüfungen überwunden sind.

Aber der Zeitpunkt nahete sich, wo diese Stiftung eine andere und bessere Bestimmung erhalten sollte; diese schwachen Nonnen, welche wohl schon oft mit Verlangen einer Aenderung ihrer Lage entgegen gesehen hatten, konnten dem Einfluß der Reformation nicht widerstehen, welche die menschlichen Fesseln zerbrechen, und die beklagenswerthen Opfer, eines verderblichen Wahnes wieder an die Stelle zurückführen sollte, welche die Weisheit der Vorsehung ihnen angewiesen hatte. Ehe jedoch diese eben so nöthige und erfreuliche Ordnung eintrat, brach im Jahr 1525 eine schwere Prüfung für das Kloster herein; die aufrührerischen Bauern, irre geleitet von falschen Lehren und Versprechungen, brachen in die Klöster ein, erstürmten die Schlösser und Burgen und bezeichneten ihre schrecklichen Züge mit Verwüstungen und Blutvergießen. Eine Rotte dieser Verblendeten zog von Allstedt herbei, plünderte und brandschatzte auch dieses Kloster, mißhandelte die Nonnen und, was am meisten zu beklagen ist, vernichtete in blinder Wuth eine Menge unschätzbarer Urkunden und Schriften, deren Erhaltung dem Freunde der vaterländischen Ge-

schichte so wünschenswerth erscheint, die nun aber für immer verloren sind.

Die Stimmen, welche sich bei dem Fortgange der Reformation für die Aufhebung der Klöster erklärten, aber auch zugleich auf eine dem Zwecke ihrer Stiftung und dem wahren Geiste des Evangeliums gemäße Umgestaltung derselben mit allem Nachdruck drangen, und die Fürsten und Obrigkeiten auf diese ernsten, heiligen Pflichten aufmerksam machten, konnten nicht ohne Einfluß bleiben; sie fanden zum großen Gewinn und Segen der nachfolgenden Geschlechter bei Vielen Unterstützung und so manche, noch jetzt blühende, segensreiche Anstalt verdankt diesem frommen und gerechten Sinn, der wohlthätige Einrichtungen erhalten und nach den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit benutzt wissen will, ihr Entstehen und ihre Fortdauer. Es ist ein großes und bleibendes Verdienst, welches sich mehrere Fürsten, die sich für die Reformation erklärten, erworben haben, daß sie bei der Aufhebung der Klöster die Verbindlichkeit nicht aus den Augen ließen, die sie als von Gott verordnete Schirmer und Erhalter wohlthätiger, frommer Stiftungen zu erfüllen hatten; ihren eigenen Vortheil vergessend und den Einflüsterungen eines unedlen Verlangens widerstehend, wollten sie ihren Namen und das Gedächtniß ihrer Regierung nicht beflecken, sondern mit Ernst und Eifer dafür sorgen, daß das Wohlthätige und Nützliche erhalten, und das, was mit frommen Sinn und Absichten von den Vorfahren gestiftet war, auch für die Nachwelt dauernd gesichert werde. Und was können die Großen der Erde Besseres und Edleres thun, als das Gedächtniß ihres Namens und Wirkens durch Einrichtungen erhalten, welche auf die geistige Bildung und auf die Vorbereitung zu einem nützlichen Leben Bezug haben! In dem Strome der Zeiten geht so viel Edles und Gutes unter; desto nothwendiger ist es, daß das erhalten und gesichert werde, was nur gute Früchte bringen kann!

So lange Herzog Georg, der eifrige Freund der katholischen Kirche, lebte, konnte in den Thüringischen Aemtern, welche zu seinem Landestheil gehörten, für die Verbesserung und Umgestaltung der Klöster nichts gethan werden, da er jeder Steurung feindselig entgegen trat und in blindem Eifer das Alte, es mochte nützlich oder schädlich sein, beibehalten wissen wollte. Nach seinem Tode, welcher im April 1539 erfolgte, trat für seine Länder ein ganz neuer Zustand ein, Herzog Heinrich, der Bruder und Erbe Herzog Georgs, hatte sich schon längst für die Reformation erklärt und er hielt es bei der Uebernahme dieses Erbes für eine seiner ersten Pflichten, dem Wunsch der Mehrzahl seiner neuen Unterthanen zu folgen und ihnen die Wohlthaten der Kirchenverbesserung nicht länger zu entziehen. Es wurden sogleich Visitationen angeordnet, um den Zustand und die Bedürfnisse der Gemeinden, der Kirchen, Klöster und Schulen kennen zu lernen. Die Protocolle dieser Visitationen sind noch vorhanden; auch Rosleben wurde besucht und untersucht. Es fanden sich im Jahr 1540 noch zwölf Nonnen unter der Aebtissin Barbara von

Witzleben vor, welche die naive Erklärung abgab: sie sei ihr Leben lang nit gern im Kloster gewesen.

Die eben so weise, als nöthige Verordnung des frommen Herzogs Heinrich, „daß keine Person geistliche Güter zu ihrem eigenen Nutzen wende" veranlaßte mehrere edle, hochherzige Männer auf eine zweckmäßige Umgestaltung der Klöster zu denken und die Güter derselben für Institute anzuwenden, deren Nutzen allen einleuchten mußte. Zu diesen edlen, wahrhaft ehrwürdigen Männern muß auch Heinrich von Witzleben gerechnet werden. Entsprossen aus einer alten, ausgezeichneten Familie, welche einen ehrenvollen Platz in der Geschichte Thüringens frühzeitig einnimmt, Herr und Erbsasse zu Wendelstein und Schirmvogt des Klosters Roßleben, ausgezeichnet durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens und geleitet von dem lebendigsten Eifer für das Gute und Wahre, erfüllte ihn das Verlangen, eine Anstalt in das Leben zu rufen, welche eine Pflegerin heilsamer Wahrheiten und frommer Gesinnungen werden sollte.

Mit Unterstützung und Einwilligung des Landesherrn gelang es seinem uneigennützigen Eifer im Jahre 1554 das von den Nonnen verlassene und verödete Kloster in eine höhere Schule umzuwandeln, wo anfänglich 18 Jünglinge, deren Zahl aber bald auf 40 — 60 anwuchs, zur geistigen und sittlichen Ausbildung vereinigt wurden.

Das schöne Werk, mit frommen Sinn angefangen, gedieh unter göttlichem Segen auf eine sichtbare und erfreuliche Weise und aus einem kleinen Anfange, denn zuerst war nur ein Lehrer angestellt, entwickelte sich nach und nach eine vielumfassende Anstalt, welcher jetzt sechs ordentliche und drei außerordentliche Lehrer ihre Kräfte widmen. Die Einrichtung und Verfassung der Schule ward mit vieler Vorsicht und Klugheit festgesetzt, wobei vorzüglich der gelehrte Rector von St. Afra in Meißen, Fabricius, ersprießliche Dienste leistete. Der eigenthümliche Geist der damaligen Zeit gibt sich freilich in diesen ersten Einrichtungen und Gesetzen vielfach zu erkennen, doch finden sich auch überall deutliche Spuren eines ernsten Strebens, gründliches Wissen mit wahrer sittlicher Bildung zu vereinigen.

Manche ungünstige, unheilvolle Ereignisse brachen über die Klosterschule in dem Laufe der Zeiten herein, doch wurden diese oft sehr schweren Prüfungen glücklich überwunden. Schon das war ein harter Schlag, daß der große Freund und Wohlthäter der Schule, Heinrich von Witzleben, schon 1561 starb; neue Prüfungen brachte die Pest, welche 1597 Deutschland so allgemein verwüstete, daß auch die Schule eine Zeit lang geschlossen werden mußte. Die schrecklichen Drangsale und Gräuel des dreißigjährigen Krieges lasteten ebenfalls schwer auf der Schule; von vielfacher Noth bedrängt, mußten die Lehrer und Schüler mehrere Jahre die Anstalt verlassen, und wie

das ganze Vaterland verödet da stand, so trauerte auch unter diesen anhaltenden Leiden die verwaiste Schule. Der endlich errungene Frieden und die weise Fürsorge des Churfürsten Johann Georg von Sachsen brachte zwar wieder Ordnung und neues Leben in die hart geprüfte Anstalt, allein am 2. April des Jahres 1686 brach ein neues fast noch schwereres Unglück herein. Durch Verwahrlosung entstand an diesem Tage ein so verheerendes Feuer, daß das ganze Kloster mit allen Nebengebäuden, so wie die schöne Klosterkirche, welche ein ehrwürdiges Denkmal byzantinischer Bauart gewesen sein soll, mit der bedeutenden Bibliothek und die noch vorhandenen Urkunden, auch das ganze Dorf, in wenig Stunden durch die wüthenden Flammen vernichtet wurden. Dieser unerwartete, schwere Schlag hemmte die Thätigkeit der Schule über funfzig Jahre, und fast schien es, als würde sie nie wieder aus ihrer Asche emporsteigen. Die Theilnahme treuer, für das Wohl ihres Landes besorgter Fürsten, namentlich des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, entfernte diese traurige Besorgniß. Die Einkünfte des Klosters wurden mehrere Jahrzehnte hindurch gesammelt, um ein neues, schönes, seinem Zwecke völlig entsprechendes Gebäude emporsteigen zu lassen. Die durch die Gewalt der Elemente zerstörten Ueberreste des Klostergebäudes und der Kirche wurden niedergerissen, und nach und nach erhob sich, seit dem Jahre 1730 das neue, eben so dauerhaft als zweckmäßig eingerichtete Schulgebäude, welches am 2. Januar 1742 so weit vollendet da stand, daß Lehrer und Schüler aufgenommen, und die Anstalt wieder in Thätigkeit treten konnte. Seit diesem Zeitpunkte hat die gütige Hand der Vorsehung bedeutende Unglücksfälle abgewandt; obwohl die Kriegsjahre 1806 und 1813 manche Uebel und Verluste brachten, auch 1770 und 1831 neue Brandverwüstungen befürchtet werden mußten, so sind doch diese drohenden und nahen Uebel ohne großen Nachtheil für das Kloster geblieben. Das durch seinen Umfang wie durch seine innere Einrichtung ausgezeichnete Schulgebäude hat in seinem unteren Stocke hinlänglichen Raum für die Lehrzimmer, so wie für die Wohnung des Oekonomen; in dem mittlern Stock befindet sich der Betsaal, die Bibliothek und die Wohnung für vier Lehrer; in dem oberen Stocke wohnen die Schüler in den sogenannten Zellen. Ein geräumiger Spielplatz bietet den Zöglingen Gelegenheit zu Spielen und körperlichen Bewegungen dar, wenn die Witterung weitere Spaziergänge in der schönen Gegend verbietet.

Durch die aufmerksame und kräftige Leitung des Königlichen Consistoriums in Magdeburg, unter welcher Behörde gegenwärtig die Anstalt steht, hat sich der Zustand derselben immer mehr gebessert, so daß die frühern, hie und da auf ein klösterliches Wesen hindeutenden Einrichtungen und Gebräuche nach und nach gänzlich verschwunden sind, und die Schule sich jetzo auf einen Standpunkt erhoben hat, der den Forderungen unserer Zeit entsprechend ist. Die Verwaltung und nächste Aufsicht der Schule liegt in den Händen

des Erb-Administrators, welcher aus der Witzlebenschen Familie nach einer bestimmten Ordnung erwählt wird; ihm liegt das Geschäft auf: die Einkünfte des Klosters zu berechnen, für die erledigten Schulstellen tüchtige Männer vorzuschlagen, die Aufnahme der Schüler, deren Zahl auf 60 bestimmt ist, so wie die Besetzung der Freistellen, welche sich auf 30 belaufen, zu besorgen, die Patronatsrechte über das Kloster Rosleben, so wie über die Pfarrämter in Ziegelroda, Holleben und Nirmsdorf wahrzunehmen, und für alles zu sorgen, und bei den vorgesetzten Königlichen Behörden anzutragen, was dem Wohle der Anstalt förderlich ist. Durch eine aufmerksame und kluge Sparsamkeit haben sich die Einkünfte des Klosters in neuern Zeiten immer mehr gehoben und die Einnahmen sind, wo nicht reich und überflüssig, doch hinlänglich und gesichert. Das Wirken eben so thätiger als uneigennütziger Administratoren hat die früherhin oftmals entstandenen Besorgnisse, daß die Schule durch die Nachlässigkeit und den Eigennutz pflichtvergessener Vorsteher immer mehr in ihren Einkünften geschmälert werden möchte, völlig entfernt; die großen Verdienste, welche sich der verstorbene Kreisamtmann Just, so wie der jetzige wahrhaft ehrwürdige Erbadministrator, der Königl. Geheime Regierungsrath von Witzleben, in dieser Hinsicht um die Anstalt erworben haben, sind allgemein anerkannt, und wie der Name dieser edlen Männer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt werden wird, so lange die Schule besteht, so ist es auch für die Zukunft zu wünschen, daß es ihr nie an solchen Freunden und Vorstehern fehlen mag. Auch hat die Anstalt das Glück gehabt, viele verdiente, ausgezeichnete Lehrer seit ihrer neuen Einrichtung zu besitzen; die Rectoren Schmutzer, Strack und Wilhelm, dessen Jubiläum am 17. Mai 1836 mit allgemeiner Theilnahme und Anerkennung gefeiert wurde, haben mit großem Erfolg ihr Amt verwaltet und mit treuen und tüchtigen Collegen verbunden, sahen sie ihre rastlosen Bemühungen vielfach belohnt. Eine große Reihe ausgezeichneter Männer, deren Verdienste um die Kirche für den Staat und die Wissenschaften anerkannt und bedeutend sind, die hier in einem Verein gleichgesinnter Jünglinge, umgeben von den Reizen einer schönen Natur, entfernt von den Störungen des städtischen Lebens, beschäftigt mit den Wissenschaften und den Vorbereitungen für ein nützliches Leben, die schönen Jahre der Jugendzeit zugebracht haben, beweisen den großen Werth und den wohlthätigen Einfluß dieser Anstalt, welche manche Vorzüge in sich vereinigt, die sich in sehr erfreulichen Resultaten bewährten. Die seltene Anhänglichkeit und Pietät, welche die Zöglinge dieser Pflegerin der Wissenschaften stets bewiesen haben, und wodurch sie sich, so wie der Anstalt selbst, ein sehr rühmliches Zeugniß gegeben haben, lassen auf den bleibenden und wohlthätigen Eindruck schließen, welchen der Aufenthalt in diesem Institute auch in den Jahren noch äußert, wo das Gefühl der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit oft allzu sehr zurücktritt.

Es ist eine weise und gütige Veranstaltung der Vorsehung, daß an einer Stelle, wo sonst nur der einförmige Gesang armer, bekla-

genswerther Opfer eines religiösen Wahnes erschallte, wo das zermalmende Gewicht eines unnützen, verfehlten Lebens auf so vielen lastete und jedes bessere Gefühl so leicht zerstörte, daß da nun lernbegierige Jünglinge um treue und geliebte Lehrer sich sammeln, um einen reichen Schatz heilsamer Erkenntnisse für das Leben einzusammeln. Hätte die Reformation auch nur diese eine Umänderung bewirkt, so verdiente sie schon in dieser Hinsicht den Dank und die Anerkennung aller derer, welchen das Gedeihen des Guten und Wahren am Herzen liegt.

Rede.

Die Staufenburg bei Gittelde.

Mit der Geschichte der Eva von Trotta.

1. Lage und Ansicht.

Auf einem der Vorberge am westlichen Abhange des Harzes, erhebt sich in trauernder Verödung ein graues Gemäuer, dessen Geschichte höchst romantische Ueberlieferungen gewährt. Das sind die Ruinen der alten Staufenburg über Gittelde, so bekannt durch die Liebesgeschichte des Herzogs Heinrich I. und der schönen Eva von Trott.

Heimlicher und erhabener zugleich, stiller und romantischer wie dieser seit lange schon zerstörte Sitz einer fürstlichen freien Liebe, konnte in jenen grauen halb verschleierten Zeiten des Mittelalters keine feste Burg gelegen haben, als diese hohe Staufenburg. Auf drei Seiten von höhern bewaldeten Bergen umgeben, gewährt sie nur auf der vierten Seite, nach Süden eine jetzt freie, damals vielleicht auch durch Waldungen versperrte Fernsicht. In der Tiefe erblicken wir in abendlicher Stille das Dorf Lichtenhagen, dessen beträchtliche Amtsgebäude, aus den Steinen der abgebrochenen alten Staufenburg erbauet, den in der Nähe ihrer denkwürdigen Ruinen, fast verletzenden Namen, der neuen Staufenburg tragen. Nach dem Bergstädtchen Gittelde und weiter hin auf die malerischen Gebirgslandschaften von Osterode, ist die Aussicht offen bis nach dem hochgelegenen Schlosse Herzberg und auf das hohe und flache Eichsfeld hinaus, welches alles noch heute im Duft der Ferne die weichgetuschten Hintergründe einer Landschaft bildet, deren magischer Zauber, besonders in dämmernder Abendröthe, das Gemüth mit geheimnißvollen Ahnungen einer romantischen Vorzeit erfüllt.

Der Berg, auf welchem man jetzt nur noch verfallene Umfangsmauern und einen viereckten, wohl an achtzig Fuß hohen, sehr fest gebauten Thurm mit einigen Oeffnungen in der Höhe erblickt, steht von seinen bewaldeten Brüdern, die ihn weit überragen, abgeschnitten, durch tiefe, schauerige Thalschluchten. Die Ost-, West- und Südseite dieses einsamen Burgberges sind steil abschüssig, nur die Nordseite führt auf weniger gesenktem Niveau dem Walde zu, wo man allmählig ansteigend das geschichtlich merkwürdige Plätzchen erreicht, auf welchem Heinrich der Finkler seinen lieben, trauten Vogelheerd gehabt haben soll, wie der Name dieser Stelle, der Hein-

richswinkel, verräth, auch die geschützte, nach dem Westen hin dem Vogelfluge geöffnete Lage wohl glauben läßt.

An einigen Stellen, besonders an der Südseite, erhebt sich die Umfangsmauer noch sehr hoch über die steile Bergwand und erscheint dadurch um so höher. Auf der Nordseite findet man noch Spuren des einzigen Eingangsthores; im Innern waren noch vor einiger Zeit, jetzt auch verschwundene Ueberbleibsel einiger Gemächer der erwähnten vandalischen Zerstörung entgangen.

Jetzt aber schwirren Eulen und Fledermäuse um dieses alte Gemäuer, in welchem einst heimliche Liebe kosete, und Eideren schlüpfen zwischen den Steinritzen des verwitterten Bodens, auf welchem über ein halbes Jahrtausend früher der Fuß eines Kaisers wandelte.

2. Aelteste Geschichte.

Die meisten Burgruinen auf den Vorbergen des Harzes erinnern an einen alten ruhmgekrönten deutschen König und römischen Kaiser, der von seinen trefflichen Eigenschaften wohl einen besseren Beinamen verdient hätte, als von seiner unschuldigen Liebhaberei zum Vogelfang, den des Finklers. Man wird leicht errathen, daß hier von Heinrich dem Finkler oder dem Vogelsteller die Rede ist, der im Anfange des zehnten Jahrhunderts durch Erbauung vieler festen Burgen und Warten gegen die Einfälle der Hunnen aus Ungarn, die deutschen Gauen geschützt und dem viele blühende Städte und Dörfer ihre erste Begründung verdanken.

Zu den vielen Jagdschlössern desselben soll auch diese Staufenburg gehört haben. Daß er hier gern geweilt und sich seiner bekannten Lust am Vogelstellen hingegeben, beweisen so manche Ortsnamen in der Gegend der Staufenburg. So z. B. der schon genannte Heinrichswinkel, eine halbe Stunde nördlich von der Staufenburg, dort sagt man, haben die Vogelhütten gestanden, in welchen Heinrich der Vogelsteller, damals noch Herzog von Sachsen an der Seite seiner Gemahlin gesessen habe, als die Abgesandten des Reichs ihm die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen König überbracht hätten. Statt der Antwort habe er sie bedeutet, zurückzutreten, damit sie ihm den guten Fang nicht verderben möchten. Nun habe er sein Netz zugezogen und dann erst die Königswürde angenommen. Andere wollen die classische Stelle dieses merkwürdigen Charakterzuges eines in späterer Zeit so thätigen Regenten an andre Orte verlangen, wo er ebenfalls Vogelheerde gehabt, z. B. bei der Harzburg, oder auch nahe bei Gittelde in dem sogenannten Kaisergarten, einer Wiese, worauf ein runder, mit einem verfallenen Graben umgebener Thurm steht; nicht weit davon muß eine kleine Burg gestanden haben, wovon jetzt noch die Grundmauern zu sehen sind, auf der Stelle, welche den Namen: „die Burg" führte. — Nicht weit von der Staufenburg erhebt sich die „Heinrichshöhe." Nach einer alten Bemerkung in dem Kirchenbuche von Alshausen hat König Heinrich auch einen Vogelheerd, auf der hohen Vogelsburg genannt, gehabt, daher der Name des Dorfs „Vogelbeck" eine Meile von Northeim nach Einbeck zu.

In jener Gegend, wo jetzt die Kirche von Alshausen steht, erzählt jene Nachricht weiter, kam einst Herzog Heinrich, nachmals Kaiser Heinrich der Finkler, in seiner Jugend, im Kampf mit einer Bärin, in große Gefahr. Einer seiner Dienstmannen, Junker Heinemann von Gittelde, sprang dazwischen, tödtete die Bärin und rettete seinem hohen Herrn das Leben. Dieser wurde seinem Retter von da an sehr in Gnaden gewogen, hat ihm sein Gütlein zu Gittelde ziemlich verbessert und das Bärenfell geschenkt, auch ihn in vielen Sachen, „Scheidezügen und Schlachten" gebraucht. — „Damit er sich auch Gott, seinem allmächtigen Beschützer dankbarlich bezeigte, hat er an dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und ihn überwältigt, eine Kapelle bauen lassen, in welcher er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, sein Gebet verrichtet hat und ist solches anno Christi, 940, geschehen.

Nachdem der Herzog anno 920 zu einem römischen Kaiser erwählt und mit vielen Reichs- und Landesgeschäften beladen wurde, ist daselbst eine solche Wildbahne, wie zuvor, nicht mehr gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Herzog Heinrichen, ehe er Kaiser ward, lange Zeit gedienet, von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen Platz des Waldes zum Eigenthum bekommen hat und urbar machen lassen, wo er dann einen Wohnhof Siegfriedshausen (jetzt im Dorfe Sievertshausen) und eine Pfarrkirche hat erbauen lassen, in welcher jenes Bärenfell noch lange Zeit zum Dienst des Pfarrers vor dem Altar gelegen. Der drei Morgen große Pfarrgarten heißt noch heute der Burggarten. So drängen sich uns überall die Spuren auf, von der öftern Anwesenheit jenes Kaisers in der Staufenburg und deren Umgegend und rührend dringen die Erinnerungen an die Einfalt der Sitten jener bewegten Zeiten in die Gegenwart, deren so vielseitig erkünsteltes Gesellschaftsleben damit die stärksten Contraste bildet.

Später kam die Staufenburg mit ihren Zubehörungen an die Grafen von Katlenburg, die in der Nähe hausten und erst nach dem Erlöschen dieses Hauses fiel die ganze Herrschaft als eröffnetes Lehn, im Jahre 1112, an Heinrich den Löwen, den mächtigen Herzog von Braunschweig und Sachsen, dessen Besitzungen sich auf der Höhe seines Glücks von der Ostsee bis zum mittelländischen Meere erstreckten, vor dessen wuchtigem Schwert Kaiser Friedrich der Rothbart zitterte, der aber doch am Ende dem gewaltigen Geschick sich beugen mußte. In die Reichsacht erklärt, wurde ihm auch die Staufenburg abgesprochen; aber der alte Leu hielt sie umkrallt mit seinen Pracken und vertheidigte sie muthvoll gegen den Erzbischof von Magdeburg, dem der Kaiser diese Burg mit ihrem Zubehör an Ländereien und Dienstmannen in Lehn gegeben hatte. So blieb sie im Besitz der Nachkommen Heinrichs, von denen Einige selbst die römische Kaiserkrone trugen.

Nie scheint die Staufenburg, wie die meisten andern adligen Ritterburgen des Harzes, zu einem Raubneste entweihet zu sein, obgleich ihre Lage dazu keine ungünstige war. Spätere Bestimmungen derselben scheinen immer nur friedliche gewesen zu sein. — Der Harz-

wald mit seinem reichen Wildbestande zog nicht selten die Fürsten Braunschweigs hierher, um Mondenlang der in jenen Zeiten so muth- und mühevollen Jagdlust zu leben. Hörnerklang und Rüdengebell und das wilde Ho ho, hio hi! der braunen Jäger erfüllte dann die dunkeln Thäler und hallte zurück von den ungeheuern Stämmen des Urwaldes. — Dann wieder war die Staufenburg, im starken Contrast mit diesem wilden Jägerleben, fürstlichen Wittwen zum einsamen Leibgedinge angewiesen; so wohnte unter Andern im vierzehnten Jahrhundert die Herzogin Elisabeth, Wilhelms des Jüngern Gattin dort. — Später scheint ihre einsame und versteckte Lage sie Jahrhunderte hindurch der Vergessenheit übergeben zu haben, bis gerade ihre romantische Einsamkeit Veranlassung geworden war, sie zum stillen Asyl eines geheimen Liebesverhältnisses zu machen, das mit allem Zauber einer romantischen Sage in unsere kalte herzlose Gegenwart herüber klingt. Es ist die Folgende.

3. Geschichte der schönen Eva von Trotta.

Zu Wolfenbüttel im alten herzogl. Schlosse führte die junge fromme Herzogin Marie mit ihren Frauen ein stilles, einförmiges Leben. Ihr hoher Herr und Gemahl Herzog Heinrich der Jüngere war ein schöner Mann von feuriger Gemüthsart, braun und kraftvoll. Er liebte die Jagd und die Fehde, ohne darum seine Regierungsgeschäfte, die damals sehr einfach durch einen Kanzler verwaltet wurden, allzu sehr zu vernachlässigen; nur das stille fromme Wesen seiner bleichen Gemahlin, ihr Beten und Walten in den grauen düstern Gemächern der Hofburg hatte für ihn so etwas spukhaftes, unheimliches, daß er nicht leicht anders als bei Gelegenheit eines Etikettebesuchs den linken Flügel des alten Schlosses besuchte, in dem die Herzogin residirte Desto lieber tummelte er sich mit seinen Jagdjunkern, Falkenmeistern und Hunden im nahen Lächelnholze oder sprengte auf seinem schwarzen schwerfälligen Streithengst, von seinen gepanzerten Mannen gefolgt, gen Braunschweig, um dort mit den trotzigen Bürgern wegen irgend einer Streitigkeit anzubinden.

Auf einmal hieß es am Hofe und im ganzen Lande, der Herr hat den Spahn mit seiner hohen Gemahlin vertragen. Man hat ihn allabendlich an ihrer Seite in der steinernen Laube sitzen gesehen, von wo ab sie in den düstern Schloßhof schauen und dem Rossetummeln und eitlen Schimpfspiel der Junker und Knappen zuschauen.

Daß es aber nicht die bleiche Marie war, sondern das hohe und schlanke Fräulein im schwarzen genuesischen Sammetkleide mit silbernen Kettlein und Spangen, deren Lilienantlitz mit Rosenwangen und dem Himmelblau der Augen von dunkelbraunem Lockenhaar umringelt, gar sinnend und in Gedanken verloren, auf die hohen Herrschaften niederschaute, wenn sie, die schönste und lieblichste, im Kreise ihrer Hoffräuleins hinter ihren Steinsitzen stand, welches die lebhaften braunen Augen des hohen Herrn mehr als billig auf sich zog, das war keinem eher klar geworden, als der Frau Herzogin, die in allen

übrigen Dingen wohl eine stille Dulderin zu sein schien, aber einen desto größern Hang zur Eifersucht hatte und dann, man könnte sagen, zur Löwin wurde, der man ihr Junges raubt.

Es war ein Herr Adam von Trotta, der als Churbrandenburgscher Marschall einst Geschäfte gehabt hatte am Hofe des Wolfenbüttelschen Herzogs und dort den stillen Hof der frommen Herzogin als das sicherste Asyl für seine einzige mutterlose Tochter erkannt zu haben glaubte. Diese war nun jenes schöne fremde Fräulein, das der Marschall, um durch die Sorgen, ein mannbares junges Mädchen hüten zu müssen, nicht auf seinen vielen Kreuz- und Queerzügen durch das heilige römische Reich in Staats- und Kriegsaffairen, gestört zu werden, an den Hof der stillen Herzogin von Wolfenbüttel gebracht hatte, indem er die Unschuld und Reinheit des liebenswürdigen und gebildeten jungen Fräuleins ihr auf die Seele band.

So ging denn der Herr Marschall wieder ab vom Wolfenbüttelschen Hoflager, von den Thränen und Angelöbnissen seiner jungfräulichen Tochter bis zu dem scharrenden Rappen begleitet und dann zerdrückte der alte Graubart eine Thräne zwischen den Wimpern und sprengte donnernd über die Zugbrücke des Schloßgrabens hinaus in die weite Welt, seinem Herr Gott dankend, daß er das liebe Kind so treuen frommen Händen anvertrauet hatte.

Aber das schöne sechzehnjährige Fräulein hieß nicht blos Eva, sie war auch nicht besser, wie manches andere Evastöchterchen, dem es oft nur an Versuchung und Gelegenheit fehlt, dem heißen Herzensdrange nachzugeben ohne viel auf die Stimme des Engels zu hören, welcher warnend jede unschuldige Mädchenseele umschwebt und weinend von der Gefallenen weicht.

Anfangs waren es Blicke hin und her, die immer tiefer eindrangen und strahlender wurden, welche beiden Liebenden wohl noch unbewußt, den stillen, damals noch unschuldigen Verkehr zwischen ihnen einleiteten; dann wurde die arme Eva sinnend und zerstreut, so daß sie sich öfter starke Reprimanden von der strengen Oberhofmeisterin zuzog und sich manches spitzige Wort von der Herzogin sagen lassen mußte. Und der Herzog hatte alle Lust am Waffenspiel und Rüdengebell verloren; sein kluger und leise auftretender Kanzler mit den zierlich beschriebenen Pergamentrollen und andern Verbriefungen kam ihm immer zur ungelegenen Zeit und nirgends sah man ihn mehr, als wo er sich am meisten zu langweilen schien, der Frau Herzogin gegenüber. Später wußte er immer ganz genau, wenn Eva von Trott im Vorgemach den Dienst hatte; dann stand er Stunden lang bei ihr in der Vertiefung eines Fensters von den Vorhängen halb verdeckt und keine vertraute Zofe wagte es der Frau Herzogin zuzuraunen, wer draußen mit dem schönen Fräulein kosete, während sie fromm und still in ihrem mit feinen Miniaturen ausgemalten Brevier las.

Die arme Eva war ganz wie sinnverwirrt. So fein und züchtig sie auch aufgezogen war, so konnte doch selbst ihre alte traute Amme, die sonst eine gar gestrenge Aufseherin war, es nicht anders sagen, als daß der Herr es dem armen Kinde angethan haben müsse.

In ihrem ganzen jungen Leben hatte noch kein Mannsbild sich ihr mit kosenden Liebesworten genahet; keiner hatte ihre kleine weiße Hand geküßt und keiner die verschämte Holde an seine breite Brust gedrückt, wie dieser hohe Herr, dem sie ja schon aus Respect nichts hätte abschlagen dürfen. So war es denn gekommen, daß, als er sie flüsternd um ein geheimes Stelldichein im Schloßgarten bat — wenn die Sternlein blinkten und die Nachtigall flötete — sie nicht Nein sagen konnte. — Sie sagte wohl auch nicht ja und nickte nur tief errötheud mit dem Kopfe; aber sie kam zu rechter Stunde, noch eine Stunde vor Mitternacht, da Alles schlief.

Und was dort weiter geschah, davon schreibt die Chronik nichts. Doch der Verräther schläft nicht, die Eifersucht noch weniger. Die Frau Herzogin, in eine Kapuze gehüllt, hatte einst beide belauscht beim Zwitterlicht des Mondes in stiller Lindenlaube. Aber nun sollte es wahr werden, wie es heißt: die stillen Wasser sind die tiefsten — die hohe Dame, sonst so sanft und fromm, schrie Zeter, und statt mit Sanftmuth und Liebe den Herrn wieder auf den rechten Weg zu bringen, gab es offenes Aergerniß und viel Gezänk in den innersten Gemächern der Hofburg.

Die Herzogin Marie war eine Tochter des Herzogs Heinrich von Würtemberg. Diesen ihren Vater hatte sie durch vertraute Boten von dem Liebeshandel ihres Herrn und Gemahls in Kenntniß gesetzt und dieser stand gut beim Kaiser angeschrieben, den er vermochte, den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel wegen dieses Liebeshandels tüchtig ins Gewissen zu nehmen, und ihm bei des Reichs Ober- und Unteracht zu gebieten, ein Verhältniß abzubrechen, das gegen Gottes Gebote so arg verstoße und absonderlich einem Herrn von Land und Leuten, der andern mit gutem Beispiel vorangehen solle, nicht so leicht nachgesehen werden dürfe. Auch andre Fürsten des Reichs erließen auf Betrieb des Vaters der stillen Marie Warnungsbriefe an den übrigens so braven Herzog Heinrich und ermahnten ihn, daß nach den Strafgesetzen seines eignen Landes Todesstrafe stehe, auf einer so gröblichen, alte deutsche Zucht und Treue verletzenden Unsittlichkeit; und so häuften sich denn schwere Wetterwolken über den Häuptern der beiden Liebenden und in einer noch viel geheimer gehaltenen nächtlichen Zusammenkunft machte der Herzog dem geliebten Fräulein den Vorschlag, durch reiche Geschenke den heiligen Vater dahin zu bringen, daß er seine Ehe mit der Frau Herzogin Marie für null und nichtig erkläre, und die aus derselben erzeugten Prinzen und Prinzessinnen für Bastarde; dann wolle er schon durch Geld des Kaisers Kanzlei dahin bringen, sie, das Fräulein, in den reichsfreien Fürstenstand zu erheben, und nichts würde dann ihrer Vermählung miteinander mehr im Wege stehen.

Aber Eva hatte bei allen Schwächen eines liebenden Herzens noch immer zu viel Rechtlichkeit, um die Rechte der Frau Herzogin und ihrer Prinzen noch tiefer zu kränken, als ohnehin schon im Stillen durch die Schwachheit ihres liebenden Herzens geschah. Und nun machte sie, mit der Schlauheit der Schlange im Paradiese, dem Herzog

einen Vorschlag, wie ihr geheimer Liebesbund den Blicken der Welt entzogen und ihre jungfräuliche Ehre gerettet werden könne, ohne darum doch einem Verhältnisse entsagen zu müssen, das ihr theurer geworden sei als das Leben.

Mit Freuden ging der Herzog in ihre Idee ein und gewann mit schwerem Gelde Vertraute, die, ohne völlig in das Geheimniß eingeweiht zu sein, doch an dessen Ausführung mit Hand anlegten.

Am Hoflager der Frau Herzogin herrschte eine stille schadenfrohe Freude. Man hatte dort — so hieß es — dem Fräulein von Trotta durch allerhand scharfe Stachelreden und verblümte Anspielungen das Leben so sauer gemacht, daß sie um ihren Abschied gebeten hatte, und mit Vergnügen war dieses Gesuch von der Herzogin angenommen. Andre, die mehr auf die Seite des Herzogs sich neigten, erhoben das schöne Fräulein in den Himmel, weil es aus reinem Edelmuth eine einflußreiche Stellung aufgegeben habe, um den ehelichen Frieden des hohen Paars nicht weiter zu stören. Noch Andre nannten sie deshalb eine Thörin, und bedauerten den Herrn, der dadurch einer Freundin beraubt sei, welche ihm wohl zu gönnen gewesen zur Erholung von so schweren Regierungssorgen. Kurz das Geschwätz und Geträtsch des Hofgesindes über die Abreise des von so mancher Schönen beneideten Fräuleins von Trotta, nahm erst ein Ende mit Schrecken, als verlautbarte, daß sie in Gandersheim, neun Meilen von Wolfenbüttel, von einem schweren Siechthum befallen, in ein nahes Kapuzinerkloster eingekehrt und dort verstorben sei.

Der Tod hat immer etwas Erschütterndes für Freund und Feind; so erging es am Hofe zu Wolfenbüttel bei dieser Kunde. Der Herzog zog sich in die innersten Gemächer zurück und wollte Niemand vor sich lassen, um nur seinem Schmerz zu leben; die Herzogin war versöhnt und sandte mehrere ihrer Hofjunker und adligen Frauen und Fräulein nach Kloster Heiningen, um den feierlichen Exequien beizuwohnen, welche der Herzog, um der Todten noch die letzte Ehre zu erweisen, hatte anordnen lassen. Vielleicht war es auch ein geheimes Mißtrauen, das sie selbst sich kaum gestehen mochte, wenn sie es fast für unmöglich hielt, daß die so blühend schöne adlige Jungfrau so schnell Todes verblichen sei; indem sie allen Abreisenden einschärfte, sich ja recht zu überzeugen, ob sie auch wirklich todt sei, damit nicht das schreckliche Schicksal, lebendig beigesetzt zu werden, die Unglückliche treffe.

Nach einigen Tagen kehrten die Abgesendeten zurück und erzählten, wie schauerlich schön die bleiche Abgeschiedene dagelegen habe, auf dem hohen, schwarz beschlagenen Katafalk, in der düstern Klosterkirche, ringsumher brennende Wachskerzen auf metallenen Kandelabern und betende Mönche und Messe lesende Priester hätten abgewechselt mit den monotonen Grabgesängen, von Glockengeläut und Orgeltönen begleitet. Andre hatten es selbst gesehen wie der zinnerne Sarg in einen größeren Sarcophag eingeschlossen, hinabgesenkt war

in das Grabgewölbe, das man wieder zugemauert und mit einer schweren Steinplatte bedeckt hatte, worauf Name und Rang des Fräuleins, mit einem erbaulichen Denkspröchlein eingegraben gewesen.

Nun gedachte die Frau Herzogin, da der schöne Stöhrenfried ihres Eheglückes todt sei, so werde ihr Herr und Gemahl sich ihr wieder reumüthig nahen; sie war zu stolz und fühlte sich zu tief gekränkt, um den ersten Schritt zu der Annäherung zu thun, indem sie nicht mit Unrecht meinte, dem schuldigen Theile stehe es an, die Hand zur Sühne zu bieten; allein der Herzog fühlte sich nicht frei von Groll gegen seine hohe Gemahlin darüber daß sie ihn gezwungen hatte, durch Einmischung von Kaiser und Fürsten, seine geliebte Eva zu entlassen; er war daher auch von seiner Seite trotzig und erklärte schon nach einigen Tagen, daß er sich auf eine alte Jagdburg am Harz zurückziehen werde, um dort seinen Verdruß an wilden Ebern auszulassen, und Wölfe und Bären zu jagen, dergleichen es damals noch viele gab in den dunkeln ungeheuern Urwaldungen des Harzes. — So ritt er ab, nur von einem alten treuen Knappen und einem verschwiegenen Jagdjunker begleitet. Alles übrige Gefolge hatte er schon in der Gegend von Seesen nach Wolfenbüttel zurück entlassen. — Von dort wendete er sich den Harzgebirgen zu, die sich in graue Nebel gehüllt am Horizont aufthürmten. Sein Herz klopfte ihm höher als er über die Hammerwerke von Gittelda hinaus war und endlich im stillen Mondlicht auf der steilen Höhe des Burgberges die alte Staufenburg liegen sah, geheimnißvoll eingehüllt in den dunklen Mantel der noch höher emporragenden Bergwaldungen, die zugleich die westliche steile Abdachung der grauen Harzgebirge bilden. Oben im Söller schimmerte noch ein Lichtlein. Das bekannte silberne Hüfthorn des Herzogs ertönte weithin durch die Stille der Nacht, und es klirrte oben das Fensterlein; eine weiße Gestalt wurde sichtbar beim schwachen Lampenschimmer; im Dämmerlicht des Mondes flatterte ein weißes Tuch von den Zinnen hinab. — Lustig jubelte das Silberhorn des Herrn und seine Seele jubelte noch höher; die Kettenbrücke über den tiefen Burggraben rasselte herab, unsichtbare Hände wanden unterm dunkeln Thore das starke Fallgitter empor, knarrend öffneten sich die schweren Thorflügel und der greise Burgwart empfing den geliebten Herrn mit abgezogenem Baret in der einen und einem flackernden Windlicht in der andern Hand. Das Letztere nahm ihm der Herzog ab, wies streng jede Begleitung zurück und stieg eilends durch das runde steinerne Pförtchen, die enge Windeltreppe hinauf in das dunkle Innere des alten unbewohnten Gebäudes. Die unten harrenden Begleiter des Herzogs hörten nur von oben herab aus dem Innern des nördlichen Thurmes den Aufschrei einer weiblichen Stimme, von dem es sich schwer unterscheiden ließ, ob es ein Freudengeschrei oder ein Angstruf war. — Der alte Burgwart indeß nickte mit dem weißen Kopfe, lächelte dabei listig vor sich hin und stieg hinab in den Felsenkeller um einen Humpen Wein, für seine Gäste unten, zu holen, damit sie auf das Wohlergehen des Herrn Herzogs trinken möchten. Für den Herrn aber war schon gesorgt — und noch viel besser.

Die schöne Eva von Trotta war nicht todt, nicht beigesetzt in der Todtengruft, sondern lag liebend warm und blühender als jemals in den Armen ihres Heinrich.

„Nur todt für alle Welt — rief sie aus, wie berauscht vom Entzücken — von nun an nur für Euch noch allein werde ich leben, mein hoher Herr und Geliebter!“ —

Und so war es auch, — abgeschieden von der ganzen Welt lebte Eva nur allein noch für ihren fürstlichen Geliebten, der ihr Alles reichlich ersetzte durch seine Liebe, — eine Welt voll Freuden und Leiden, voll Freunde, Feinde und Neider.

Einer eben so schlau ausgesonnenen als fein ausgeführten List, war es gelungen unter dem Einverständniß des Guardians jenes Mönchs-Klosters die Kranke und Todte zu spielen; ein hölzernes Bild mit einer nach ihrem Gesicht geformten Wachsmaske wurde an ihrer Stelle mit Schaugepränge vor allem dem Volke ausgestellt und dann zur Gruft bestattet. Während die Abgeordneten der Herzogin den Exequien beiwohnten und die Mönche Tag und Nacht für ihr Seelenheil Messe lasen, hielt sie sich noch verborgen im Kloster auf und erst als jene Beauftragten wieder fern waren, begab sie sich, als Mönch verkleidet, auf einem frommen Zelter reitend, unter sicherem Geleit in nächtlicher Stille, über Seesen und Gittelda, auf die Staufenburg, wo sie mit dem Anbruch des Tages eintraf. Dort galt sie für die Gattin des vor Kurzem erst dahin versetzten alten Burgwart. Von dem Gesinde der Burg kannte sie keiner, und selbst die Begleiter des Herzogs hatten sie früher am Hofe zu Wolfenbüttel wenigstens nicht in der Nähe gesehen. — In der Umgegend der Staufenburg wurde ausgebreitet, daß eine gespenstische weiße Ahnfrau auf der Staufenburg umgehe, die Jedem die Augen ausblase der aus Neugier sich in der Nähe der Burg sehen lasse. — Und als nun einige kecke Burschen des nahen Dorfes Lichtenhagen wirklich im Mondlicht eine weiße Dame auf den gezackten Mauerzinnen hatten wandeln gesehen, war jene Sage bei dem abergläubischen Landvolke so sehr zur Gewißheit geworden, daß die ganze waldige Umgegend der alten Staufenburg bis zu Kaiser Heinrichs Vogelheerd hin, so einsam geworden war, daß der Herzog mit seiner Geliebten dort ungestört lustwandelnd alle Reize einer schönen Natur im vollen wahren Liebesglück genießen konnten.

Sieben Jahr lang dauerte dieses süße traute Verhältniß ungetrübt durch irgend eine andere Stöhrung als wenn etwa Regierungssorgen den Herzog Heinrich den Armen seiner Geliebten entrissen und ihn nöthigten, auf einige Zeit in seine Residenz nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Allein seine monatelange Abwesenheit auf jenem einsamen Waldschloß, wo weder Hönerklang noch Rüdengebell große Jagdlust des Herrn verriethen, war allerdings auffallend genug, um die stets zur Eifersucht geneigte Herzogin Marie zu vermögen, ihrem Herrn und Gemahl einen schlauen und vertrauten Kundschafter nachzusenden. Dieser hörte von der weißen Frau auf der Staufenburg reden, und scheute

sich nicht im dichten Gebüsch die Burg zu umschleichen; allein lange wollte es ihm nicht gelingen, mehr als ein weißes gespenstisches Wesen im nächtlichen Dunkel auf der Höhe der Mauer zu erblicken. Dann hörte er wieder von dem jungen Weibe des greisen Burgvoigt, das ihm alljährlich ein Kindlein gebäre, und nach dem Kirchenbuche von Lichtenhagen hatte der Pfarrer dort sieben Herrlein und Fräulein getauft, die alle unter dem Namen von Kirchberg eingeschrieben standen. — Endlich am dritten Tage sah der lauernde Schäfer oben am Heinrichswinkel einen Herrn mit einer Dame sich mit Vogelstellen beschäftigen, und als er nun vorsichtig im Gebüsch näher heranschlich, erkannte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung Eva von Trotta, wie sie leibt und lebt, an der Seite des Herzogs, und beide im zärtlichen Kosen ließen wieder alle Vögelein flattern, die sie erst mit Mühe im Garne gefangen hatten.

Nun gab es nichts Eiligeres für den Verräther zu thun, als nach Wolfenbüttel zurück zu reiten und diese neue Mähr der Herzogin zu hinterbringen. Die hohe Frau wüthete. Sie sandte den Vertrauten mit Vollmachten nach Gandersheim; dieser ließ durch verwegene Diebeshelfer die Gruft unter der Kirche bei nächtlicher Stille erbrechen und fand beim flackernden Kerzenschein im tiefen Gewölbe, in dem Sarge des Fräuleins ihr Bild von Holz mit dem Antlitz von Wachs.

Nun aber war Holland in Noth. Es wurde aufs Neue von der Herzogin Lärm geschlagen; die lamentabelsten Klagebriefe über die unerhörte Untreu des Herzogs gingen an den Herzog von Würtemberg, den Vater der beleidigten Gattin ab, und die Fürsten des schmalkaldischen Bundes ergriffen mit Begierde diesen Vorwand, um sich an den Herzog Heinrich zu rächen, der durch seine Abneigung gegen die Protestanten einen Krieg gegen die Fürsten jenes Bundes veranlaßt hatte, in welchem er durch seinen Uebertritt zu der katholischen Ligue, die Fürsten desselben so sehr gegen sich aufgebracht hatte, daß sie sogar seine Privathandlungen als Mittel benutzten, um ihm zu schaden. — Besonders thätig waren bei dieser Intrigue die nächsten Verwandten der Herzogin Marie. Sie klagten vor Kaiser und Reich den Herzog — ob mit oder ohne Grund, wollen wir dahin gestellt sein lassen — einer heimlichen doppelten Ehe an. Und so bedrohte ein neuer schrecklicher Sturm das glückliche Stillleben dieser einsamen Rose von der Staufenburg; da entschied endlich der Tod diesen verworrenen Handel. Eva von Trott starb im Laufe des Jahrs 1541. — Sie hatte wie die Sage geht aus Liebe zu ihrem hohen Geliebten sich selbst geopfert indem sie Gift genommen — um ihn vor der Schmach der Reichsacht zu bewahren, womit ihn der Kaiser bedrohet hatte. — Die Herzogin frohlockte; doch sollte sie nicht lange die schreckliche Freude genießen, über ihre Nebenbuhlerin gesiegt zu haben. Sie starb kurze Zeit nach ihr.

Herzog Heinrich war untröstlich — nicht über den Verlust seiner Gattin, wohl aber über den der Geliebten. — Seine Abneigung gegen seine rechtmäßige Gemahlin, die ihm so viele Drangsale zugezo-

gen hatte, war auf seine legitimen Kinder übergegangen. Desto mehr liebte er die Kinder, die er mit seiner unvergeßlichen Geliebten gezeugt hatte. Der älteste „Eitel" (Edel) Heinrich, ein schöner blonder Jüngling von schlankem Wuchs und zarter Gesichtsfarbe, war vor allen sein Liebling. Er gab ihm das unfern von der Staufenburg helegene Gut Kirchberg zum Lehn, wonach er und seine Schwester von da an den Namen führten. Doch seiner Liebe zu diesem einzigen Sohne seiner theuren Eva genügte es nicht, ihn zum wohlhabenden Edelmann gemacht zu haben; er wendete sich auch an den Papst, mit der Bitte zu gestatten, daß er diesen seinen Sohn für legitim und succeſſionsfähig erkläre, damit er seinen ältesten legitimen Prinzen, der zu seinem Aergerniß Protestant geworden sei, von der Erbfolge ausschließen könne. — Der Papst bewilligte gern eine Zusage, die einen Ketzer von der Regierung eines Reichslandes ausschloß, also nur dem katholischen Glauben förderlich sein konnte; doch Eitel Heinrich hieß nicht bloß: Edel — er war es auch; die ihm zugedachte Legitimation lehnte er ab und wies jeden Anspruch auf die Succeſſion in der Regierung des Landes zurück. Dieser in seinen Rechten bedrohte junge Fürst war aber der gelehrte Herzog Julius, der Stifter der Universität Helmstädt, der es dem edlen Bastard nie vergaß, daß er durch seine Weigerung ein ungerechtes Geschenk anzunehmen, ihm Land und Leute gerettet hatte.

Eitel Heinrich von Kirchberg lebte glücklicher als sein Vater, mit einer Jugendgeliebten, die seine Gattin wurde. Obgleich seine Ehe nicht kinderlos war, so erlosch doch sein Stamm bald wieder und Kirchberg wurde später ein Lehn der Herren von Campen, in deren Händen es sich noch befindet.

4. Neuere Geschichte der Staufenburg.

Lange war die Staufenburg das Asyl stiller unerlaubter Liebe gewesen; vierzig Jahre später wurde sie Kerker und Grab für eine auf ähnliche Art Verirrte.

Es war Margarethe von Warberg, Aebtissin der Abtei Gandersheim, welche das Unglück hatte, sich in den Verwalter ihrer Stiftsgüter, Heinrich Schramm, zu verlieben. Dieses Verhältniß hatte Folgen, die sich nicht wohl verbergen ließen und wurde kundbar. Schutzherr des Stifts war damals der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein gelehrter, aber Sittenstrenger Herr. Dieser ließ sie als Gefangene auf die Staufenburg bringen, wo sie in Folge eines Spruchs vom geistlichen Gericht lebendig eingemauert wurde. Indeß in diesem zugemauerten Kerkergewölbe befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche ihr von Zeit zu Zeit etwas Wasser und Brod gereicht wurde. Am Ende mochte man das auch vergessen haben; Kummer und Entbehrungen aller Art zehrten an ihren Lebenskeimen. Nach acht Monaten hörten sie ihre Wächter nicht mehr. Nach Jahrhunderten erst wurde beim Abbruch der Burg auch dieses Gewölbe wieder geöffnet, und man fand noch

halb vermoderte Ueberreste ihrer Gebeine — Zeugniß einer barbarischen Justiz alter Zeit.

Später wurde die Staufenburg Wohnung des Pächters der nahen Feldmark, so weit sie Kammergut war. Da der Berg nach der Burg hinauf zu steil war, um beladene Getreidewagen ohne große Beschwerden und Kosten hinaufbringen zu können, so hatte die Kammer südlich unter der Burg das Vorwerk Lichtenhagen erbauen lassen, wohin schon damals das eingescheuerte Getreide eingefahren wurde. — Doch auch diese Art der Bewirthschaftung der Domaine wurde dem Pachtbeamten bald zu lästig. Er zog hinab nach dem Vorwerk Lichtenhagen, das deshalb erweitert werden mußte. Und so war es denn gekommen, daß im Anfange des vorigen Jahrhunderts die alte ehrwürdige Staufenburg theilweise abgebrochen wurde, um von ihren Materialien unten in Lichtenhagen ein neues Amthaus zu errichten, welches mit ungeheurer Ironie die neue Staufenburg genannt wurde.

Was von der Burg noch stehen blieb, wurde später zu Gefängnissen benutzt und ein Gerichtsdiener beschloß die Reihe von Bewohnern, welche ein deutscher Kaiser eröffnet hatte. Seltsamer Wechsel im Geschick! —

Eine alte Abbildung in der Topographie des Herzogthums Braunschweig von Zeiler, zeigt die Staufenburg, wie sie vor ungefähr 200 Jahren noch aussah. Den Thurm mit vier Spitzen auf den Ecken sah man noch vor hundert Jahren; seitdem haben Menschen und Wetterstürme zerstörend auf ihre Ruinen gewirkt, so daß ihre Ueberbleibsel kaum noch genügen, einen malerischen Anblick zu gewähren.

H. C. N. Velani.

Die Veste Coburg.

Ziemlich im Mittelpunkt des Fürstenthumes Coburg welches die alten sächsischen Churfürsten „Unsere Pflege in Franken" benannten, indem dieser Landestheil zwar zum obersächsischen Kreise gehörte, aber seiner geographischen Lage nach, der Sprache, der Sitten seiner Bewohner zu Folge, nur zu Franken gerechnet werden kann, erhebt sich die Veste Coburg mit ihren weitläufigen Wällen, Gebäuden und Zinnen. Sie gewährt, von allen Seiten in weiter Ferne gesehen, einen sehr schönen Anblick. Die Höhe ihrer Lage, das Gezackte ihrer Giebel und Thürme, die terrassenförmige Absenkung ihrer Massen verleihen ihr aus der Ferne den Charakter des Imposanten und Prächtigen, sie scheint, wie eine Krone über der Gegend zu schweben. Auch bei grösserer Annäherung sieht die alte Veste noch immer sehr stattlich und ehrwürdig aus und versinnlicht gewissermaßen das Ideal einer Ritterburg, wie solches nur irgend, von romantischem Zauber umflossen, in einer jugendlichen Phantasie leben mag. — Denn es ist nicht nöthig, daß hohe, alte, sagenreiche Schlösser über öde und wilde Waldgebirge emporragen, sie müssen nicht immer auf unersteiglichen Klippen hängen, um ein Bild darzubieten, das der Poesie des Mittelalters entspricht, auch über schönen und gesegneten Thälern dürfen sie sich erheben, selbst über dem Treiben der Städte die sich unter ihrem Hort und zu ihren Füßen ansiedelten. Zu der letzteren Gattung gehört die Veste Coburg, denn die Stadt gleichen Namens, gegenwärtig Haupt- und Residenzstadt des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, liegt unterhalb ihres Berges südwestlich im Thal, welches von dem kleinen Itzfluß bewässert wird und sich nach ihm benennt.

Eine vortrefflich gebahnte Straße leitet von der Stadt zwischen Gärten nach der Burg hinauf, deren äußere Vorwerke zu erreichen ein rüstiger Fußgänger, vom sogenannten Bürglaßthor aus, wohl eine halbe Stunde gebrauchen mag. Immer schöner gestaltet sich während des Steigens die Aussicht auf die blühende Umgegend. Unmittelbar unter dem ersten Wall verlassen wir die Hauptfahrstraße, welche sich um die Nordseite des Berges schlängelt und schlagen seitwärts einen sehr schönen Gartenweg für Fußgänger ein, der auf der Südseite zu gleichem Ziele führt. Bald befinden wir uns vor stei-

nernen Stufen und eine Treppe ersetzt den gebahnten Weg, zwischen der Mauer des Walles auf der einen, und den lieblichen Terrassen eines Weinberges auf der andern Seite ziemlich steil emporsteigend. Sie zählt wohl an achtzig Stufen und endet mit einer kleinen eisernen Mauerpforte, durch die wir in den ersten Bereich und Umkreis der weitläuftigen Veste treten. Vor uns sehen wir die verlassene Fahrstraße von der andern Richtung in schöner Windung zu uns emporsteigen, sie zeigt, wohin auch wir uns zu wenden haben, nach der Zugbrücke nemlich, die über den breiten und tiefen Wallgraben führt und nach dem majestätischen Burgthor, das mit architectonischer Pracht erbaut, jenseit dieser Brücke, seine dunklen Zugänge öffnet. Eine Wache vom Invaliden hält dieses Thor besetzt und auf der Brücke steht in seinem grauen Mantel, grau wie das Gestein, das ihn umgibt, einer ihrer Posten. Die Aussicht von dieser Brücke, zum Theil in den tiefen und breiten Wallgraben mit seinen Laubkronen auf die nächsten Vorsprünge und Massen der Mauern, auf die malerischen Windungen des Weges, den wir zurückgelegt haben, dann aber auf die liebliche, gegen Mittag sich ausbreitende Landschaft, welche mit den Bergen des Mainthales schließt, auf den Itzgrund, die Stadt, nahe und ferne Schlösser — ist eben so mannichfach als schön. Wir schreiten nun durch die lange und gewundene Wölbung des Burgthores, welches einen aufwärts führenden Gang bildet, in dessen Mitte etwa, die eisernen Spitzen eines Fallgitters aus dem Gestein der Decke ragen und herabzustürzen drohen. Zu beiden Seiten sieht man die Stützen, die sie darin verhindern und deren Umhauung durch Aexte, die letzte Nothwehr der alten Vesten, das Fallen dieses Gitters mitten in die Bahn oder auf die Häupter des heranstürmenden Feindes, bewirkte. — Endlich treten wir aus dem finstern Mauergang in den ersten Burghof ein und befinden uns in einem Umkreis mehr oder minder ansehnlicher Gebäude, unter denen besonders die Kirche und der sogenannte Fürstenbau hervortreten. Linker Hand erblicken wir ein zweites verschlossenes Thor mit einem Posten. Dieses führt eigentlich zu dem schönsten Theil der weitläuftigen Fürstenburg, der aber seiner gegenwärtigen Bestimmung zu Folge der traurigste genannt werden muß, es führt in das Revier des Straf- und Besserungshauses, zu welchem das größte der, im Umfang der Veste befindlichen Gebäude benutzt worden ist. Das freundliche Haus rechter Hand ist die Wohnung eines Oberfeuerwerkers, dessen Führung durch die innern Räume des Fürstenbaues wir bedürfen, weil derselbe unter seinem Verschluß steht. Wir ersteigen in seinem Hause Treppen, und nachdem wir in einer der obern Stuben, durch ein thürartiges Fenster, welches in einen Garten zu führen scheint, wieder in das Freie gelangt sind, befinden wir uns auf der sogenannten hohen Bastei, der höchsten des Schlosses, von wo ein wahrhaft prächtiges Panorama sich ausbreitet. Eine sehr alte Linde steht im Mittelpunkt der Bastei; ihr Dasein wird bereits in den Chroniken des dreißigjährigen Krieges erwähnt. Jetzt beschattet ihr Laub fast täglich die muntersten Gruppen. Denn das Haus des

Oberfeuerwerkers ist zugleich ein Gasthaus und vortreffliches fränkisches Bier erfreut hier die Besucher. — Der Kranz einer ungemein starken Mauer umfängt die hohe Bastei von drei Seiten und diese Mauer würde jede Aussicht benehmen, wenn nicht Fensteröffnungen, Schießscharten und die Luken für Geschütze vorhanden wären. Bei hellem Wetter und guter Abendbeleuchtung ist der Anblick von diesen verschiedenen Luken wirklich entzückend. Ein reiches, wohlangebautes Land, besäet mit zahllosen Dörfern und Wohnstätten, Städten, Schlössern, Landhäusern, umkränzt von dem Gürtel der schönsten Wiesen und überragt von dem Kamm bedeutender Gebirge, liegt vor uns ausgebreitet. Im Osten zeigen sich bairische, sogar österreichische Höhen, die böhmische Grenze, das Fichtelgebirge mit seinen beiden Gipfeln, dem Ochsenkopf und Schneekopf, die Höhen von Culm und Eger; ihnen schließt sich in der Richtung von Kronach der Frankenwald an, der nordwärts in das Thüringer Waldgebirge übergeht, welches unserm Standpunkt mit seinen schönen und ernsten Massen am nächsten tritt; zu seinen Füßen, aus den Schluchten seiner wasserreichen und lieblichen Thäler hervor, winken verschiedene Ortschaften, unter denen die Meiningensche Stadt Sonnenberg der bedeutendste ist. Näher in der Ebene, erheben sich die Zinnen des schönen Sommerschlosses Rosenau mit seinen Parkanlagen, welche dem ganzen Thal den Anstrich eines heiteren Gartens verleihen. Alleen schlängeln sich von allen Seiten nach der lieblichen Burg; zierliche Brücken hüpfen über den Fluß und Wald und Wiese, Flur und Dorf scheinen unter der Leitung einer höhern Cultur zu stehen und leihen ohne Mühe ihre Formen dem Gesetz der Anmuth dar, welches hier waltet. — Die Ruinen der Lauterburg trauern von einem nahen Berge herab. War der Blick nach Ost und Nord reich, so ist er es nicht minder, wenn wir uns, in der mit einer leichten Ballustrade von Holz versehenen Geschützluke stehend, allmählig dem Westen zu wenden. Da tauchen nah und fern schöne Gebirge auf, Ritterburgen, Villen. Was uns zunächst ins Auge fällt, ist die herrliche ganz neue Ville des Herrn Herzogs Ernst von Würtemberg (Bruders der regierenden Frau Herzogin), ein Pallast mit seinen Hintergebäuden, im neuesten Geschmack, auf einer erhabenen Terrasse nahe bei der Stadt erbaut, der alten Veste gerade gegenüber, mit welcher zusammen er die Pforte des, sich hier gegen Süden öffnenden Itzgrundes, gewissermaßen eine seiner Dardanellen bildet. Hinter diesem Pallast in italischer Form steigt die wohlerhaltene, neuerdings durch einen prächtigen Bau verschönerte Ritterburg Kallenberg empor und über dieser wieder die sehr hoch gelegene Veste Heldburg, ihrer weißen Mauern wegen, mit denen sie weit in das Land hineinleuchtet, „die fränkische Leuchte" genannt. Die Ruine des Schlosses Straufhan, die beiden Gleichberge und andere Höhen schließen auf dieser Seite den nähern Prospect, über ihnen hin aber zieht sich eine fernere duftige Linie, die nur bei sehr hellem Wetter deutlich hervortritt und sich gewöhnlich in den Wolken verliert, diese Linie bildet das hohe Rhöngebirge mit seinem Gipfel dem Kreuzberge, auf wel-

chem ein Kloster gelegen ist; nicht die Zinnen dieses Klosters, aber das 80 Fuß hohe Kreuz, wonach der Berg genannt wird, können wir mit Hülfe des sehr guten Fernrohrs bemerken, das in die Festung gehört und welches unser Führer für uns aufgestellt hat.

Wir folgen ihm jetzt durch eine unscheinbare Seitenthür in das Innere des sogenannten Fürstenbaues und betreten zuerst die Kirche oder Kapelle der Burg. Sie bietet nichts Ausgezeichnetes in ihrer Architectur dar und ihre gegenwärtige Bekleidung und Verzierung stammt noch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Verwitterte Fahnen die einst im dreißigjährigen Krieg, auch solche, die im Bauernkrieg wehten, schmücken Decke und Wände und sind vom Staube der Jahrhunderte und von der Vergessenheit bedeckt. Niemand fragt mehr nach den Speeren, die sie einst zum Kampf und zum Sieg oder zur Niederlage führten. Denksprüche, welche an den Religionskrieg des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mahnen, auch an Luthers Anwesenheit erinnern, der häufig von der Kanzel dieser Kirche sein welterschütterndes Wort ertönen ließ, — lassen sich noch an den Wänden finden und lesen. Jetzt ist es sehr still in dieser Kirche, denn auch das lauteste Wort verhallt und selbst der glühendste Eifer neigt sein Feuerhaupt, erkaltet an dem Busen der Zeit, die Alles beruhigt. Nur vierwöchentlich findet hier Gottesdienst statt, den der Geistliche eines benachbarten Dorfes versieht, und dessen Theilnehmer, außer den Bewohnern der Festung, die in 21 Familien bestehet, und der Besetzung, noch die traurige Schaar aus dem Revier des verschlossenen Zuchthofes bildet. Hier sollen sie die Tröstungen der Religion empfangen und lernen, sich mit einem Verhängniß zu versöhnen, das sie von Geburt an zu seinen Stiefkindern zählte.

Korridor und Vorsaal, welche nach den Gemächern führen, sind mit solchen Gemälden geschmückt, wie man sie meist in den alten, noch erhaltenen Schlössern vorfindet; Bildnisse von Rittern, Knappen, Zwergen, Jagdabentheuern und Aehnliches, Producte, ohne Kunstwerth, deren Wegräumung oder Vernichtung aber doch gern vermieden wird. Sie sind die Geister dieser alten Räume, die Vertrauten dieser Hallen, mit denen sie in tausend und abertausend Mitternächten, wenn alles Lebende schlief, geheime Zwiesprache gepflogen und sich flüsternd unterhalten haben von der Zeit, wo auch sie einst Wirklichkeiten waren. Wer möchte sie verbannen oder ihre alte geheiligte Ordnung stören? Zwei Sprachrohre, die mit im Vorgemach stehen, ein sehr großes und ein kleineres, scheinen Zeitgenossen der Originale dieser Bilder zu sein. Aber sie sind verstummt wie Jene, und wenn nicht, wie es zuweilen geschieht, ein Besucher der Veste das gewaltige Rohr mühsam emporhebt und scherzend seine Stimme damit zum Donner verstärkt, würde es wohl nie mehr ertönen. Die Zeit ist vorüber, wo mittelst dieses Rohrs, vom höchsten Thurme herab auf die entfernteren Basteien, in die Wallgräben oder selbst in das Thal nieder, Befehle entsendet wurden.

Die Gemächer welche wir nun betreten und deren Fenster auf die Nordseite hinausgehen, sind mit Gemälden, größtentheils Ahnen-

bildern der fürstlichen Familie, besonders aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert angefüllt, auch einige andere Bildnisse sind unter diesen; so das der Kaiserin Maria Theresia, ihres Gemahls, Friedrichs des Zweiten, der Königin Christine von Schweden und Anderer. Zwei andere Gemächer enthalten Harnische von zum Theil sehr prächtiger Arbeit und eine Menge schöner Waffen des Mittelalters. Es findet sich hier eine solche Menge von Brustharnischen, Pickelhauben und Handschuhen, daß eine große Reisigenschaar augenblicklich vollständig ausgerüstet werden könnte. — Der Landesherr, dessen geschmackvoller Sinn für alles Schöne und namentlich für die Formen des Mittelalters, in Rosenau, Kallenberg, Rheinhardsbrunn und anderen Schlössern sich schon so oft glänzend gezeigt hat, läßt diese Rüstungen gegenwärtig in ihrem alten Glanze wieder herstellen. Ihr völliges Abputzen ist nicht eben eine leichte Arbeit und ein gewöhnliches Unternehmen; der Rost der Zeiten und der Staub der Jahrhunderte wischen sich nicht mit leichtem Finger hinweg und es ist hier nicht die Aufgabe die Rüstungen nur zu reinigen, nein, sie müssen in den Zustand hergestellt werden, wie sie waren, als sie glänzend von Stahl und Gold und gefüttert mit purpurnem Sammt, zuerst aus der Werkstätte der Künstler kamen, deren Stolz und die Freude des tapfern und fürstlichen Herrn, der sie bestellt hatte. Welche Geschicklichkeit dem Mittelalter in Bearbeitung des Stahls der mit Gold ausgelegt ist, eigen war, zeigen diese herrlichen Panzer, diese Schwertgriffe, diese Sporen und Dolche, zur schön geordneten chronologischen Aufstellung der hier erwähnten Rüstungen, wird gegenwärtig, unter Anleitung eines deshalb berufenen Architecten ein passender Raum im Fürstenbau hergerichtet. —

Eine Treppe aufwärts und über einen großen Saal gelangen wir nach dem sogenannten Hornzimmer, einem sehr großen Eckgemach, welches ganz mit künstlichen Holzschnitzereien getäfelt ist. Diese Holzschnitzereien stammen aus den Zeiten des Herzogs Casimir, mithin aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und sind meistentheils Darstellungen aus dem Jagdleben dieses Fürsten. Früher befanden sie sich unten in der Ehrenburg, dem neuen Residenzschloß; erst auf Befehl des jetzigen Herzogs, sind sie der alten Veste zurückgegeben worden, wohin sie sich auch besser eignen. Diese kostbaren Arbeiten bestehen zum Theil aus Tafelwerk, welches die Wände bedeckt und allein vermittelst eingelegten Holzes von verschiedenen Farben, die schwierigsten bunten Jagdstücke bildet, mit Wild, Jägern, Hunden und Roßen. Fast auf jedem ist der Herzog Casimir, sein Zwerg und sein Leibhund zu finden. Andern Theils bestehen sie aus gerundetem, plastischem Bildwerk, welches frei, aus der Wand heraustretend, den Sockel des Zimmers nach allen Richtungen umkleidet. Diese wahrhaft vortrefflichen Bildschnitzereien haben den nemlichen Gegenstand, vorzüglich aber die Sauhetzen des unermüdlichen Jägers zum Stoff und das Auge begegnet, daran hingleitend, unendlichen Ebergestalten, und Fangzähnen und Bachen und Rüden und triumphirenden Jägern mit der Hornfessel und dem Waidmesser.

Die Decke des Gemachs ist gleichfalls sehr kunstvoll von braunem Holze gebildet und blickt mit jenen schön gestalteten gothischen Schirmdächern auf uns nieder, wie wir sie zuweilen in Stein gehauen, über Heiligenbildern sehen. Aus den westlichen Fenstern haben wir die Aussicht in einen engen, tiefen, dunklen und kalten Raum, dessen umgebende Mauern fast bis zu unserm Standpunkt hinauf reichen; unten bewegen sich zwei fremdartige plumpe Thiergestalten, und das dumpfe Schnauben wilder Athemzüge wird hörbar; es sind zwei unglückliche Gefangene, die seit mehr als zwölf Jahren diesen feuchten traurigen Raum bewohnen, in welchen die Sonne niemals hinabscheint, zwei Bären aus den ungarischen Gebirgen, wo sie jung eingefangen und dem Landesherrn von dessen fürstlichem Bruder, der in jenem Lande große Herrschaften besitzt, zum Geschenk gemacht wurden. — Man will sie aus diesem Grunde nicht tödten, aber ihr Dasein erscheint so freudenleer und so nutzlos zugleich, daß ihr Tod nicht zu bedauern sein dürfte. — Bevor wir das Hornzimmer verlassen, werden wir von unserm Führer erinnert, daß dies einst Luthers Wohngemach war. Hier wohnte der denkwürdige Mann während des Reichstages zu Augsburg (1530) auf Veranlassung seines fürstlichen Herrn und Freundes des Churfürsten Johann Friedrich, der während einer so kritischen Periode seines Rathes öfters bedürfen zu können glaubte und ihn deshalb in der Nähe haben wollte. Die Sache des Evangeliums stand in großer Gefahr und der Reformator litt hier große Besorgniß ihretwegen. Doch ließ er den Muth nicht sinken und schrieb einst diese Worte an die Wand: „non moriar sed vivam et narrabo opera Domini. Psalm 1. Iter imperium peribit.“ Es wehret aber lange. Harre jedoch! „Hier war es auch, wo er das unsterbliche Lied dichtete: Eine feste Burg ist unser Gott.“ Er war nebenher äußerst fleißig in Führung seines weitläuftigen Briefwechsels nach allen Richtungen und in Vollendung seiner Uebersetzung der Bibel. Ziemlich während der Dauer eines halben Jahres verweilte der Gottesmann hier.

Der Platz vor dem Hornzimmer war zu der Zeit, da noch Herzöge den Fürstenbau bewohnten, der kleine Speisesaal, von ihm gelangt man zu den fürstlichen Wohngemächern, deren Thüren, Decken und Pfostenbekleidungen noch alle den Stempel des sechzehnten Jahrhunderts tragen. In einem dieser Gemächer befindet sich ein zweischläfriges Bett, welches das Ehebett des Herzogs Casimir gewesen sein soll. Dieser Fürst lebte in einem sehr unglücklichen Ehebündniß und seine Gemahlin Anna, Tochter des sächsischen Churfürsten, die er, mit Recht oder Unrecht ist schwer zu entscheiden, im Verdacht der Untreue hatte, erlitt das schwerste Loos. Er stieß sie aus seinem Ehebett in den Kerker und nicht die Zeit, nicht die Leiden der unglücklichen Fürstin vermochten etwas über sein unversöhnliches Herz. Hier oben auf der Veste saß sie zehn Jahre lang gefangen, dann wurde sie nach Sonnenfeld in das ehemalige Kloster gebracht, endlich aber hierher zurückgeführt, wo sie starb. Ihr Kerker befindet sich im obersten Stockwerk.

Wir verlassen jetzt den Fürstenbau und treten an der Seite unsers Führers durch das, mit einem Wachtposten besetzte Thor in den geschlossenen Theil der Veste ein, wo sich das Zucht- und Correctionshaus, nebst einigen Wohnungen für Geisteskranke, auch die der Invaliden befinden. Ein schöner, ganz massiver Bau mit hohem und spitzem Schieferdach, welches mit kleinen Thürmen geziert ist, erhebt sich stattlich rechter Hand, es ist das südlichste Gebäude der hohen Burg, hat die weiteste und schönste Aussicht, leider aber nur für Solche, die sich ihrer nicht erfreuen können. Das Auge des Züchtlings schweift hier hinter vergitterten Fenstern über die anmuthsvolle Landschaft hinweg, in welcher er vielleicht den Kirchthurm seines heimathlichen Dorfes erblickt, und er fühlt den Verlust der Freiheit noch schwerer. Uebrigens ist zum Ruhm der Verwaltung hier anzuführen, daß die Sträflinge so mild behandelt werden, als nur immer möglich, und die Gemächer in denen sie arbeiten, wie auch ihre Schlafstätten durchaus luftig und reinlich erhalten werden. In dem untern Raume dieses Hauses befindet sich eine große Halle, die ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht entfremdet wurde und noch ist, was sie von jeher war, ein Zeughaus. Hier droht es mit hundert alten Mörsern, Donnerbüchsen und Geschützen, alle Werkzeuge der Zerstörungskunst mittelst Pulver, von ihrer ersten Erfindung an, bis zu ihren vollkommneren Formen finden sich, alte Fahnen hängen an Decke und Wänden, dort thürmen sich Pyramiden von Hakenbüchsen und Musketen, Kettenkugeln, Kartätschen, Bomben, Pechkränze werden uns gezeigt, auf dem Allen aber liegt der Moder der Vergangenheit und wir athmen mit gedrückter Brust die Atmosphäre früherer Jahrhunderte. Ein paar seltsame buntgemalte Wagen, Kutschen von Holz, mit Wappen und vergoldetem Schnitzwerk geziert, welche in der Mitte der Halle stehen, ziehen unsere Aufmerksamkeit vor Allen an sich; es sind, wie der Führer uns belehrt, die Staatswagen des Herzogs Casimir, deren er sich bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei dem Einzug seiner Gemahlinnen in die Hauptstadt, bediente. Vergleicht man unsere jetzigen Kutschen mit diesen schwerfälligen und doch so unbequemen Wagen und alle Formen und Gestaltungen unserer Zeit und diese Zeit selbst mit der, die diese fürstlichen Prunkwagen erzeugte, so kann man zuletzt doch nicht umhin, sich zu freuen, daß man kein Bürger jener romantischen Jahrhunderte war. Uebrigens hat jede Zeit ihre Vorzüge und die Summe des Glücks ist in keiner größer als in der andern. Wir, die wir in schönen, federgewiegten Eilwagen durch Städte und Länder rollen, sind darum doch nicht eigentlich glücklicher als unsere Vorfahren, die nichts von Kunststraßen ahnten und so viel Tage zu einer Reise gebrauchten, als wir jetzt Stunden. Sie reisten wenig aber sie liebten ihre Heimath und bewahrten im Schoos ihrer ummauerten Städte die alten trauten Sitten, die Blume der Nationalität. Aber wo eine Blume aufblüht, verwelkt die andere; genug, daß jeder Monat des großen Sommers, in welchem die Menschheit geblüht hat und reift, die seinigen treibt.

Folgen wir jetzt unserm Führer auf die sogenannte Bärenbastei, welche ihren Namen von dem Aufenthalte der Bären zu Herzog Casimirs Zeiten empfing. Sie liegt außerhalb des gewölbten Thores, auf der Südseite der Veste und gewährt den Blick auf die, im Thal ausgebreitete Stadt mit ihren Zinnen und Thürmen. Darüber hinaus folgt das Auge den Windungen des lieblichen Itzgrundes, der sich dem Main entgegenbreitet. Die weißen Wände des Schlosses Hohenstein, ein der Familie von Imhoff zugehöriges Majorat, leuchten von den jenseitigen Höhen, aus Südwesten herüber. Ganz südlich zeigen sich, über den Forst ragend, die Thurmspitzen der ehemaligen prachtvollen Benedictinerabtei Banz, welche gegenwärtig Eigenthum und Sommerresidenz eines bairischen Prinzen ist. — Weiter rechts im Mainthal erhebt sich die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Berge, welche jenes Thal bilden, und unter denen der Staffelberg durch seine seltsame Gestalt besonders hervortritt, schließen die Aussicht von unserer Bärenbastei. Dieselbe ist mit sieben Kanonen besetzt unter denen als die wichtigste die sogenannte Papstkanone angeführt werden kann. Sie stammt aus dem schmalkaldischen Kriege und wurde 1546 zu Freiburg gegossen, das auf ihr befindliche Bild stellt den Papst dar, als Satan mit der Bischofsmütze, in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern die Schlüssel Petri tragend. Die Ueber- und Umschriften dieses Bildes sind seinem Sinn und der Religionserbitterung jener Zeit entsprechend, die leider — nicht zur Ehre der Jetztwelt — abermals erwacht ist und Stimmen hören läßt, über welche der Genius der Zeit weinen sollte. Vier französische, im Jahr 1814 aus der Rheinschanze bei Mannheim erbeutete Kanonen sind der bessere Schmuck dieser Bastei. Sie heißen le farouche, le sauvage, le sanspareil und la usistance, Namen, welche an ganz andere und herrliche Dinge erinnern, als an den dumpfen, ewigen Haß der Kirchen, dessen Merkmale von Neuem auf der Oberfläche unserer Zeit erscheinen, wie die giftgeschwollenen Blasen der Tiefe, auf einem stehenden Wasser.

Die benachbarte neue Bastei ist mit vier Stück Geschützen besetzt, unter denen sich eine ähnliche, wie die Papstkanone findet, die Flacianer- oder Lutherkanone genannt, wie jene in Freiburg, doch etwas später, (1570) unter Churfürst August von Sachsen gegossen. Eine allegorische Figur, der Ehrgeiz, trompetend und mit der einen Hand die Bischofsmütze in die Höhe haltend, geht einem flacianischen Theologen voran, welchem der, darauf folgende Satan als Wirbelgeist mit einem Blasebalg in die Ohren bläßt. Die Ueberschrift des Bildes lautet:

Die Flacianer und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten.

(In dieser Behauptung dürfte der naive Gießer Recht haben.)

An der Stelle der Delphine, wie sie gewöhnlich gefunden werden, sind auf diesen Kanonen auch zwei Figuren streitend dargestellt, mit den Händen gegenseitig in den Haaren. Die Eine ist bekleidet

mit einem geistlichen Chorrock, die Andere mit einer Art von Bischofsgewand; man hält sie gewöhnlich für Doctor Luther und den Papst und sie sind es auch; es sind die beiden Kirchen, die sich in den Haaren lagen, liegen und liegen werden. Bei dem kurzen, dicken und struppigen Kopf hat der Katholicismus seinen Gegner gepackt, der die trotzigen Fäuste in seine zürnenden, fliegenden Locken gräbt. So halten sie sich seit drei Jahrhunderten und werden es noch lange.

Nächst den drei genannten Basteien hat die Veste deren noch zwei, minder merkwürdige, die Stern- und Schindelbastei. Der erste Wall unterhalb dieser Basteien, der in weiterem Kreise die ganze umgibt, ist in neuester Zeit fast bis zur Hälfte seiner früheren Höhe aplanirt, auf seinem Plateau mit Gartenanlagen versehen, und bietet in diesem Augenblick das Bild einer der schönsten und erhabensten Terrassen. Man kann auf dieser Terrasse sehr bequem und angenehm die ganze Burg umwandern und die reizende Aussicht, welche die Höhe ihrer Lage gewährt, nach allen Seiten genießen.

Außer dem hier Angeführten verdient noch ein Brunnen Erwähnung, der, mit einem besonderen Haus bedeckt, in der Mitte des ersten Hofes befindlich ist. Aus diesem Brunnen wird vermittelst eines großen Tretrades das Wasser heraufgewunden, und noch in neueren Zeiten war dazu ein eigener Brunnentreter angestellt. Pulverthürme, Mühlen, Vorraths- und Munitionshäuser fehlen ebenfalls nicht im Bereich der Veste, die außer den Mauern, Pallisaden, Graben und Schlagbäumen durch vier Thore und die, im Anfang dieser Beschreibung erwähnte Zugbrücke geschützt ist.

Haben wir uns solchergestalt von der innern und äußern Beschaffenheit der Veste Coburg unterrichtet, so ziemt es sich auch wohl, daß wir einen flüchtigen Rückblick auf ihre früheren Schicksale, auf ihre Geschichte werfen. Wer ihr Erbauer war und woher sie ihren Namen erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; die Geschichtsforscher sind verschiedener Meinung darüber: Einige leiten den Namen Coburg von Kuh, (Kuhberg) ab, Andere von **Coha, Chova,** welches Wort Richter bedeute und folglich die Burg des Landesrichters, sein Sitz, **Cohaburg** genannt worden sei; wieder Andere sagen: das Wort **Kopa, Kuppa,** Gipfel eines Berges, sei der Ursprung des mehrgedachten Namens, die Meisten aber vereinen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I., ein gewisser Graf Cobbo unsere Veste erbaut und dieselbe nach seinem Namen benannt habe. Bereits im Jahr 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden. Das Bergschloß, welches damit bezeichnet ward, diente Jahrhunderte hindurch den im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg zur Residenz; durch die Heirath einer Gräfin von Henneberg mit einem Landgrafen von Thüringen kam es im vierzehnten Jahrhundert an Sachsen und war von nun an Residenz sächsischer Landesherren, bis Herzog Johann Ernst die Ehrenburg in der Stadt erbaute und dieselbe mit seinem Hoflager bezog. Nach den Zeiten des Herzogs Johann Casimir war die Veste nur noch der Aufenthaltsort von Commandanten, deren Andenken

halb vermoderte Ueberreste ihrer Gebeine — Zeugniß einer barbarischen Justiz alter Zeit.

Später wurde die Staufenburg Wohnung des Pächters der nahen Feldmark, so weit sie Kammergut war. Da der Berg nach der Burg hinauf zu steil war, um beladene Getreidewagen ohne große Beschwerden und Kosten hinaufbringen zu können, so hatte die Kammer südlich unter der Burg das Vorwerk Lichtenhagen erbauen lassen, wohin schon damals das eingescheuerte Getreide eingefahren wurde. — Doch auch diese Art der Bewirthschaftung der Domaine wurde dem Pachtbeamten bald zu lästig. Er zog hinab nach dem Vorwerk Lichtenhagen, das deshalb erweitert werden mußte. Und so war es denn gekommen, daß im Anfange des vorigen Jahrhunderts die alte ehrwürdige Staufenburg theilweise abgebrochen wurde, um von ihren Materialien unten in Lichtenhagen ein neues Amthaus zu errichten, welches mit ungeheurer Ironie die neue Staufenburg genannt wurde.

Was von der Burg noch stehen blieb, wurde später zu Gefängnissen benutzt und ein Gerichtsdiener beschloß die Reihe von Bewohnern, welche ein deutscher Kaiser eröffnet hatte. Seltsamer Wechsel im Geschick! —

Eine alte Abbildung in der Topographie des Herzogthums Braunschweig von Zeiler, zeigt die Staufenburg, wie sie vor ungefähr 200 Jahren noch aussah. Den Thurm mit vier Spitzen auf den Ecken sah man noch vor hundert Jahren; seitdem haben Menschen und Wetterstürme zerstörend auf ihre Ruinen gewirkt, so daß ihre Ueberbleibsel kaum noch genügen, einen malerischen Anblick zu gewähren.

H. C. N. Velani.

Die Veste Coburg.

Ziemlich im Mittelpunkt des Fürstenthumes Coburg welches die alten sächsischen Churfürsten „Unsere Pflege in Franken" benannten, indem dieser Landestheil zwar zum obersächsischen Kreise gehörte, aber seiner geographischen Lage nach, der Sprache, der Sitten seiner Bewohner zu Folge, nur zu Franken gerechnet werden kann, erhebt sich die Veste Coburg mit ihren weitläufigen Wällen, Gebäuden und Zinnen. Sie gewährt, von allen Seiten in weiter Ferne gesehen, einen sehr schönen Anblick. Die Höhe ihrer Lage, das Gezackte ihrer Giebel und Thürme, die terrassenförmige Absenkung ihrer Massen verleihen ihr aus der Ferne den Charakter des Imposanten und Prächtigen, sie scheint, wie eine Krone über der Gegend zu schweben. Auch bei größerer Annäherung sieht die alte Veste noch immer sehr stattlich und ehrwürdig aus und versinnlicht gewissermaßen das Ideal einer Ritterburg, wie solches nur irgend, von romantischem Zauber umflossen, in einer jugendlichen Phantasie leben mag. — Denn es ist nicht nöthig, daß hohe, alte, sagenreiche Schlösser über öde und wilde Waldgebirge emporragen, sie müssen nicht immer auf unersteiglichen Klippen hängen, um ein Bild darzubieten, das der Poesie des Mittelalters entspricht, auch über schönen und gesegneten Thälern dürfen sie sich erheben, selbst über dem Treiben der Städte die sich unter ihrem Hort und zu ihren Füßen ansiedelten. Zu der letzteren Gattung gehört die Veste Coburg, denn die Stadt gleichen Namens, gegenwärtig Haupt- und Residenzstadt des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, liegt unterhalb ihres Berges südwestlich im Thal, welches von dem kleinen Itzfluß bewässert wird und sich nach ihm benennt.

Eine vortrefflich gebahnte Straße leitet von der Stadt zwischen Gärten nach der Burg hinauf, deren äußere Vorwerke zu erreichen ein rüstiger Fußgänger, vom sogenannten Bürglaßthor aus, wohl eine halbe Stunde gebrauchen mag. Immer schöner gestaltet sich während des Steigens die Aussicht auf die blühende Umgegend. Unmittelbar unter dem ersten Wall verlassen wir die Hauptfahrstraße, welche sich um die Nordseite des Berges schlängelt und schlagen seitwärts einen sehr schönen Gartenweg für Fußgänger ein, der auf der Südseite zu gleichem Ziele führt. Bald befinden wir uns vor stei-

nernen Stufen und eine Treppe ersetzt den gebahnten Weg, zwischen der Mauer des Walles auf der einen, und den lieblichen Terrassen eines Weinberges auf der andern Seite ziemlich steil emporsteigend. Sie zählt wohl an achtzig Stufen und endet mit einer kleinen eisernen Mauerpforte, durch die wir in den ersten Bereich und Umkreis der weitläuftigen Veste treten. Vor uns sehen wir die verlassene Fahrstraße von der andern Richtung in schöner Windung zu uns emporsteigen, sie zeigt, wohin auch wir uns zu wenden haben, nach der Zugbrücke nemlich, die über den breiten und tiefen Wallgraben führt und nach dem majestätischen Burgthor, das mit architectonischer Pracht erbaut, jenseit dieser Brücke, seine dunklen Zugänge öffnet. Eine Wache von Invaliden hält dieses Thor besetzt und auf der Brücke steht in seinem grauen Mantel, grau wie das Gestein, das ihn umgibt, einer ihrer Posten. Die Aussicht von dieser Brücke, zum Theil in den tiefen und breiten Wallgraben mit seinen Laubkronen auf die nächsten Vorsprünge und Massen der Mauern, auf die malerischen Windungen des Weges, den wir zurückgelegt haben, dann aber auf die liebliche, gegen Mittag sich ausbreitende Landschaft, welche mit den Bergen des Mainthales schließt, auf den Itzgrund, die Stadt, nahe und ferne Schlösser — ist eben so mannichfach als schön. Wir schreiten nun durch die lange und gewundene Wölbung des Burgthores, welches einen aufwärts führenden Gang bildet, in dessen Mitte etwa, die eisernen Spitzen eines Fallgitters aus dem Gestein der Decke ragen und herabzustürzen drohen. Zu beiden Seiten sieht man die Stützen, die sie darin verhindern und deren Umhauung durch Aexte, die letzte Nothwehr der alten Vesten, das Fallen dieses Gitters mitten in die Bahn oder auf die Häupter des heranstürmenden Feindes, bewirkte. — Endlich treten wir aus dem finstern Mauergang in den ersten Burghof ein und befinden uns in einem Umkreis mehr oder minder ansehnlicher Gebäude, unter denen besonders die Kirche und der sogenannte Fürstenbau hervortreten. Linker Hand erblicken wir ein zweites verschlossenes Thor mit einem Posten. Dieses führt eigentlich zu dem schönsten Theil der weitläuftigen Fürstenburg, der aber seiner gegenwärtigen Bestimmung zu Folge der traurigste genannt werden muß, es führt in das Revier des Straf- und Besserungshauses, zu welchem das größte der, im Umfang der Veste befindlichen Gebäude benutzt worden ist. Das freundliche Haus rechter Hand ist die Wohnung eines Oberfeuerwerkers, dessen Führung durch die innern Räume des Fürstenbaues wir bedürfen, weil derselbe unter seinem Verschluß steht. Wir ersteigen in seinem Hause Treppen, und nachdem wir in einer der obern Stuben, durch ein thürartiges Fenster, welches in einen Garten zu führen scheint, wieder in das Freie gelangt sind, befinden wir uns auf der sogenannten hohen Bastei, der höchsten des Schlosses, von wo ein wahrhaft prächtiges Panorama sich ausbreitet. Eine sehr alte Linde steht im Mittelpunkt der Bastei; ihr Dasein wird bereits in den Chroniken des dreißigjährigen Krieges erwähnt. Jetzt beschattet ihr Laub fast täglich die muntersten Gruppen. Denn das Haus des

Oberfeuerwerkers ist zugleich ein Gasthaus und vortreffliches fränkisches Bier erfreut hier die Besucher. — Der Kranz einer ungemein starken Mauer umfängt die hohe Bastei von drei Seiten und diese Mauer würde jede Aussicht benehmen, wenn nicht Fensteröffnungen, Schießscharten und die Luken für Geschütze vorhanden wären. Bei hellem Wetter und guter Abendbeleuchtung ist der Anblick von diesen verschiedenen Luken wirklich entzückend. Ein reiches, wohlangebautes Land, besäet mit zahllosen Dörfern und Wohnstätten, Städten, Schlössern, Landhäusern, umkränzt von dem Gürtel der schönsten Wiesen und überragt von dem Kamm bedeutender Gebirge, liegt vor uns ausgebreitet. Im Osten zeigen sich bairische, sogar österreichische Höhen, die böhmische Grenze, das Fichtelgebirge mit seinen beiden Gipfeln, dem Ochsenkopf und Schneekopf, die Höhen von Culm und Eger; ihnen schließt sich in der Richtung von Kronach der Frankenwald an, der nordwärts in das Thüringer Waldgebirge übergeht, welches unserm Standpunkt mit seinen schönen und ernsten Massen am nächsten tritt; zu seinen Füßen, aus den Schluchten seiner wasserreichen und lieblichen Thäler hervor, winken verschiedene Ortschaften, unter denen die Meiningensche Stadt Sonnenberg der bedeutendste ist. Näher in der Ebene, erheben sich die Zinnen des schönen Sommerschlosses Rosenau mit seinen Parkanlagen, welche dem ganzen Thal den Anstrich eines heiteren Gartens verleihen. Alleen schlängeln sich von allen Seiten nach der lieblichen Burg; zierliche Brücken hüpfen über den Fluß und Wald und Wiese, Flur und Dorf scheinen unter der Leitung einer höhern Cultur zu stehen und leihen ohne Mühe ihre Formen dem Gesetz der Anmuth dar, welches hier waltet. — Die Ruinen der Lauterburg trauern von einem nahen Berge herab. War der Blick nach Ost und Nord reich, so ist er es nicht minder, wenn wir uns, in der mit einer leichten Ballustrade von Holz versehenen Geschützluke stehend, allmählig dem Westen zu wenden. Da tauchen nah und fern schöne Gebirge auf, Ritterburgen, Villen. Was uns zunächst ins Auge fällt, ist die herrliche ganz neue Ville des Herrn Herzogs Ernst von Würtemberg (Bruders der regierenden Frau Herzogin), ein Pallast mit seinen Hintergebäuden, im neuesten Geschmack, auf einer erhabenen Terrasse nahe bei der Stadt erbaut, der alten Veste gerade gegenüber, mit welcher zusammen er die Pforte des, sich hier gegen Süden öffnenden Itzgrundes, gewissermaßen eine seiner Dardanellen bildet. Hinter diesem Pallast in italischer Form steigt die wohlerhaltene, neuerdings durch einen prächtigen Bau verschönerte Ritterburg Kallenberg empor und über dieser wieder die sehr hoch gelegene Veste Heldburg, ihrer weißen Mauern wegen, mit denen sie weit in das Land hineinleuchtet, „die fränkische Leuchte" genannt. Die Ruine des Schlosses Straufhan, die beiden Gleichberge und andere Höhen schließen auf dieser Seite den nähern Prospect, über ihnen hin aber zieht sich eine fernere duftige Linie, die nur bei sehr hellem Wetter deutlich hervortritt und sich gewöhnlich in den Wolken verliert, diese Linie bildet das hohe Rhöngebirge mit seinem Gipfel dem Kreuzberge, auf wel-

chem ein Kloster gelegen ist; nicht die Ruinen dieses Klosters, aber das 80 Fuß hohe Kreuz, wonach der Berg genannt wird, können wir mit Hülfe des sehr guten Fernrohrs bemerken, das in die Festung gehört und welches unser Führer für uns aufgestellt hat.

Wir folgen ihm jetzt durch eine unscheinbare Seitenthür in das Innere des sogenannten Fürstenbaues und betreten zuerst die Kirche oder Kapelle der Burg. Sie bietet nichts Ausgezeichnetes in ihrer Architectur dar und ihre gegenwärtige Bekleidung und Verzierung stammt noch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Verwitterte Fahnen die einst im dreißigjährigen Krieg, auch solche, die im Bauernkrieg wehten, schmücken Decke und Wände und sind vom Staube der Jahrhunderte und von der Vergessenheit bedeckt. Niemand fragt mehr nach den Speeren, die sie einst zum Kampf und zum Sieg oder zur Niederlage führten. Denksprüche, welche an den Religionskrieg des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mahnen, auch an Luthers Anwesenheit erinnern, der häufig von der Kanzel dieser Kirche sein welterschütterndes Wort ertönen ließ, — lassen sich noch an den Wänden finden und lesen. Jetzt ist es sehr still in dieser Kirche, denn auch das lauteste Wort verhallt und selbst der glühendste Eifer neigt sein Feuerhaupt, erkaltet an dem Busen der Zeit, die Alles beruhigt. Nur vierwöchentlich findet hier Gottesdienst statt, den der Geistliche eines benachbarten Dorfes versieht, und dessen Theilnehmer, außer den Bewohnern der Festung, die in 21 Familien bestehet, und der Besetzung, noch die traurige Schaar aus dem Revier des verschlossenen Zuchthofes bildet. Hier sollen sie die Tröstungen der Religion empfangen und lernen, sich mit einem Verhängniß zu versöhnen, das sie von Geburt an zu seinen Stiefkindern zählte.

Korridor und Vorsaal, welche nach den Gemächern führen, sind mit solchen Gemälden geschmückt, wie man sie meist in den alten, noch erhaltenen Schlössern vorfindet; Bildnisse von Rittern, Knappen, Zwergen, Jagdabentheuern und Aehnliches, Producte, ohne Kunstwerth, deren Wegräumung oder Vernichtung aber doch gern vermieden wird. Sie sind die Geister dieser alten Räume, die Vertrauten dieser Hallen, mit denen sie in tausend und abertausend Mitternächten, wenn alles Lebende schlief, geheime Zwiesprache gepflogen und sich flüsternd unterhalten haben von der Zeit, wo auch sie einst Wirklichkeiten waren. Wer möchte sie verbannen oder ihre alte geheiligte Ordnung stören? Zwei Sprachrohre, die mit im Vorgemach stehen, ein sehr großes und ein kleineres, scheinen Zeitgenossen der Originale dieser Bilder zu sein. Aber sie sind verstummt wie Jene, und wenn nicht, wie es zuweilen geschieht, ein Besucher der Veste das gewaltige Rohr mühsam emporhebt und scherzend seine Stimme damit zum Donner verstärkt, würde es wohl nie mehr ertönen. Die Zeit ist vorüber, wo mittelst dieses Rohrs, vom höchsten Thurme herab auf die entferntesten Basteien, in die Wallgräben oder selbst in das Thal nieder, Befehle entsendet wurden.

Die Gemächer welche wir nun betreten und deren Fenster auf die Nordseite hinausgehen, sind mit Gemälden, größtentheils Ahnen-

bildern der fürstlichen Familie, besonders aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert angefüllt, auch einige andere Bildnisse sind unter diesen; so das der Kaiserin Maria Theresia, ihres Gemahls, Friedrichs des Zweiten, der Königin Christine von Schweden und Anderer. Zwei andere Gemächer enthalten Harnische von zum Theil sehr prächtiger Arbeit und eine Menge schöner Waffen des Mittelalters. Es findet sich hier eine solche Menge von Brustharnischen, Pickelhauben und Handschuhen, daß eine große Reisigenschaar augenblicklich vollständig ausgerüstet werden könnte. — Der Landesherr, dessen geschmackvoller Sinn für alles Schöne und namentlich für die Formen des Mittelalters, in Rosenau, Kallenberg, Rheinhardsbrunn und anderen Schlössern sich schon so oft glänzend gezeigt hat, läßt diese Rüstungen gegenwärtig in ihrem alten Glanze wieder herstellen. Ihr völliges Abputzen ist nicht eben eine leichte Arbeit und ein gewöhnliches Unternehmen; der Rost der Zeiten und der Staub der Jahrhunderte wischen sich nicht mit leichtem Finger hinweg und es ist hier nicht die Aufgabe die Rüstungen nur zu reinigen, nein, sie müssen in den Zustand hergestellt werden, wie sie waren, als sie glänzend von Stahl und Gold und gefüttert mit purpurnem Sammt, zuerst aus der Werkstätte der Künstler kamen, deren Stolz und die Freude des tapfern und fürstlichen Herrn, der sie bestellt hatte. Welche Geschicklichkeit dem Mittelalter in Bearbeitung des Stahls der mit Gold ausgelegt ist, eigen war, zeigen diese herrlichen Panzer, diese Schwertgriffe, diese Sporen und Dolche, zur schön geordneten chronologischen Aufstellung der hier erwähnten Rüstungen, wird gegenwärtig, unter Anleitung eines deshalb berufenen Architecten ein passender Raum im Fürstenbau hergerichtet. —

Eine Treppe aufwärts und über einen großen Saal gelangen wir nach dem sogenannten Hornzimmer, einem sehr großen Eckgemach, welches ganz mit künstlichen Holzschnitzereien getäfelt ist. Diese Holzschnitzereien stammen aus den Zeiten des Herzogs Casimir, mithin aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und sind meistentheils Darstellungen aus dem Jagdleben dieses Fürsten. Früher befanden sie sich unten in der Ehrenburg, dem neuen Residenzschloß; erst auf Befehl des jetzigen Herzogs, sind sie der alten Veste zurückgegeben worden, wohin sie sich auch besser eignen. Diese kostbaren Arbeiten bestehen zum Theil aus Tafelwerk, welches die Wände bedeckt und allein vermittelst eingelegten Holzes von verschiedenen Farben, die schwierigsten bunten Jagdstücke bildet, mit Wild, Jägern, Hunden und Roßen. Fast auf jedem ist der Herzog Casimir, sein Zwerg und sein Leibhund zu finden. Andern Theils bestehen sie aus gerundetem, plastischem Bildwerk, welches frei, aus der Wand heraustretend, den Sockel des Zimmers nach allen Richtungen umkleidet. Diese wahrhaft vortrefflichen Bildschnitzereien haben den nemlichen Gegenstand, vorzüglich aber die Sauhetzen des unermüdlichen Jägers zum Stoff und das Auge begegnet, daran hingleitend, unendlichen Ebergestalten, und Fangzähnen und Bachen und Rüden und triumphirenden Jägern mit der Hornfessel und dem Waidmesser.

Die Decke des Gemachs ist gleichfalls sehr kunstvoll von braunem Holze gebildet und blickt mit jenen schön gestalteten gothischen Schirmdächern auf uns nieder, wie wir sie zuweilen in Stein gehauen, über Heiligenbildern sehen. Aus den westlichen Fenstern haben wir die Aussicht in einen engen, tiefen, dunklen und kalten Raum, dessen umgebende Mauern fast bis zu unserm Standpunkt hinauf reichen; unten bewegen sich zwei fremdartige plumpe Thiergestalten, und das dumpfe Schnauben wilder Athemzüge wird hörbar; es sind zwei unglückliche Gefangene, die seit mehr als zwölf Jahren diesen feuchten traurigen Raum bewohnen, in welchen die Sonne niemals hinabscheint, zwei Bären aus den ungarischen Gebirgen, wo sie jung eingefangen und dem Landesherrn von dessen fürstlichem Bruder, der in jenem Lande große Herrschaften besitzt, zum Geschenk gemacht wurden. — Man will sie aus diesem Grunde nicht tödten, aber ihr Dasein erscheint so freudenleer und so nutzlos zugleich, daß ihr Tod nicht zu bedauern sein dürfte. — Bevor wir das Hornzimmer verlassen, werden wir von unserm Führer erinnert, daß dies einst Luthers Wohngemach war. Hier wohnte der denkwürdige Mann während des Reichstages zu Augsburg (1530) auf Veranlassung seines fürstlichen Herrn und Freundes des Churfürsten Johann Friedrich, der während einer so kritischen Periode seines Rathes öfters bedürfen zu können glaubte und ihn deshalb in der Nähe haben wollte. Die Sache des Evangeliums stand in großer Gefahr und der Reformator litt hier große Besorgniß ihretwegen. Doch ließ er den Muth nicht sinken und schrieb einst diese Worte an die Wand: „non moriar sed vivam et narrabo opera Domini. Psalm 1. Iter imperium peribit.“ Es wehret aber lange. Harre jedoch! „Hier war es auch, wo er das unsterbliche Lied dichtete: Eine feste Burg ist unser Gott.“ Er war nebenher äußerst fleißig in Führung seines weitläuftigen Briefwechsels nach allen Richtungen und in Vollendung seiner Uebersetzung der Bibel. Ziemlich während der Dauer eines halben Jahres verweilte der Gottesmann hier.

Der Platz vor dem Hornzimmer war zu der Zeit, da noch Herzöge den Fürstenbau bewohnten, der kleine Speisesaal, von ihm gelangt man zu den fürstlichen Wohngemächern, deren Thüren, Decken und Pfostenbekleidungen noch alle den Stempel des sechzehnten Jahrhunderts tragen. In einem dieser Gemächer befindet sich ein zweischläfriges Bett, welches das Ehebett des Herzogs Casimir gewesen sein soll. Dieser Fürst lebte in einem sehr unglücklichen Ehebündniß und seine Gemahlin Anna, Tochter des sächsischen Churfürsten, die er, mit Recht oder Unrecht ist schwer zu entscheiden, im Verdacht der Untreue hatte, erlitt das schwerste Loos. Er stieß sie aus seinem Ehebett in den Kerker und nicht die Zeit, nicht die Leiden der unglücklichen Fürstin vermochten etwas über sein unversöhnliches Herz. Hier oben auf der Veste saß sie zehn Jahre lang gefangen, dann wurde sie nach Sonnenfeld in das ehemalige Kloster gebracht, endlich aber hierher zurückgeführt, wo sie starb. Ihr Kerker befindet sich im obersten Stockwerk.

Wir verlassen jetzt den Fürstenbau und treten an der Seite unsers Führers durch das, mit einem Wachtposten besetzte Thor in den geschlossenen Theil der Veste ein, wo sich das Zucht- und Correctionshaus, nebst einigen Wohnungen für Geisteskranke, auch die der Invaliden befinden. Ein schöner, ganz massiver Bau mit hohem und spitzem Schieferdach, welches mit kleinen Thürmen geziert ist, erhebt sich stattlich rechter Hand, es ist das südlichste Gebäude der hohen Burg, hat die weiteste und schönste Aussicht, leider aber nur für Solche, die sich ihrer nicht erfreuen können. Das Auge des Züchtlings schweift hier hinter vergitterten Fenstern über die anmuthsvolle Landschaft hinweg, in welcher er vielleicht den Kirchthurm seines heimathlichen Dorfes erblickt, und er fühlt den Verlust der Freiheit noch schwerer. Uebrigens ist zum Ruhm der Verwaltung hier anzuführen, daß die Sträflinge so mild behandelt werden, als nur immer möglich, und die Gemächer in denen sie arbeiten, wie auch ihre Schlafstätten durchaus luftig und reinlich erhalten werden. In dem untern Raume dieses Hauses befindet sich eine große Halle, die ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht entfremdet wurde und noch ist, was sie von jeher war, ein Zeughaus. Hier droht es mit hundert alten Mörsern, Donnerbüchsen und Geschützen, alle Werkzeuge der Zerstörungskunst mittelst Pulver, von ihrer ersten Erfindung an, bis zu ihren vollkommneren Formen finden sich, alte Fahnen hängen an Decke und Wänden, dort thürmen sich Pyramiden von Hakenbüchsen und Musketen, Kettenkugeln, Kartätschen, Bomben, Pechkränze werden uns gezeigt, auf dem Allen aber liegt der Moder der Vergangenheit und wir athmen mit gedrückter Brust die Atmosphäre früherer Jahrhunderte. Ein paar seltsame buntgemalte Wagen, Kutschen von Holz, mit Wappen und vergoldetem Schnitzwerk geziert, welche in der Mitte der Halle stehen, ziehen unsere Aufmerksamkeit vor Allen an sich; es sind, wie der Führer uns belehrt, die Staatswagen des Herzogs Casimir, deren er sich bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei dem Einzug seiner Gemahlinnen in die Hauptstadt, bediente. Vergleicht man unsere jetzigen Kutschen mit diesen schwerfälligen und doch so unbequemen Wagen und alle Formen und Gestaltungen unserer Zeit und diese Zeit selbst mit der, die diese fürstlichen Prunkwagen erzeugte, so kann man zuletzt doch nicht umhin, sich zu freuen, daß man kein Bürger jener romantischen Jahrhunderte war. Uebrigens hat jede Zeit ihre Vorzüge und die Summe des Glücks ist in keiner größer als in der andern. Wir, die wir in schönen, federgewiegten Eilwagen durch Städte und Länder rollen, sind darum doch nicht eigentlich glücklicher als unsere Vorfahren, die nichts von Kunststraßen ahnten und so viel Tage zu einer Reise gebrauchten, als wir jetzt Stunden. Sie reisten wenig aber sie liebten ihre Heimath und bewahrten im Schoos ihrer ummauerten Städte die alten trauten Sitten, die Blume der Nationalität. Aber wo eine Blume aufblüht, verwelkt die andere; genug, daß jeder Monat des großen Sommers, in welchem die Menschheit geblüht hat und reift, die seinigen treibt.

Folgen wir jetzt unserm Führer auf die sogenannte Bärenbastei, welche ihren Namen von dem Aufenthalte der Bären zu Herzog Casimirs Zeiten empfing. Sie liegt außerhalb des gewölbten Thores, auf der Südseite der Veste und gewährt den Blick auf die, im Thal ausgebreitete Stadt mit ihren Zinnen und Thürmen. Darüber hinaus folgt das Auge den Windungen des lieblichen Itzgrundes, der sich dem Main entgegenbreitet. Die weißen Wände des Schlosses Hohenstein, ein der Familie von Imhoff zugehöriges Majorat, leuchten von den jenseitigen Höhen, aus Südwesten herüber. Ganz südlich zeigen sich, über den Forst ragend, die Thurmspitzen der ehemaligen prachtvollen Benedictinerabtei Banz, welche gegenwärtig Eigenthum und Sommerresidenz eines bairischen Prinzen ist. — Weiter rechts im Mainthal erhebt sich die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Berge, welche jenes Thal bilden, und unter denen der Staffelberg durch seine seltsame Gestalt besonders hervortritt, schließen die Aussicht von unserer Bärenbastei. Dieselbe ist mit sieben Kanonen besetzt unter denen als die wichtigste die sogenannte Papstkanone angeführt werden kann. Sie stammt aus dem schmalkaldischen Kriege und wurde 1546 zu Freiburg gegossen, das auf ihr befindliche Bild stellt den Papst dar, als Satan mit der Bischofsmütze, in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern die Schlüssel Petri tragend. Die Ueber- und Umschriften dieses Bildes sind seinem Sinn und der Religionserbitterung jener Zeit entsprechend, die leider — nicht zur Ehre der Jetztwelt — abermals erwacht ist und Stimmen hören läßt, über welche der Genius der Zeit weinen sollte. Vier französische, im Jahr 1814 aus der Rheinschanze bei Mannheim erbeutete Kanonen sind der bessere Schmuck dieser Bastei. Sie heißen le farouche, le sauvage, le sanspareil und la usistance, Namen, welche an ganz andere und herrliche Dinge erinnern, als an den dumpfen, ewigen Haß der Kirchen, dessen Merkmale von Neuem auf der Oberfläche unserer Zeit erscheinen, wie die giftgeschwollenen Blasen der Tiefe, auf einem stehenden Wasser.

Die benachbarte neue Bastei ist mit vier Stück Geschützen besetzt, unter denen sich eine ähnliche, wie die Papstkanone findet, die Flacianer- oder Lutherkanone genannt, wie jene in Freiburg, doch etwas später, (1570) unter Churfürst August von Sachsen gegossen. Eine allegorische Figur, der Ehrgeiz, trompetend und mit der einen Hand die Bischofsmütze in die Höhe haltend, geht einem flacianischen Theologen voran, welchem der, darauf folgende Satan als Wirbelgeist mit einem Blasebalg in die Ohren bläßt. Die Ueberschrift des Bildes lautet:

Die Flacianer und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten.

(In dieser Behauptung dürfte der naive Gießer Recht haben.)

An der Stelle der Delphine, wie sie gewöhnlich gefunden werden, sind auf diesen Kanonen auch zwei Figuren streitend dargestellt, mit den Händen gegenseitig in den Haaren. Die Eine ist bekleidet

mit einem geistlichen Chorrock, die Andere mit einer Art von Bischofsgewand; man hält sie gewöhnlich für Doctor Luther und den Papst und sie sind es auch; es sind die beiden Kirchen, die sich in den Haaren lagen, liegen und liegen werden. Bei dem kurzen, dicken und struppigen Kopf hat der Katholicismus seinen Gegner gepackt, der die trotzigen Fäuste in seine zürnenden, fliegenden Locken gräbt. So halten sie sich seit drei Jahrhunderten und werden es noch lange.

Nächst den drei genannten Basteien hat die Veste deren noch zwei, minder merkwürdige, die Stern- und Schindelbastei. Der erste Wall unterhalb dieser Basteien, der in weiterem Kreise die ganze umgibt, ist in neuester Zeit fast bis zur Hälfte seiner früheren Höhe aplanirt, auf seinem Plateau mit Gartenanlagen versehen, und bietet in diesem Augenblick das Bild einer der schönsten und erhabensten Terrassen. Man kann auf dieser Terrasse sehr bequem und angenehm die ganze Burg umwandern und die reizende Aussicht, welche die Höhe ihrer Lage gewährt, nach allen Seiten genießen.

Außer dem hier Angeführten verdient noch ein Brunnen Erwähnung, der, mit einem besonderen Haus bedeckt, in der Mitte des ersten Hofes befindlich ist. Aus diesem Brunnen wird vermittelst eines großen Tretrades das Wasser heraufgewunden, und noch in neueren Zeiten war dazu ein eigener Brunnentreter angestellt. Pulverthürme, Mühlen, Vorraths- und Munitionshäuser fehlen ebenfalls nicht im Bereich der Veste, die außer den Mauern, Pallisaden, Gräben und Schlagbäumen durch vier Thore und die, im Anfang dieser Beschreibung erwähnte Zugbrücke geschützt ist.

Haben wir uns solchergestalt von der innern und äußern Beschaffenheit der Veste Coburg unterrichtet, so ziemt es sich auch wohl, daß wir einen flüchtigen Rückblick auf ihre früheren Schicksale, auf ihre Geschichte werfen. Wer ihr Erbauer war und woher sie ihren Namen erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; die Geschichtsforscher sind verschiedener Meinung darüber: Einige leiten den Namen Coburg von Kuh, (Kuhberg) ab, Andere von Coha, Chova, welches Wort Richter bedeute und folglich die Burg des Landesrichters, sein Sitz, Cohaburg genannt worden sei; wieder Andere sagen: das Wort Kopa, Kuppa, Gipfel eines Berges, sei der Ursprung des mehrgedachten Namens, die Meisten aber vereinen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I., ein gewisser Graf Cobbo unsere Veste erbaut und dieselbe nach seinem Namen benannt habe. Bereits im Jahr 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden. Das Bergschloß, welches damit bezeichnet ward, diente Jahrhunderte hindurch den im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg zur Residenz; durch die Heirath einer Gräfin von Henneberg mit einem Landgrafen von Thüringen kam es im vierzehnten Jahrhundert an Sachsen und war von nun an Residenz sächsischer Landesherren, bis Herzog Johann Ernst die Ehrenburg in der Stadt erbaute und dieselbe mit seinem Hoflager bezog. Nach den Zeiten des Herzogs Johann Casimir war die Veste nur noch der Aufenthaltsort von Commandanten, deren Andenken

mehrere von den in der Kirche aufgehängten Fahnen bewahren. Während des Reichstages zu Augsburg gewährte sie, wie schon erwähnt, dem Reformator Luther sechs Monate lang einen sichern Aufenthalt. Der dreißigjährige Krieg ließ auch dieses alte, feste Schloß nicht ohne Thätigkeit. Namentlich hielt es im Jahr 1632, von den Schweden besetzt, eine harte Belagerung unter Wallensteins Commando selbst aus, der unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, und wenige Jahre später eine ähnliche gegen den kaiserlichen General Lambog, dem es sich aber nach vier Monaten, in Folge einer Capitulation, übergab. Die neuere Kriegskunst wollte die alte, hohe, schicksalskundige Burg nicht mehr als ein hinreichendes Bollwerk anerkennen und ihre Besetzung diente seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mehr zur Bewachung der hier befindlichen Sammlungen, Vorräthe und Anstalten, als zur Vertheidigung des Platzes nach außen.

Auf dem Archiv der Veste befinden sich handschriftliche Nachrichten von den, während ihrer Belagerung durch die Kaiserlichen erlittenen Drangsalen, aufgezeichnet von einem Constabler Namens Conrad Rüger, der ein offener Kopf gewesen sein muß und dessen natürliche Schilderung das Gepräge der Wahrheit trägt. Seinen Bericht im Auszug möge hier der geneigte Leser nicht ungern finden.

„Anno 1632, läßt der ehrenwerthe Constabler sich vernehmen, drei Monate nach der Belagerung von Kronach, den 22. September kam der Obrist Taubadel mit 9 Compagnieen Dragoner, jede 50 Mann, zu Scheuerfeld an,*) von Ihro Königl. Majestät zu Schweden anhero commandiret, die Festung Coburg nebst 200 inhabenden Landvölkern und Officieren, worunter Herr Hauptmann von Birkig, zu defendiren. Montags den 25. September nahm er sein Quartier in der Stadt und Mittags brachen Ihro Hochfürstl. Durchlaucht sammt dem ganzen Hofstaat nach Römhild und Tenneberg auf. Eben an demselben Tage commandirte Herr Obrist Taubadel eine Parthie im Itzgrund, den anmarschirenden Feind zu recognosciren. Gemeldete Parthei traf zwei Meilen von Coburg, bei Schottenstein, auf eine Kaiserliche, ging auf sie los, scharmuzirten mit einander und zogen die Kaiserlichen den Kürzeren; die Schweden victorisirten und brachten acht Gefangene mit nach Coburg, welche berichteten: die ganze kaiserliche und baierische Armee sei in vollem Anmarsch. Die Coburger wollten ihnen nicht glauben, bis ihnen der Glaube in die Hände kam. Donnerstags den 28. September, früh 2 Uhr, kam das Geschrei, daß sich der Feind in vollem Marsch der Stadt nähere, worauf mit 2 Stücken auf der neuen Bastion Salve gegeben wurde, welches die schwedische Losung war. Davon wurde Jedermann munter und parat, zum Gewehr zu greifen. Die Dragoner, Bürger, Studenten, auch Handwerksbursche, wurden nach eines Jeden Belieben im Zeughaus mit Gewehr wohl versehen und

*) Ein Dorf in der Nähe der Stadt Coburg.

ausgerüstet. Als es um 6 oder 7 Uhr war, erhob sich ein Scharmützel bei dem Glockenhaus und hohen Gericht gegen den Feind, mit Dragonern, Bürgern, Studenten und Handwerksburschen. — Weil ihnen aber der Feind zu mächtig auf den Hals kam, wären sie fast Alle umringt und niedergemacht worden, wenn nicht auf der Vestung, von der neuen- und Sternbastei auf die feindlichen Truppen wäre Feuer gegeben worden, wodurch sie sich salviret und ihnen der Paß in die Vorstadt Stelzenbach geöffnet wurde, doch wurden 3 Coburger erschossen. Desgleichen chargirten die Dragoner u. s. w. vor dem heil. Kreuz- und Ketschenthor, bis um 1 Uhr Nachmittags, wo ein Waffenstillstand angedeutet wurde. Nach erhaltenem Stillstand um 2 Uhr zog der Obrist Becker in die Stadt, desgleichen der Baier Fürst, welcher sein Quartier auf dem Steinweg in dem Bachstedtischen Hause nahm; der Herzog von Friedland aber nahm sein Quartier zu Ketschendorf,*) in des Herrn Landrentmeister Joh. Lattermanns Haus. Weil sie nun eine große Menge Volks bei sich hatten, so schlugen sie auf der Wiese bei dem Armenhause Zelter auf, die sie aus der Ehrenburg genommen hatten und lagerten sich da, Zelter von verschiedenen Farben und Zierrathen, auch einige von Seide darunter, was gar anmuthig und bunt von Ferne aussah, wie denn bekanntlich der Friedländer immer einen großen Hofstaat von Leibwachen, Junkern und Edelknaben mit sich führt. Von der Vestung aber ward immerfort scharmuzirt und ließen es die Dragoner nicht an sich fehlen, sondern hielten sich tapfer gegen den Feind. Es kam auch ein feindlicher Trupp von 50 Pferden bei der Schleifmühle an, den Einer auf einem weißen Pferde anführte und mit einem Hut voll weißer Federn. Auf diesen, der seinem raschen Reiten und Bewegungen nach ein feuriger junger Herr sein mußte, richtete ich mein Geschütz von der Bärenbastei aus und gab mit einer ¼ Karthaune Feuer und traf den mit dem weißen Pferde und den weißen Federn so, daß Mann und Roß zu Boden fielen und das Aufstehen vergaßen. Worauf sich der Trupp stracks hinter die neue Ziegelhütte retirirte, wo wieder Feuer auf sie gegeben wurde und zwar mit solchem Effect, daß viele Reiter und Pferde fielen und nicht wieder aufstanden. Ich bediente meine Karthaunen mit allem Fleiß."

Nach mannichfachen gegenseitigen Neckereien zwischen Belagerten und Belagerern, die oft sehr blutig ausfielen und der ehrliche Constabler des Breiteren berichtet, fährt er fort:

„Den 30. September ritt der Herzog von Friedland mit zwei Laquaien bei sich laufend, aus der Stadt, die Festung zu recognosciren, auf welchen, als er von den Dragonern erkannt wurde, alsbald eine Feldschlange von mir gerichtet und Feuer gegeben wurde und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß diese um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferd, welches davon stutzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben

*) Ein sehr nahgelegenes Dorf an der bairischen Straße.

und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, saftige Drohworte ausgestoßen, nemlich selbige Bestie, die ihm dies gethan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekäme. Das war aber das beste, daß er sie nicht hatte. (Diese Meinung theilen wir mit dir, ehrlicher Rüger!)

Um 2 Uhr Nachmittags schickte der Herzog von Friedland einen Trompeter an die Festungscommandanten, worauf eine kleine Zeit Stillstand*) gehalten wurde. Zu diesem Trompeter stieg der Herr Obrist mittelst einer Leiter auf den Wall, sein Begehren anzuhören, welcher berichtete, daß er auf Befehl seines Herrn, des Herzogs von Friedland geschickt worden, dem Herrn Obristen anzudeuten, er solle seinem Herrn die Vestung liefern, wo nicht, so wolle er ihn verfolgen mit Feuer und Schwert. Worauf der Herr Obrist Taubadel dem Trompeter die Antwort gab, er solle dem Herzog von Friedland, seinem Herrn, vermelden, was er nicht lassen könne, das sollt' er nur thun; er hätte für den Herzog von Friedland nichts als Kraut und Loth und die Spitze vom Degen, wenn er die haben wollte, so sollte er nur kommen. Mit diesem Bescheide mußte sich der Trompeter begnügen lassen, welcher sich wieder zu seinem Herrn begab und ihm dies berichtete. Der Herr Obrist aber stieg wieder vom Wall in die Vestung, worauf es wieder stracks an ein Attaquiren ging. In selbiger Nacht um 12 Uhr kamen sie an die Futtermauer, gegen der neuen Bastei über, in der Meinung solche zu ruiniren, wurden aber von einem Constabler — es ist ja keine Schande zu sagen, daß ich, Conrad Rüger, dieser Constabler war — mit zwanzig Handgranaten also bewillkommnet, daß es ihnen nicht gefallen, mußten Reißaus geben und begehrten Keiner mehr Mauern zu visitiren. Sonntags darauf schickte der Herzog von Friedland den Herrn Landrentmeister Joh. Lattermann, wie auch den damaligen Herrn Landcapitain Marschall, welcher ein aufrichtiger redlicher Mann, auch guter Soldat war, item Herrn Magister Philipp Seidenbecher, Diakonus in Coburg, wie auch den Herrn Stadtsyndicus Abten nebst seinem Schreiber Caspar Martin. Als diese der Vestung nahe kamen, wurde ein Stillstand gemacht und der Herr Obrist in Begleitung mehrerer Officiere stieg wieder auf den Wall, fragend, was ihr Begehr wäre? Dem sie zur Antwort gaben: Der Herzog von Friedland schicke sie und lasse ihm ernstlich sagen, er solle ihm die Vestung einräumen, wo nicht, so wolle er das Kind im Mutterleibe nicht verschonen und die Stadt ganz und gar in Asche legen. Denen aber der Herr Obrist zur Antwort gab: Daß nicht die Vestung zu übergeben, sondern zu defendiren und sich, weil ein redlicher Blutstropfe in seinem Leibe wäre, zu wehren, ja bis auf den letzten Mann zu stehen, seine ihm ertheilte Ordre wäre und dies sollten sie dem Herzoge nur kühnlich sagen. Sie aber wollten nicht wieder zu dem Friedländer zurück, sondern begehrten in die Vestung. Der Herr Obrist aber trug Bedenken, sie in dieselbe einzulassen und sagte: sie

*) Waffenstillstand.

sollten sich wieder fortmachen und hingehen, wo sie hergekommen wären. Alsbald fing das Scharmuziren wieder an, und kamen etliche Musketier ganz nah hinauf an sie, gaben eine Salve, daß eine Kugel dem Herrn Magister durch seinen Priesterrock ging, welcher aus Schrecken bewegt auf seine Knie fiel und um das Blut Christi willen bat, man solle sie doch in die Vestung lassen, da endlich der Herr Obrist auf vielfältiges Bitten sie einnahm. Sie wollten aber doch deswegen nicht wieder zurück, weil sich der Feind hatte verlauten lassen, wenn sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen würden, so wolle er sie niederhauen lassen. Wie sie in der Vestung waren, mußten der Herr Rentmeister sammt dem Herrn Magister grausam herhalten und von den Officieren viele unnütze Worte hören und einfressen wegen des vorhandenen Mangels an Bier, Wasser, Brod und anderen Victualien, da sie in der Belagerung nur aus dem einzigen großen Brunnen, in welchen ein großer Schafhund gefallen war, trinken mußten, bis die Belagerung ein Ende hatte, mußten also ihre Kräfte in der Belagerung von einem todten Schafhund schöpfen, denn kein Bier war mehr da, so waren auch kaum 12 Eimer vorhanden, welche für den Herrn Obristen und sonst bedürftige Personen und Patienten behalten wurden." Daß der Krieg auch hier mit wenig Menschlichkeit geführt ward, geht daraus hervor: Rüger erzählt bei Gelegenheit eines siegreichen Ausfalls, den die Dragoner machten: „Auch brachten sie zwei Gefangene mit, von denen Einer, wie sie auf den Wall kamen, ausriß, der andere aber, welcher auch Willens war auszureißen, wurde ohne Leiter in den Graben geschickt, jedoch ohne großen Schaden, nur daß er zwei Rippen im Leibe zerbrach."

Beim endlichen Abmarsch der Feinde (die Baiern machten den Anfang, die Kaiserlichen folgten zwei Tage später, mit Wegschleppung vieler namhaft gemachten Personen aus der Stadt) heißt es weiter: „Hierauf commandirte der Herr Obrist bald vier Trupp Reiter, dem Feind nachzuhauen und der Stadt Beschaffenheit zu erkundigen. Sie zogen nun zur Stadt ein, in welcher sie viel der Feinde antrafen und schossen Alles nieder. Unter andern bekamen sie des Herzogs von Friedland Beichtvater gefangen, welchen der sogenannte Blondkopf, ein junger, feiner Cornett bei den Dragonern, von Geburt ein Schwede, der wegen seiner hellen Locken der Blondkopf geheißen ward, in des Herrn Tobias Garten vor dem Bürglasthor, ohne Gnade niederschoß. Sie brachten auch drei Croaten gefangen auf die Veste, welche der Herr Obrist stracks vor der neuen Brücke todtschießen ließ. Hiermit war die Belagerung aufgehoben."

Conrad Rüger, der Constabler, dessen Bericht das Erzählte entlehnt war, hat einen ähnlichen von der Lemberg'schen Belagerung unserer Veste und dann einen wahrhaft vortrefflichen von der Belagerung der Stadt und Veste Kronach durch Sachsen-Coburgische und markgräflich Brandenburgisch-Beyreutische Truppen, bei welcher er gleichfalls als Constabler diente, geliefert. Sein Styl ist, wie die mitgetheilte kleine Probe schon beweist, voll kräftiger treuer Darstellung

und durchdrungen von fast geistreichem, martialischem Humor. — Es muß ein tüchtiger Bursche gewesen sein, dieser Conrad Rüger.

Neben der hellen und deutlichen Stimme der Geschichte, flüstern auch Sagen um unsere Burg. Wenn der Tag zu Ende ging und das wirkliche Leben erbleicht, erheben sie im Schein des Mondlichts ihre geheimnißvollen klugen Antlitze, welche von Nebelschleier umwallt und von Schönheit umflossen sind. Jedem, der sie hören will, flüstern sie ihre lieblichen und unvergeßlichen Geschichten in das Ohr. — Von der schönen Erbgräfin aus dem Henneberger Geschlecht, die aller Welt Herrlichkeit den Rücken wandte und nach Sonnenfeld in das Kloster zog, ihrer Schwester aber alle ihre unermeßlichen Schätze und auch den Liebling ihrer Seele, den schönen Grafen Albert von Hohenzollern übergab, weil sie entdeckt hatte, daß dieser heimlich die Schwester liebte, nicht sie. — Dann von den zwölf gefangenen Bambergischen Edelknaben, welche zum Tode verurtheilt waren von dem wilden Grafen Herrmann von Henneberg und um deren Leben die mildherzige Gräfin fußfällig flehte; von dem boshaften Mönch, der noch Schuld an dem Tod der Jünglinge wurde, und Aehnliches mehr, denn was ist geschwätziger als die Sage? — Wir aber schließen, um nicht in gleichen Ruf zu gerathen, hiermit unseren Bericht von der Veste Coburg.

Gustav von Heeringen.

Die Ehrenburg,

Residenzschloss zu Coburg.

Das jetzige herzogliche Residenzschloß innerhalb der Stadt Coburg, heißt die Ehrenburg, ein Name, welchen es von Kaiser Carl V., der nach der Schlacht von Mühlberg am ersten Juli (1547) hier eintraf, erhalten haben soll. Der eigentliche Ursprung dieses Schlosses läßt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückführen. Auf dem Platze den es einnimmt, stand nemlich früher ein Barfüßerkloster mit einer Kirche, dessen Bau im Jahr 1250 begonnen und später der heiligen Mutter Gottes geweiht wurde. Luthers Lehre, der Bauernkrieg, die Reformation, machten diesem Kloster, wie so vielen andern, ein Ende; seine Mönche wurden nach dem nahen Benedictinerkloster Mönchreden verwiesen, und ohne Besitzer, wie es nun war, nahm es Herzog Johann Ernst an sich und verwandelte es durch Erweiterung und Ausbauung in einen fürstlichen Ansitz. Bereits im Jahr 1549 war dieses Schloß, und zwar, wie Höne in seiner Chronik sagt: zu seiner herrlichen Vollkommenheit gediehen. Baumeister aus Nürnberg und Bayreuth hatten ihre Kunst bei seiner Aufführung erschöpft. Allein Herzog Johann Casimir fand dasselbe dennoch unzureichend für die Bedürfniß seines Hofhaltes. Er ließ deshalb im Jahr 1626 durch den italienischen Baumeister Bonallino die ganze nördliche Seite an dem vordersten Hofe, wo früher ein Altan stand, neu aufführen. Auch der anstoßende Bau mit der sogenannten Herrenstube und die in einem Brande zerstörte Schloßkapelle wurden bei dieser Gelegenheit aufgerichtet. Im Jahr 1690 hatte jedoch die Ehrenburg das Unglück, durch einen Brand größtentheils in Asche gelegt zu werden. Herzog Albrecht erbaute sie wieder und schon im Jahr 1693 war dieser Bau vollendet. Ueber die damalige Einrichtung des Schlosses gibt die Hönische Chronik eine weitläuftige Schilderung, die wir hier nicht näher erörtern können. Seine Erneuerung jedoch, seine geschmackvolle, dem fortgeschrittenen Zeitgeschmack angemessene Umgestaltung, welche unter dem jetzigen Landesherrn im Jahre 1816 begonnen wurde und an welcher noch bis zum heutigen Tage der letzte Stein nicht gelegt ist, finde hier Erläuterung.

Das Ganze des ziemlich weitläuftigen Residenzschlosses, dessen Lage leider durchaus ohne Erhöhung, ja vielleicht noch etwas tiefer ist, als das Niveau der Stadt, besteht aus sehr verschiedenartigen Theilen und schließt zwei Höfe in sich. Die südliche Fronte ist diejenige, welche ihre alte Gestalt fast unverändert erhalten hat, sie ist mit einem Thor geschmückt, über welchem die Inschrift zu lesen ist:

Fried' ernährt, Unfried' verzehrt. Die westliche Flanke dieses Baues wird durch einen runden Thurm gedeckt, an die östliche schließt sich der sogenannte Silberbau ein, ein modernerer Flügel im Geschmack eines ansehnlichen Privathauses, ohne irgend eine architectonische Verzierung. Dieser Silberbau enthält Gastzimmer für fürstliche Besuche und einen Speisesaal, welcher der Marmorsaal genannt wird. Eine ganz andere Ansicht aber gewinnt das Schloß, wenn wir den ersten Hof durchschreiten und in die unteren Hallen seines neueren Hauptflügels eintreten, an welchen sich zwei Seitenflügel anschließen, die einen, gegen Norden zu, offenen Hof bilden. Hier ist alles fürstlich grandios, und in einem Styl gehalten, der die angenehmsten und stattlichsten Formen bietet. Es ist nemlich der gothische Styl vermählt mit dem italienischen Geschmack des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ein französischer Baumeister Regnier aus Paris gab dem Herzog die erste Idee zu dieser Art von architectonischer Verzierung und entwarf dazu die Risse. Die schon vorhandenen alten massiven Gebäude konnten ohne wesentliche Veränderung in ihrer Urform zu leiden, bei Ausführung dieser Pläne beibehalten werden, ein Umstand, der den Landesherrn, in angeborener Liebe für sein fürstliches Vaterhaus, wohl mit bewogen haben mag, dasselbe nicht gänzlich umzugestalten. Ein schöner durchbrochener Thurm erhebt sich über dem Hauptflügel, prächtige Pavillone, mit kunstreich in Stein gearbeiteten Altanen und Wappen, schließen die Seitenflügel. Gréneaux, in Gestalt französischer Lilien laufen auf dem obersten Sockel des Pallastes in seinem ganzen Umfange hin und verbergen zum Theil dessen Schieferdächer. Der Anblick dieser Residenz, von welcher unzählige Abbildungen existiren, ist in der That äußerst stattlich und gefällig und die reiche Bauart entschädigt das Auge vollkommen für den Mangel sehr weiter, oder grandioser Dimensionen. Im östlichen Pavillon residirt die herzogliche Familie und wir beginnen hier unsere Wanderung durch die heitern, lieblichen, mit allem Zauber einer geschmackvollen Pracht, ausgestatteten Räume, die sich uns öffnen. Die Treppe, welche in den ersten Stock emporführt, ist nicht breit aber leicht und elegant, zwischen Wänden von nachgeahmtem Marmor mit Spiegeln, aufwärts steigend; wir betreten zuerst die Vorzimmer und endlich die Audienz- und Wohnzimmer der regierenden Frau Herzogin, in denen Alles von Pracht und Lieblichkeit duftet. Zwischen seidenen Tapeten, Marmorsäulen mit vergoldeten Capitälern lauschen Gemälde, Vasen, Büsten. — Erinnerungen an die große nordische Kaiserstadt,*) wo die Fürstin vor ihrer Vermählung lebte, begegnen hier dem Auge, sinnig und gemüthvoll aufgestellt. — Musikalische Instrumente, Bücher, Kupferstiche sind außerdem noch der Schmuck dieser herrlichen Gemächer, deren Gemüthlichkeit und Adel Jeden ansprechen muß. Ein Stockwerk höher sind die Zimmer des regierenden Herrn Herzogs. — Sie stehen in Pracht den so eben erwähnten nicht nach; einer be-

*) Petersburg.

sondern Anführung aber verdient das Vorzimmer unmittelbar vor dem Wohngemach des Herzogs, oder das gewöhnliche Audienzzimmer, worin sich zwei Kunstwerke von nicht gewöhnlichem Werthe befinden. Das Eine ist die kolossale Büste eines jugendlichen Bachus, aus dem feinsten cararischen Marmor, in Rom gearbeitet, das andere eine echte Pariser Gobelin-Tapete von bedeutender Größe, ein tropisches Naturbild darstellend. Wer echte Gobelins (nicht ihre Nachahmung, die Tapeten von Hautelisse, die man so oft in alten Residenzschlössern findet) gesehen hat, wird sogleich den Werth dieses prachtvollen Stückes erkennen, welches an Naturtreue wie an Lebhaftigkeit der Farben, z. B. an den Federn der Vögel, den Bekleidungen der Menschen u. s. w. gleich bewundernswerth ist.

An die Zimmer des Herzogs schließt sich der Festsaal mit dem Thronstuhl, der nur bei außerordentlichen Gelegenheiten (Eröffnung von Landtagen oder Empfang von Gesandten und dergl.) gebraucht wird. Dieser Saal ist ganz mit Lyoner Sammet bekleidet, der reich mit Gold durchwirkt ist; seine ebenfalls mit Gold verzierte Stuccodecke, die in Marmor aufgeführte Pilasterstellung und der meisterhaft gelegte Parketboden machen ihn in der That zu einem der glänzendsten Räume. Außer den beiden genannten Sälen gibt es deren noch vier größere im Schloß: der Malersaal, der Concertsaal, der mittlere Thurmsaal und der Riesensaal. Der Letztere hat seinen Namen von den Riesenpaaren oder Caryathiden, deren so viele seine Decke tragen, als Fenster im Saale sind und er ist der größte von allen, indem er die ganze Breite und Länge der unter ihm befindlichen Hofkirche einnimmt. Stuckaturarbeiten, Wappen und heraldische Embleme schmücken den Saal, der sich, mit seinen Nebenhallen, bei festlichen Gelegenheiten in vollem Kerzenglanz in der That äußerst fürstlich und großartig ausnimmt. Die Gallerie der Gemälde befindet sich ein Stockwerk tiefer als der genannte Saal und läuft durch den mittleren Thurmsaal. Sie enthält, außer den fürstlichen Familienbildern, viele werthvolle Gemälde aus der deutschen und niederländischen Schule und ist neuerdings durch Erzeugnisse jetzt lebender französischer und brabanter Maler, theils durch den Herzog im Jahr 1836 in Paris, theils durch den Herrn Erbprinzen und seinen Bruder, in Brüssel selbst, angekauft, bedeutend vermehrt worden. Auch Producte einheimischer Maler, welche auf Kosten des Landesherrn, der die Kunst liebt und unterstützt, auf ausländischen Akademien studiren, findet man als werthvolle Zugaben in der Gemäldegallerie. Die Kirche, deren Verzierungen sich aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts herschreiben, ist geräumig und ganz im Geschmack von Hofkirchen jener Zeit, voller Schnörkelwerk und mißglückten Malereien; indessen wird sie als ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit hochgeschätzt und man weiß es dem Landesherrn Dank, daß er die beim neuen Schloßbau in Vorschlag gebrachte Einlegung der Kirche nicht genehmigte.

Gustav von Heeringen.

Folgen wir jetzt unserm Führer auf die sogenannte Bärenbastei, welche ihren Namen von dem Aufenthalte der Bären zu Herzog Casimirs Zeiten empfing. Sie liegt außerhalb des gewölbten Thores, auf der Südseite der Veste und gewährt den Blick auf die, im Thal ausgebreitete Stadt mit ihren Zinnen und Thürmen. Darüber hinaus folgt das Auge den Windungen des lieblichen Itzgrundes, der sich dem Main entgegenbreitet. Die weißen Wände des Schlosses Hohenstein, ein der Familie von Imhoff zugehöriges Majorat, leuchten von den jenseitigen Höhen, aus Südwesten herüber. Ganz südlich zeigen sich, über den Forst ragend, die Thurmspitzen der ehemaligen prachtvollen Benedictinerabtei Banz, welche gegenwärtig Eigenthum und Sommerresidenz eines bairischen Prinzen ist. — Weiter rechts im Mainthal erhebt sich die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Berge, welche jenes Thal bilden, und unter denen der Staffelberg durch seine seltsame Gestalt besonders hervortritt, schließen die Aussicht von unserer Bärenbastei. Dieselbe ist mit sieben Kanonen besetzt unter denen als die wichtigste die sogenannte Papstkanone angeführt werden kann. Sie stammt aus dem schmalkaldischen Kriege und wurde 1546 zu Freiburg gegossen, das auf ihr befindliche Bild stellt den Papst dar, als Satan mit der Bischofsmütze, in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern die Schlüssel Petri tragend. Die Ueber- und Umschriften dieses Bildes sind seinem Sinn und der Religionserbitterung jener Zeit entsprechend, die leider — nicht zur Ehre der Jetztwelt — abermals erwacht ist und Stimmen hören läßt, über welche der Genius der Zeit weinen sollte. Vier französische, im Jahr 1814 aus der Rheinschanze bei Mannheim erbeutete Kanonen sind der bessere Schmuck dieser Bastei. Sie heißen le farouche, le sauvage, le sanspareil und la usistance, Namen, welche an ganz andere und herrliche Dinge erinnern, als an den dumpfen, ewigen Haß der Kirchen, dessen Merkmale von Neuem auf der Oberfläche unserer Zeit erscheinen, wie die giftgeschwollenen Blasen der Tiefe, auf einem stehenden Wasser.

Die benachbarte neue Bastei ist mit vier Stück Geschützen besetzt, unter denen sich eine ähnliche, wie die Papstkanone findet, die Flacianer- oder Lutherkanone genannt, wie jene in Freiburg, doch etwas später, (1570) unter Churfürst August von Sachsen gegossen. Eine allegorische Figur, der Ehrgeiz, trompetend und mit der einen Hand die Bischofsmütze in die Höhe haltend, geht einem flacianischen Theologen voran, welchem der, darauf folgende Satan als Wirbelgeist mit einem Blasebalg in die Ohren bläßt. Die Ueberschrift des Bildes lautet:

Die Flacianer und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten.

(In dieser Behauptung dürfte der naive Gießer Recht haben.)

An der Stelle der Delphine, wie sie gewöhnlich gefunden werden, sind auf diesen Kanonen auch zwei Figuren streitend dargestellt, mit den Händen gegenseitig in den Haaren. Die Eine ist bekleidet

mit einem geistlichen Chorrock, die Andere mit einer Art von Bischofsgewand; man hält sie gewöhnlich für Doctor Luther und den Papst und sie sind es auch; es sind die beiden Kirchen, die sich in den Haaren lagen, liegen und liegen werden. Bei dem kurzen, dicken und struppigen Kopf hat der Katholicismus seinen Gegner gepackt, der die trotzigen Fäuste in seine zürnenden, fliegenden Locken gräbt. So halten sie sich seit drei Jahrhunderten und werden es noch lange.

Nächst den drei genannten Basteien hat die Veste deren noch zwei, minder merkwürdige, die Stern- und Schindelbastei. Der erste Wall unterhalb dieser Basteien, der in weiterem Kreise die ganze umgibt, ist in neuester Zeit fast bis zur Hälfte seiner früheren Höhe aplanirt, auf seinem Plateau mit Gartenanlagen versehen, und bietet in diesem Augenblick das Bild einer der schönsten und erhabensten Terrassen. Man kann auf dieser Terrasse sehr bequem und angenehm die ganze Burg umwandern und die reizende Aussicht, welche die Höhe ihrer Lage gewährt, nach allen Seiten genießen.

Außer dem hier Angeführten verdient noch ein Brunnen Erwähnung, der, mit einem besonderen Haus bedeckt, in der Mitte des ersten Hofes befindlich ist. Aus diesem Brunnen wird vermittelst eines großen Tretrades das Wasser heraufgewunden, und noch in neueren Zeiten war dazu ein eigener Brunnentreter angestellt. Pulverthürme, Mühlen, Vorraths- und Munitionshäuser fehlen ebenfalls nicht im Bereich der Veste, die außer den Mauern, Pallisaden, Gräben und Schlagbäumen durch vier Thore und die, im Anfang dieser Beschreibung erwähnte Zugbrücke geschützt ist.

Haben wir uns solchergestalt von der innern und äußern Beschaffenheit der Veste Coburg unterrichtet, so ziemt es sich auch wohl, daß wir einen flüchtigen Rückblick auf ihre früheren Schicksale, auf ihre Geschichte werfen. Wer ihr Erbauer war und woher sie ihren Namen erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; die Geschichtsforscher sind verschiedener Meinung darüber: Einige leiten den Namen Coburg von Kuh, (Kuhberg) ab, Andere von Coha, Chova, welches Wort Richter bedeute und folglich die Burg des Landesrichters, sein Sitz, Cohaburg genannt worden sei; wieder Andere sagen: das Wort Kopa, Kuppa, Gipfel eines Berges, sei der Ursprung des mehrgedachten Namens, die Meisten aber vereinen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I., ein gewisser Graf Cobbo unsere Veste erbaut und dieselbe nach seinem Namen benannt habe. Bereits im Jahr 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden. Das Bergschloß, welches damit bezeichnet ward, diente Jahrhunderte hindurch den im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg zur Residenz; durch die Heirath einer Gräfin von Henneberg mit einem Landgrafen von Thüringen kam es im vierzehnten Jahrhundert an Sachsen und war von nun an Residenz sächsischer Landesherren, bis Herzog Johann Ernst die Ehrenburg in der Stadt erbaute und dieselbe mit seinem Hoflager bezog. Nach den Zeiten des Herzogs Johann Casimir war die Veste nur noch der Aufenthaltsort von Commandanten, deren Andenken

mehrere von den in der Kirche aufgehängten Fahnen bewahren. Während des Reichstages zu Augsburg gewährte sie, wie schon erwähnt, dem Reformator Luther sechs Monate lang einen sichern Aufenthalt. Der dreißigjährige Krieg ließ auch dieses alte, feste Schloß nicht ohne Thätigkeit. Namentlich hielt es im Jahr 1632, von den Schweden besetzt, eine harte Belagerung unter Wallensteins Commando selbst aus, der unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, und wenige Jahre später eine ähnliche gegen den kaiserlichen General Lamboy, dem es sich aber nach vier Monaten, in Folge einer Capitulation, übergab. Die neuere Kriegskunst wollte die alte, hohe, schicksalskundige Burg nicht mehr als ein hinreichendes Bollwerk anerkennen und ihre Besetzung diente seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mehr zur Bewachung der hier befindlichen Sammlungen, Vorräthe und Anstalten, als zur Vertheidigung des Platzes nach außen.

Auf dem Archiv der Veste befinden sich handschriftliche Nachrichten von den, während ihrer Belagerung durch die Kaiserlichen erlittenen Drangsalen, aufgezeichnet von einem Constabler Namens Conrad Rüger, der ein offener Kopf gewesen sein muß und dessen natürliche Schilderung das Gepräge der Wahrheit trägt. Seinen Bericht im Auszug möge hier der geneigte Leser nicht ungern finden.

„Anno 1632, läßt der ehrenwerthe Constabler sich vernehmen, drei Monate nach der Belagerung von Kronach, den 22. September kam der Obrist Taubadel mit 9 Compagnieen Dragoner, jede 50 Mann, zu Scheuerfeld an,*) von Ihro Königl. Majestät zu Schweden anhero commandiret, die Festung Coburg nebst 200 inhabenden Landvölkern und Officieren, worunter Herr Hauptmann von Birkig, zu defendiren. Montags den 25. September nahm er sein Quartier in der Stadt und Mittags brachen Ihro Hochfürstl. Durchlaucht sammt dem ganzen Hofstaat nach Römhild und Tenneberg auf. Eben an demselben Tage commandirte Herr Obrist Taubadel eine Parthie im Itzgrund, den anmarschirenden Feind zu recognosciren. Gemeldete Parthei traf zwei Meilen von Coburg, bei Schottenstein, auf eine Kaiserliche, ging auf sie los, scharmuzirten mit einander und zogen die Kaiserlichen den Kürzeren; die Schweden victorisirten und brachten acht Gefangene mit nach Coburg, welche berichteten: die ganze kaiserliche und baierische Armee sei in vollem Anmarsch. Die Coburger wollten ihnen nicht glauben, bis ihnen der Glaube in die Hände kam. Donnerstags den 28. September, früh 2 Uhr, kam das Geschrei, daß sich der Feind in vollem Marsch der Stadt nähere, worauf mit 2 Stücken auf der neuen Bastion Salve gegeben wurde, welches die schwedische Losung war. Davon wurde Jedermann munter und parat, zum Gewehr zu greifen. Die Dragoner, Bürger, Studenten, auch Handwerksbursche, wurden nach eines Jeden Belieben im Zeughaus mit Gewehr wohl versehen und

*) Ein Dorf in der Nähe der Stadt Coburg.

ausgerüstet. Als es um 6 oder 7 Uhr war, erhob sich ein Scharmützel bei dem Glockenhaus und hohen Gericht gegen den Feind, mit Dragonern, Bürgern, Studenten und Handwerksburschen. — Weil ihnen aber der Feind zu mächtig auf den Hals kam, wären sie fast Alle umringt und niedergemacht worden, wenn nicht auf der Vestung, von der neuen- und Sternbastei auf die feindlichen Truppen wäre Feuer gegeben worden, wodurch sie sich salviret und ihnen der Paß in die Vorstadt Stelzenbach geöffnet wurde, doch wurden 3 Coburger erschossen. Desgleichen chargirten die Dragoner u. s. w. vor dem heil. Kreuz- und Ketschenthor, bis um 1 Uhr Nachmittags, wo ein Waffenstillstand angedeutet wurde. Nach erhaltenem Stillstand um 2 Uhr zog der Obrist Becker in die Stadt, desgleichen der Baier Fürst, welcher sein Quartier auf dem Steinweg in dem Bachstedtischen Hause nahm; der Herzog von Friedland aber nahm sein Quartier zu Ketschendorf,*) in des Herrn Landrentmeister Joh. Lattermanns Haus. Weil sie nun eine große Menge Volks bei sich hatten, so schlugen sie auf der Wiese bei dem Armenhause Zelter auf, die sie aus der Ehrenburg genommen hatten und lagerten sich da, Zelter von verschiedenen Farben und Zierrathen, auch einige von Seide darunter, was gar anmuthig und bunt von Ferne aussah, wie denn bekanntlich der Friedländer immer einen großen Hofstaat von Leibwachen, Junkern und Edelknaben mit sich führt. Von der Vestung aber ward immerfort scharmuzirt und ließen es die Dragoner nicht an sich fehlen, sondern hielten sich tapfer gegen den Feind. Es kam auch ein feindlicher Trupp von 50 Pferden bei der Schleifmühle an, den Einer auf einem weißen Pferde anführte und mit einem Hut voll weißer Federn. Auf diesen, der seinem raschen Reiten und Bewegungen nach ein feuriger junger Herr sein mußte, richtete ich mein Geschütz von der Bärenbastei aus und gab mit einer ¼ Karthaune Feuer und traf den mit dem weißen Pferde und den weißen Federn so, daß Mann und Roß zu Boden fielen und das Aufstehen vergaßen. Worauf sich der Trupp stracks hinter die neue Ziegelhütte retirirte, wo wieder Feuer auf sie gegeben wurde und zwar mit solchem Effect, daß viele Reiter und Pferde fielen und nicht wieder aufstanden. Ich bediente meine Karthaunen mit allem Fleiß."

Nach mannichfachen gegenseitigen Neckereien zwischen Belagerten und Belagerern, die oft sehr blutig ausfielen und der ehrliche Constabler des Breiteren berichtet, fährt er fort:

„Den 30. September ritt der Herzog von Friedland mit zwei Laquaien bei sich laufend, aus der Stadt, die Festung zu recognosciren, auf welchen, als er von den Dragonern erkannt wurde, alsbald eine Feldschlange von mir gerichtet und Feuer gegeben wurde und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß diese um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferd, welches davon stutzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben

*) Ein sehr nahgelegenes Dorf an der bairischen Straße.

und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, saftige Drohworte ausgestoßen, nemlich selbige Bestie, die ihm dies gethan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekäme. Das war aber das beste, daß er sie nicht hatte. (Diese Meinung theilen wir mit dir, ehrlicher Rüger!)

Um 2 Uhr Nachmittags schickte der Herzog von Friedland einen Trompeter an die Festungscommandanten, worauf eine kleine Zeit Stillstand*) gehalten wurde. Zu diesem Trompeter stieg der Herr Obrist mittelst einer Leiter auf den Wall, sein Begehren anzuhören, welcher berichtete, daß er auf Befehl seines Herrn, des Herzogs von Friedland geschickt worden, dem Herrn Obristen anzudeuten, er solle seinem Herrn die Vestung liefern, wo nicht, so wolle er ihn verfolgen mit Feuer und Schwert. Worauf der Herr Obrist Taubadel dem Trompeter die Antwort gab, er solle dem Herzog von Friedland, seinem Herrn, vermelden, was er nicht lassen könne, das sollt' er nur thun; er hätte für den Herzog von Friedland nichts als Kraut und Loth und die Spitze vom Degen, wenn er die haben wollte, so sollte er nur kommen. Mit diesem Bescheide mußte sich der Trompeter begnügen lassen, welcher sich wieder zu seinem Herrn begab und ihm dies berichtete. Der Herr Obrist aber stieg wieder vom Wall in die Vestung, worauf es wieder stracks an ein Attaquiren ging. In selbiger Nacht um 12 Uhr kamen sie an die Futtermauer, gegen der neuen Bastei über, in der Meinung solche zu ruiniren, wurden aber von einem Constabler — es ist ja keine Schande zu sagen, daß ich, Conrad Rüger, dieser Constabler war — mit zwanzig Handgranaten also bewillkommnet, daß es ihnen nicht gefallen, mußten Reißaus geben und begehrten Keiner mehr Mauern zu visitiren. Sonntags darauf schickte der Herzog von Friedland den Herrn Landrentmeister Joh. Lattermann, wie auch den damaligen Herrn Landcapitain Marschall, welcher ein aufrichtiger redlicher Mann, auch guter Soldat war, item Herrn Magister Philipp Seidenbecher, Diakonus in Coburg, wie auch den Herrn Stadtsyndicus Abten nebst seinem Schreiber Caspar Martin. Als diese der Vestung nahe kamen, wurde ein Stillstand gemacht und der Herr Obrist in Begleitung mehrerer Officiere stieg wieder auf den Wall, fragend, was ihr Begehr wäre? Dem sie zur Antwort gaben: Der Herzog von Friedland schicke sie und lasse ihm ernstlich sagen, er solle ihm die Vestung einräumen, wo nicht, so wolle er das Kind im Mutterleibe nicht verschonen und die Stadt ganz und gar in Asche legen. Denen aber der Herr Obrist zur Antwort gab: Daß nicht die Vestung zu übergeben, sondern zu defendiren und sich, weil ein redlicher Blutstropfe in seinem Leibe wäre, zu wehren, ja bis auf den letzten Mann zu stehen, seine ihm ertheilte Ordre wäre und dies sollten sie dem Herzoge nur kühnlich sagen. Sie aber wollten nicht wieder zu dem Friedländer zurück, sondern begehrten in die Vestung. Der Herr Obrist aber trug Bedenken, sie in dieselbe einzulassen und sagte: sie

*) Waffenstillstand.

sollten sich wieder fortmachen und hingehen, wo sie hergekommen wären. Alsbald fing das Scharmuziren wieder an, und kamen etliche Musketier ganz nah hinauf an sie, gaben eine Salve, daß eine Kugel dem Herrn Magister durch seinen Priesterrock ging, welcher aus Schrecken bewegt auf seine Knie fiel und um das Blut Christi willen bat, man solle sie doch in die Vestung lassen, da endlich der Herr Obrist auf vielfältiges Bitten sie einnahm. Sie wollten aber doch deswegen nicht wieder zurück, weil sich der Feind hatte verlauten lassen, wenn sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen würden, so wolle er sie niederhauen lassen. Wie sie in der Vestung waren, mußten der Herr Rentmeister sammt dem Herrn Magister grausam herhalten und von den Officieren viele unnütze Worte hören und einfressen wegen des vorhandenen Mangels an Bier, Wasser, Brod und anderen Victualien, da sie in der Belagerung nur aus dem einzigen großen Brunnen, in welchen ein großer Schafhund gefallen war, trinken mußten, bis die Belagerung ein Ende hatte, mußten also ihre Kräfte in der Belagerung von einem todten Schafhund schöpfen, denn kein Bier war mehr da, so waren auch kaum 12 Eimer vorhanden, welche für den Herrn Obristen und sonst bedürftige Personen und Patienten behalten wurden." Daß der Krieg auch hier mit wenig Menschlichkeit geführt ward, geht daraus hervor: Rüger erzählt bei Gelegenheit eines siegreichen Ausfalls, den die Dragoner machten: „Auch brachten sie zwei Gefangene mit, von denen Einer, wie sie auf den Wall kamen, ausriß, der andere aber, welcher auch Willens war auszureißen, wurde ohne Leiter in den Graben geschickt, jedoch ohne großen Schaden, nur daß er zwei Rippen im Leibe zerbrach."

Beim endlichen Abmarsch der Feinde (die Baiern machten den Anfang, die Kaiserlichen folgten zwei Tage später, mit Wegschleppung vieler namhaft gemachten Personen aus der Stadt) heißt es weiter: „Hierauf commandirte der Herr Obrist bald vier Trupp Reiter, dem Feind nachzuhauen und der Stadt Beschaffenheit zu erkundigen. Sie zogen nun zur Stadt ein, in welcher sie viel der Feinde antrafen und schossen Alles nieder. Unter andern bekamen sie des Herzogs von Friedland Beichtvater gefangen, welchen der sogenannte Blondkopf, ein junger, feiner Cornett bei den Dragonern, von Geburt ein Schwede, der wegen seiner hellen Locken der Blondkopf geheißen ward, in des Herrn Tobias Garten vor dem Bürglasthor, ohne Gnade niederschoß. Sie brachten auch drei Croaten gefangen auf die Veste, welche der Herr Obrist stracks vor der neuen Brücke todtschießen ließ. Hiermit war die Belagerung aufgehoben."

Conrad Rüger, der Constabler, dessen Bericht das Erzählte entlehnt war, hat einen ähnlichen von der Lemberg'schen Belagerung unserer Veste und dann einen wahrhaft vortrefflichen von der Belagerung der Stadt und Veste Kronach durch Sachsen-Coburgische und markgräflich Brandenburgisch-Beyreutische Truppen, bei welcher er gleichfalls als Constabler diente, geliefert. Sein Styl ist, wie die mitgetheilte kleine Probe schon beweist, voll kräftiger treuer Darstellung

und durchdrungen von fast geistreichem, martialischem Humor. — Es muß ein tüchtiger Bursche gewesen sein, dieser Conrad Rüger.

Neben der hellen und deutlichen Stimme der Geschichte, flüstern auch Sagen um unsere Burg. Wenn der Tag zu Ende ging und das wirkliche Leben erbleicht, erheben sie im Schein des Mondlichts ihre geheimnißvollen klugen Antlitze, welche von Nebelschleier umwallt und von Schönheit umflossen sind. Jedem, der sie hören will, flüstern sie ihre lieblichen und unvergeßlichen Geschichten in das Ohr. — Von der schönen Erbgräfin aus dem Henneberger Geschlecht, die aller Welt Herrlichkeit den Rücken wandte und nach Sonnenfeld in das Kloster zog, ihrer Schwester aber alle ihre unermeßlichen Schätze und auch den Liebling ihrer Seele, den schönen Grafen Albert von Hohenzollern übergab, weil sie entdeckt hatte, daß dieser heimlich die Schwester liebte, nicht sie. — Dann von den zwölf gefangenen Bambergischen Edelknaben, welche zum Tode verurtheilt waren von dem wilden Grafen Herrmann von Henneberg und um deren Leben die mildherzige Gräfin fußfällig flehte; von dem boshaften Mönch, der noch Schuld an dem Tod der Jünglinge wurde, und Aehnliches mehr, denn was ist geschwätziger als die Sage? — Wir aber schließen, um nicht in gleichen Ruf zu gerathen, hiermit unseren Bericht von der Veste Coburg.

Gustav von Heeringen.

Die Ehrenburg,

Residenzschloss zu Coburg.

Das jetzige herzogliche Residenzschloß innerhalb der Stadt Coburg, heißt die Ehrenburg, ein Name, welchen es von Kaiser Carl V., der nach der Schlacht von Mühlberg am ersten Juli (1547) hier eintraf, erhalten haben soll. Der eigentliche Ursprung dieses Schlosses läßt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückführen. Auf dem Platze den es einnimmt, stand nemlich früher ein Barfüßerkloster mit einer Kirche, dessen Bau im Jahr 1250 begonnen und später der heiligen Mutter Gottes geweiht wurde. Luthers Lehre, der Bauernkrieg, die Reformation, machten diesem Kloster, wie so vielen andern, ein Ende; seine Mönche wurden nach dem nahen Benedictinerkloster Mönchreden verwiesen, und ohne Besitzer, wie es nun war, nahm es Herzog Johann Ernst an sich und verwandelte es durch Erweiterung und Ausbauung in einen fürstlichen Ansitz. Bereits im Jahr 1549 war dieses Schloß, und zwar, wie Höne in seiner Chronik sagt: zu seiner herrlichen Vollkommenheit gediehen. Baumeister aus Nürnberg und Bayreuth hatten ihre Kunst bei seiner Aufführung erschöpft. Allein Herzog Johann Casimir fand dasselbe dennoch unzureichend für die Bedürfniß seines Hofhaltes. Er ließ deshalb im Jahr 1626 durch den italienischen Baumeister Bonallino die ganze nördliche Seite an dem vordersten Hofe, wo früher ein Altan stand, neu aufführen. Auch der anstoßende Bau mit der sogenannten Herrenstube und die in einem Brande zerstörte Schloßkapelle wurden bei dieser Gelegenheit aufgerichtet. Im Jahr 1690 hatte jedoch die Ehrenburg das Unglück, durch einen Brand größtentheils in Asche gelegt zu werden. Herzog Albrecht erbaute sie wieder und schon im Jahr 1693 war dieser Bau vollendet. Ueber die damalige Einrichtung des Schlosses gibt die Hönische Chronik eine weitläuftige Schilderung, die wir hier nicht näher erörtern können. Seine Erneuerung jedoch, seine geschmackvolle, dem fortgeschrittenen Zeitgeschmack angemessene Umgestaltung, welche unter dem jetzigen Landesherrn im Jahre 1816 begonnen wurde und an welcher noch bis zum heutigen Tage der letzte Stein nicht gelegt ist, finde hier Erläuterung.

Das Ganze des ziemlich weitläuftigen Residenzschlosses, dessen Lage leider durchaus ohne Erhöhung, ja vielleicht noch etwas tiefer ist, als das Niveau der Stadt, besteht aus sehr verschiedenartigen Theilen und schließt zwei Höfe in sich. Die südliche Fronte ist diejenige, welche ihre alte Gestalt fast unverändert erhalten hat, sie ist mit einem Thor geschmückt, über welchem die Inschrift zu lesen ist:

Fried' ernährt, Unfried' verzehrt. Die westliche Flanke dieses Baues wird durch einen runden Thurm gedeckt, an die östliche schließt sich der sogenannte Silberbau ein, ein modernerer Flügel im Geschmack eines ansehnlichen Privathauses, ohne irgend eine architectonische Verzierung. Dieser Silberbau enthält Gastzimmer für fürstliche Besuche und einen Speisesaal, welcher der Marmorsaal genannt wird. Eine ganz andere Ansicht aber gewinnt das Schloß, wenn wir den ersten Hof durchschreiten und in die unteren Hallen seines neueren Hauptflügels eintreten, an welchen sich zwei Seitenflügel anschließen, die einen, gegen Norden zu, offenen Hof bilden. Hier ist alles fürstlich grandios, und in einem Styl gehalten, der die angenehmsten und stattlichsten Formen bietet. Es ist nemlich der gothische Styl vermählt mit dem italienischen Geschmack des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ein französischer Baumeister Regnier aus Paris gab dem Herzog die erste Idee zu dieser Art von architectonischer Verzierung und entwarf dazu die Risse. Die schon vorhandenen alten massiven Gebäude konnten ohne wesentliche Veränderung in ihrer Urform zu leiden, bei Ausführung dieser Pläne beibehalten werden, ein Umstand, der den Landesherrn, in angeborener Liebe für sein fürstliches Vaterhaus, wohl mit bewogen haben mag, dasselbe nicht gänzlich umzugestalten. Ein schöner durchbrochener Thurm erhebt sich über dem Hauptflügel, prächtige Pavillone, mit kunstreich in Stein gearbeiteten Altanen und Wappen, schließen die Seitenflügel. Gréneaux, in Gestalt französischer Lilien laufen auf dem obersten Sockel des Pallastes in seinem ganzen Umfange hin und verbergen zum Theil dessen Schieferdächer. Der Anblick dieser Residenz, von welcher unzählige Abbildungen existiren, ist in der That äußerst stattlich und gefällig und die reiche Bauart entschädigt das Auge vollkommen für den Mangel sehr weiter, oder grandioser Dimensionen. Im östlichen Pavillon residirt die herzogliche Familie und wir beginnen hier unsere Wanderung durch die heitern, lieblichen, mit allem Zauber einer geschmackvollen Pracht, ausgestatteten Räume, die sich uns öffnen. Die Treppe, welche in den ersten Stock emporführt, ist nicht breit aber leicht und elegant, zwischen Wänden von nachgeahmtem Marmor mit Spiegeln, aufwärts steigend; wir betreten zuerst die Vorzimmer und endlich die Audienz- und Wohnzimmer der regierenden Frau Herzogin, in denen Alles von Pracht und Lieblichkeit duftet. Zwischen seidenen Tapeten, Marmorsäulen mit vergoldeten Capitälern lauschen Gemälde, Vasen, Büsten. — Erinnerungen an die große nordische Kaiserstadt,*) wo die Fürstin vor ihrer Vermählung lebte, begegnen hier dem Auge, sinnig und gemüthvoll aufgestellt. — Musikalische Instrumente, Bücher, Kupferstiche sind außerdem noch der Schmuck dieser herrlichen Gemächer, deren Gemüthlichkeit und Adel Jeden ansprechen muß. Ein Stockwerk höher sind die Zimmer des regierenden Herrn Herzogs. — Sie stehen in Pracht den so eben erwähnten nicht nach; einer be-

*) Petersburg.

sondern Anführung aber verdient das Vorzimmer unmittelbar vor dem Wohngemach des Herzogs, oder das gewöhnliche Audienzzimmer, worin sich zwei Kunstwerke von nicht gewöhnlichem Werthe befinden. Das Eine ist die kolossale Büste eines jugendlichen Bachus, aus dem feinsten cararischen Marmor, in Rom gearbeitet, das andere eine echte Pariser Gobelin-Tapete von bedeutender Größe, ein tropisches Naturbild darstellend. Wer echte Gobelins (nicht ihre Nachahmung, die Tapeten von Hautelisse, die man so oft in alten Residenzschlössern findet) gesehen hat, wird sogleich den Werth dieses prachtvollen Stückes erkennen, welches an Naturtreue wie an Lebhaftigkeit der Farben, z. B. an den Federn der Vögel, den Bekleidungen der Menschen u. s. w. gleich bewundernswerth ist.

An die Zimmer des Herzogs schließt sich der Festsaal mit dem Thronstuhl, der nur bei außerordentlichen Gelegenheiten (Eröffnung von Landtagen oder Empfang von Gesandten und dergl.) gebraucht wird. Dieser Saal ist ganz mit Lyoner Sammet bekleidet, der reich mit Gold durchwirkt ist; seine ebenfalls mit Gold verzierte Stuccodecke, die in Marmor aufgeführte Pilasterstellung und der meisterhaft gelegte Parketboden machen ihn in der That zu einem der glänzendsten Räume. Außer den beiden genannten Sälen gibt es deren noch vier größere im Schloß: der Malersaal, der Concertsaal, der mittlere Thurmsaal und der Riesensaal. Der Letztere hat seinen Namen von den Riesenpaaren oder Caryathiden, deren so viele seine Decke tragen, als Fenster im Saale sind und er ist der größte von allen, indem er die ganze Breite und Länge der unter ihm befindlichen Hofkirche einnimmt. Stuckaturarbeiten, Wappen und heraldische Embleme schmücken den Saal, der sich, mit seinen Nebenhallen, bei festlichen Gelegenheiten in vollem Kerzenglanz in der That äußerst fürstlich und großartig ausnimmt. Die Gallerie der Gemälde befindet sich ein Stockwerk tiefer als der genannte Saal und läuft durch den mittleren Thurmsaal. Sie enthält, außer den fürstlichen Familienbildern, viele werthvolle Gemälde aus der deutschen und niederländischen Schule und ist neuerdings durch Erzeugnisse jetzt lebender französischer und brabanter Maler, theils durch den Herzog im Jahr 1836 in Paris, theils durch den Herrn Erbprinzen und seinen Bruder, in Brüssel selbst, angekauft, bedeutend vermehrt worden. Auch Producte einheimischer Maler, welche auf Kosten des Landesherrn, der die Kunst liebt und unterstützt, auf ausländischen Akademien studiren, findet man als werthvolle Zugaben in der Gemäldegallerie. Die Kirche, deren Verzierungen sich aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts herschreiben, ist geräumig und ganz im Geschmack von Hofkirchen jener Zeit, voller Schnörkelwerk und mißglückten Malereien; indessen wird sie als ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit hochgeschätzt und man weiß es dem Landesherrn Dank, daß er die beim neuen Schloßbau in Vorschlag gebrachte Einlegung der Kirche nicht genehmigte.

Gustav von Heeringen.

Strausberg.

Es verscholl in den Hallen vorlängst der Waffen Klang,
Und des Fräuleins Saitenspiel, und des Sängers Lied;
Es versiegte des Pokals goldner Born; ach, des Muth's
Und der Freude Sitz altert unbeachtet hin! —

Fr. Leop: Grf. v. Stolberg.

Es war früher, goldener Morgen, als ich, von Rürleben aus, nach den Ruinen der Burg Strausberg wanderte. Zwischen hohen Bergen führte mich der thaubeperlte, blumige Waldpfad, an einem murmelnden Bächlein hin, bis zu dem Burgberge. Bald war auch dieser erstiegen und ich stand dicht unter den Mauern der Veste.

Es war Sonntag. Ein tiefes Schweigen herrschte rings um mich her. Die Burg lag in jener heiligen Stille da, welche einen so sanften und doch so mächtigen Eindruck auf das Herz ausübt. Für den unbefleckten Sinn liegt eine außerordentliche Lieblichkeit in dieser Ruhe. Diese allgemeine Stille vergönnt dem Ohre, die sanftesten Laute der Natur zu vernehmen, und das Summen der Biene oder der schwere Flügel der Hummel dringt zu ihm hin, gleich den Tönen eines allgemeinen Lobgesanges. Nur das Geläut der näher oder entfernter liegenden Dörfer tönte zu mir empor. In sanften Bebungen zitterte der Glockenschall durch die Gegend hin und harmonisch tönte es aus der Ferne zurück. Mein Blick weilte bewegt auf den Dörfern, deren Bewohner jetzt im Tempel ihres Wohlthäters dem Höchsten aller Wesen dankten. Mein Herz ging weit auf. Ich überließ mich ganz meinen Empfindungen und ging innerlich in die Kirche.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Die Lage der Burg Strausberg ist sehr romantisch. Zwei Stunden von Sondershausen und drei Stunden von Nordhausen, liegt sie einsam und abgeschieden und deshalb von Reisenden wenig besucht. Der Berg, der sie trägt, ist zwar hoch, aber fast ringsum von noch höhern, waldigen Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar. Aber eben diese Verborgenheit im Gebirge, diese romantische Lage, die so etwas süß Melancholisches hat, würde Reisende anlocken, wenn Strausberg bekannter wäre.

Noch steht die Burg, obgleich unbewohnt, ziemlich wohlerhalten da, aber sie eilt mit schnellen Schritten ihrem Einsturze entgegen, obwohl sie mit geringen Kosten vor gänzlichem Verfalle geschützt werden könnte, denn fast alle Gebäude sind noch mit Dächern versehen, und den meisten Gemächern mangeln nur die Fenster, durch die jetzt Wind und Wetter wild hineinstürmen und sich der Zerstörung freuen,

Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Rings um die Burg läuft auch noch ein tiefer, in Felsen gehauener Graben, über welchen sonst eine Zugbrücke führte, an deren Stelle in neueren Zeiten eine festliegende gekommen ist. Wenn man über die Brücke und durch das Thor, den einzigen Eingang, auf den Burghof gelangt ist, sieht man rechts einen hohen, recht wohl erhaltenen runden Thurm, auf dessen Spitze sich sogar noch eine Fahne dreht. Von den übrigen Gebäuden sind einige noch ziemlich wohl erhalten, andere schon ziemlich scharf vom Zahne der Alles zerstörenden Zeit benagt. Unter den vielen Gemächern des Schlosses sind die am Besten erhaltensten: ein großer Saal mit halb verwischten Malereien und eine kleine Capelle, in welcher noch jetzt der Prediger des Dorfes Immenroda alle vierzehn Tage mit den Bewohnern des nahe gelegenen Gutes Strausberg Gottesdienst hält. Sie wurde von den Grafen von Hohenstein gestiftet, war reich dotirt und hatte einen besondern Prediger, der mehrere Hufen Länderei besaß, Zinsfrüchte erhielt und auch die Nutznießung von dem noch vorhandenen Vorwerke beim Schlosse Kirchberg hatte. Der Erzbischof von Mainz und sein Archidiakonus, der Propst zu Jechaburg, welches Kloster in der Nähe lag, führten bis zur Reformation die Aufsicht darüber. Wahrscheinlich würde diese Capelle auch schon Ruine sein, wenn nicht die Gemahlin Graf Wilhelms von Schwarzburg, eine ungemein fromme Frau, ihren Gatten veranlaßt hätte, diese Capelle ganz neu einzurichten, einen Altar und einen Taufstein verfertigen und auch eine neue Kanzel bauen zu lassen. In einem Fenster sieht

Strausberg.

Es verscholl in den Hallen vorlängst der Waffen Klang,
Und des Fräuleins Saitenspiel, und des Sängers Lied;
Es versiegte des Pokals goldner Born; ach, des Muth's
Und der Freude Sitz altert unbeachtet hin! —

Fr. Leop: Grf. v. Stolberg.

Es war früher, goldener Morgen, als ich, von Rürleben aus, nach den Ruinen der Burg Strausberg wanderte. Zwischen hohen Bergen führte mich der thaubeperlte, blumige Waldpfad, an einem murmelnden Bächlein hin, bis zu dem Burgberge. Bald war auch dieser erstiegen und ich stand dicht unter den Mauern der Veste.

Es war Sonntag. Ein tiefes Schweigen herrschte rings um mich her. Die Burg lag in jener heiligen Stille da, welche einen so sanften und doch so mächtigen Eindruck auf das Herz ausübt. Für den unbefleckten Sinn liegt eine außerordentliche Lieblichkeit in dieser Ruhe. Diese allgemeine Stille vergönnt dem Ohre, die sanftesten Laute der Natur zu vernehmen, und das Summen der Biene oder der schwere Flügel der Hummel dringt zu ihm hin, gleich den Tönen eines allgemeinen Lobgesanges. Nur das Geläut der näher oder entfernter liegenden Dörfer tönte zu mir empor. In sanften Bebungen zitterte der Glockenschall durch die Gegend hin und harmonisch tönte es aus der Ferne zurück. Mein Blick weilte bewegt auf den Dörfern, deren Bewohner jetzt im Tempel ihres Wohlthäters dem Höchsten aller Wesen dankten. Mein Herz ging weit auf. Ich überließ mich ganz meinen Empfindungen und ging innerlich in die Kirche.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Die Lage der Burg Strausberg ist sehr romantisch. Zwei Stunden von Sondershausen und drei Stunden von Nordhausen, liegt sie einsam und abgeschieden und deshalb von Reisenden wenig besucht. Der Berg, der sie trägt, ist zwar hoch, aber fast ringsum von noch höhern, waldigen Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar. Aber eben diese Verborgenheit im Gebirge, diese romantische Lage, die so etwas süß Melancholisches hat, würde Reisende anlocken, wenn Strausberg bekannter wäre.

Noch steht die Burg, obgleich unbewohnt, ziemlich wohlerhalten da, aber sie eilt mit schnellen Schritten ihrem Einsturze entgegen, obwohl sie mit geringen Kosten vor gänzlichem Verfalle geschützt werden könnte, denn fast alle Gebäude sind noch mit Dächern versehen, und den meisten Gemächern mangeln nur die Fenster, durch die jetzt Wind und Wetter wild hineinstürmen und sich der Zerstörung freuen,

Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Rings um die Burg läuft auch noch ein tiefer, in Felsen gehauener Graben, über welchen sonst eine Zugbrücke führte, an deren Stelle in neueren Zeiten eine festliegende gekommen ist. Wenn man über die Brücke und durch das Thor, den einzigen Eingang, auf den Burghof gelangt ist, sieht man rechts einen hohen, recht wohl erhaltenen runden Thurm, auf dessen Spitze sich sogar noch eine Fahne dreht. Von den übrigen Gebäuden sind einige noch ziemlich wohl erhalten, andere schon ziemlich scharf vom Zahne der Alles zerstörenden Zeit benagt. Unter den vielen Gemächern des Schlosses sind die am Besten erhaltensten: ein großer Saal mit halb verwischten Malereien und eine kleine Capelle, in welcher noch jetzt der Prediger des Dorfes Immenroda alle vierzehn Tage mit den Bewohnern des nahe gelegenen Gutes Strausberg Gottesdienst hält. Sie wurde von den Grafen von Hohenstein gestiftet, war reich dotirt und hatte einen besondern Prediger, der mehrere Hufen Länderei besaß, Zinsfrüchte erhielt und auch die Nutznießung von dem noch vorhandenen Vorwerke beim Schlosse Kirchberg hatte. Der Erzbischof von Mainz und sein Archidiakonus, der Propst zu Jechaburg, welches Kloster in der Nähe lag, führten bis zur Reformation die Aufsicht darüber. Wahrscheinlich würde diese Capelle auch schon Ruine sein, wenn nicht die Gemahlin Graf Wilhelms von Schwarzburg, eine ungemein fromme Frau, ihren Gatten veranlaßt hätte, diese Capelle ganz neu einzurichten, einen Altar und einen Taufstein verfertigen und auch eine neue Kanzel bauen zu lassen. In einem Fenster sieht

man noch jetzt die gemalten Wappen Wilhelms und seiner Gemahlin Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schlicken nebst ihren Namen. Hinter dem Altare findet man auch noch folgende Verse, die aber bereits anfangen, unleserlich zu werden:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate saCraVIt
aLICorVM VIVVM stIrpIs eLyssa DeCVs.

Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba FIDe.

Der erste Vers enthält die damalige Jahreszahl der Welt, der zweite aber die Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung, 1590, in welchem Jahr Graf Wilhelm die Capelle wieder herstellen ließ.

Wenn man zu den obern Gemächern des Schlosses hinansteigt, so eröffnet sich eine überaus liebliche und reizende Aussicht. Das Harzgebirge, vom Brocken majestätisch überragt, die Stadt Nordhausen, mehrere Dörfer, frische Wiesen, üppige Fruchtfelder, schattige Baumparthieen, — eine reizende Landschaft erblickt man da vor sich, die, vorzüglich in der Morgenbeleuchtung, sehr schön und um so lachender erscheint, je dunkler der waldige Vordergrund und die buschigen Bergwände um die Burg her sind. Die lieblichste Aussicht bietet sich dar, wenn man eine Bank,

Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet,

an der zerfallenen Ringmauer, auf der nördlichen Seite der Burg, aufsucht, auf welcher es sich gewiß jeder Beschauer Strausbergs mit Vergnügen ein halbes Stündchen gefallen läßt. Die sonnigen Fluren in der Ferne, die duftenden Waldbäume rings umher, der azurblaue Himmel und die würzige Luft, die tiefe Sabbathstille rings umher, Alles ladet zu süßen Träumereien ein und theilt dem Geiste eine sanfte Heiterkeit mit. So wie die Blätter der Bäume alle schädlichen Dünste einsaugen und eine reinere Luft aushauchen sollen, so scheint es mir auch, als ob sie alle zornigen und unreinen Leidenschaften von uns einzögen und dagegen Frieden und Menschenliebe ausathmeten. Waldgegenden besitzen immer eine heitere, ruhige Majestät, welche in die Seele dringt, sie erweitert und erhebt, und sie mit edlen Regungen erfüllt. Wer da wünscht, seine Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit — sub tegmine fagi — zuzubringen, wer eine Zuflucht wünscht, wohin er sich vor der Welt und ihren Zerstreuungen zurückziehen könnte, um sein Leben in einem dolce far niente zu verträumen, der muß sie im Strausberg suchen, denn weit umher ist es einsam und still, nach allen Seiten hin blickt man nur auf grüne Bäume und es ist so ruhig und abgelegen, daß die kleinen Vögel ohne Scheu in die Fenster fliegen und neugierig in die alten Gemächer schauen.

O selig, wer, nach freier Herzenswahl,
In diese Burg sich heimlich siedeln konnte!
Wie dort Petrark im felsumragten Thal,
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.

Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au',
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen sumsen an des Baches Fällen.

Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frisch gemähter Weite;
Am Hügel klirrt gewetzter Sensen Klang
Und fern verhallt das dumpfe Dorfgeläute.

Wer lang bereut, daß er es einst versucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
Noch eine Welt sich träumen, frei vom Bösen
Die Liebe, die des Schicksals Härte schied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.

O dürft' ich hier, am häuslich stillen Ziel,
Ganz still, in Liebe, Hoffnung und Vertrauen,
Entfernt von all dem faden Weltgewühl,
Für immer doch mein Hüttchen bauen.

„Ein glückliches Leben", sagt Washington Irving, „bietet wenig Stoff zur Unterhaltung dar; nur arme Teufel oder Unglückliche sind die wahren Helden der Geschichte." Eben so verhält es sich mit Städten, Dörfern und Schlössern. Eine Burg, die oft belagert, erstürmt, niedergebrannt und wieder aufgebaut ist, deren ehemalige Bewohner gräßliche Thaten verübten und zur Strafe dafür um Mitternacht ruhelos durch die düstern Gänge und Hallen wandern müssen, eine solche Burg bietet reichlichen Stoff zur Unterhaltung dar; während eine andere, deren Besitzer friedlich und bieder lebten, für den Leser wenig Interessantes liefert. So ist es mit Strausberg. Seine Geschichte ist sehr einfach. — Kein Raubritter, wie man aus der versteckten Lage der Burg wohl vermuthen könnte, lauerte hier im Dickicht auf den sorglos vorüberziehenden Wanderer, kein blutdürstiger Knappentroß lagerte hier hinter dem Gebüsch, und schreckte den Reisenden, weshalb sie auch nie belagert, nie erstürmt wurde. Ruhig zog der Strom der Zeit über ihr hin und darum steht sie auch noch so wohl erhalten da.

Wie bei den meisten alten Burgen, so ist auch hier der Erbauer derselben unbekannt. Die frühesten Besitzer, welche genannt werden, sind die Grafen von Kirchberg, deren Schloß eine halbe Stunde von hier lag. Sie verpfändeten es im 13. Jahrhundert an eine Familie Kämmerer, die sehr reich gewesen sein muß, da sie eine große Menge Güter besaß, nach denen sich die verschiedenen Zweige der Familie nannten. So schrieben sich Einige: „Kämmerer von Mühlhausen", wieder Andere: „Kämmerer von Almenhausen", noch Andere: „Kämmerer von Strausberg" u. s. w. Diese Familie verkaufte Strausberg an die Grafen von Hohenstein, und zwar muß es gleich im Anfange des 14. Jahrhunderts gewesen sein, da sich Graf Dietrich III. von Hohenstein schon im J. 1324 „Herr von Sondershausen und Strausberg" schreibt. — Sein Sohn, Heinrich III., hielt sich oft auf dem Schlosse Strausberg auf und durch ihn kam es an das Haus Schwarzburg. Er errichtete nämlich mit seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwarzburg ein Successionspactum, welches der Kaiser bestätigte, und da er im Frühjahr 1356 ohne männliche Erben starb, so fiel die Herrschaft Sondershausen und Strausberg an seine Schwiegersöhne.

Graf Heinrich XVI. fand ein ganz besonderes Wohlgefallen an Strausberg und wandte Alles an, es zu verschönern und zu vergrößern. Ein nahe gelegenes Dorf Strausberg, welches aber spurlos verschwunden ist, begünstigte er auf alle Weise und suchte es mit großen Aufopferungen, in Wohlstand zu versetzen. Er wandte sich auch an Kaiser Karl IV. und bat ihn, dies Dorf in einen Marktflecken verwandeln zu dürfen. Seine Bitte wurde gewährt und er erhielt über den nunmehrigen Marktflecken und sein Gebiet die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand und ohne weitere Einmischung der kaiserlichen Vögte.

Nach siebenzehnjährigem Besitze mußte sich Heinrich von seinem geliebten Strausberg trennen. Er starb im J. 1373 und seine Länder kamen in den Besitz seiner Vettern. Im J. 1419 errichteten diese mit den Grafen zu Stolberg und Wernigerode einen Erbvertrag, in welchem sie versprachen, ein wechselseitige Succession in ihren Besitzungen einzugehen. Der Erzbischof von Mainz, welcher Lehnsherr von mehreren, in diesen Erbvertrag mit eingeschlossenen Oertern und Städten war und dessen Einwilligung man daher nachsuchen mußte, hatte nichts dagegen, gab sogar gewisse Ansprüche auf Heringen u. s. w. auf und belieh alle diese Grafen mit seinem Lehn, doch nur unter der Bedingung, daß dafür auch Strausberg und Keula bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen sollten. Da die hierbei Betheiligten diese Forderung zugestanden, so wurde Strausberg ein mainzisches Lehn.

Seit Heinrich XVI. Tode hielten sich weder die Grafen von Hohenstein, noch von Schwarzburg längere Zeit hier auf, und sie hielten daher stets Vögte auf der Burg, die für dieselbe Sorge tragen und sie vertheidigen mußten. Es werden unter diesen Burgmännern besonders die von Werther, von Germar, von Wittern,

von Wurmb, von Gleichen, von Tütcherode u. a. genannt. Ein Bethmann von Tütcherode, der gerade Burgvogt auf Straysberg war, gab im J. 1465 dem Grafen Heinrich XXXI., welcher eben Geld brauchte, was man in damaligen Zeiten nur gegen Versetzung von Land und Leuten bekommen konnte, 500 Mark Silber, wofür er Strausberg, mit Allem was dazu gehörte, die Dörfer Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Wolkramshausen wiederkäuflich erhielt. Uebrigens wurde noch festgesetzt, daß, wenn Bethmann von Tütcherode ohne Leibeserben stürbe, Lutz von Wurmb zu Großenfurra ganz in seine Stelle treten, jedoch verbunden sein sollte, sämmtliche Besitzungen wieder herauszugeben, wenn ihm die Hälfte der von Bethmann von Tütcherode dargeliehenen Summe zurückerstattet würde. Man konnte aber lange Zeit die Summe nicht aufbringen und erst 83 Jahre später, im J. 1548, löste Graf Günther von Schwarzburg Strausberg wieder ein, mußte aber dazu auch erst 1800 Gulden borgen, da er selbst nicht so viel baares Geld hatte und seit dieser Zeit ist es ununterbrochen bei Schwarzburg geblieben.

In einer mit sehr viel Schwierigkeiten verbundenen Theilung, welche im J. 1552 vorgenommen wurde, erhielt Graf Wilhelm V. die Burg Strausberg nebst Frankenhausen und Heringen. Seine Residenz war eigentlich zu Frankenhausen, allein (wie sich der ehrliche Lesser in seinen physikotheologischen Schriften, Leipzig und Nordhausen 1754. pag. 46 ausdrückt) „die Anmuth der Strausbergischen „Gegend reizete Ihn so sehr, daß Er oft im Sommer daselbst seinen „Aufenthalt nahm, inmassen dieses Schloß in einer angenehmen „Stille lieget, woselbst eine gesunde Luft herrschet und ein runder „Schauplatz grüner Bäume denen Augen eine angenehme Weide öff„net, auch durch das Lispeln derer vom Winde bewegten Blätter „dem Gehör erquickend schmeichelt!" — Ihm verdankte Strausberg viel. Die Jahrzahl 1584, welche man noch über dem Eingange des mittelsten Gebäudes findet, bezeichnet das Jahr, in welchem er das ganze Schloß repariren, auch, wie schon oben erzählt ist, auf Bitten seiner Gemahlin, die Capelle wieder herstellen ließ. Er starb auch auf seinem Lieblingsplätzchen, im J. 1598, und seit der Zeit hat keiner von denen, die den Strausberg besaßen, wieder hier gewohnt, oder sich auch nur längere Zeit hier aufgehalten, woher es denn gekommen ist, daß es schon lange wüst steht und verfällt. Es gehört jetzt zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. (cf. Müldener: Beschreibung der Bergschlösser in Thüringen. Leipzig 1752. pag. 71. Lesser l. l.)

Friedrich Gottschalk, der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen Werkes: „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands", von welchem bis jetzt 9 Bände erschienen sind, verlebte manchen schönen Tag seiner Jugend auf dem der Ruine nahe gelegenen Gute Strausberg und hat wahrscheinlich diesem romantischen Aufenthalte seinen schönen Enthusiasmus für Ruinen zu danken.

Lesser (in seinem oben angeführten Buche pag. 49.) rühmt einen schönen Muschelmarmor, der in der Nähe der Burg, gegen

Mittag, bricht, und freut sich recht aus Herzensgrunde, im J. 1751 der Entdecker dieser Steine, „welche so lange als verachtete Klumpen und verlassene Waiselein einsam da gelegen", gewesen zu sein. Allein er irrt sich. Schon Graf Wilhelm von Schwarzburg, der die Kapelle wieder herstellte, ließ aus diesem Muschelmarmor einen Altar und einen Taufstein verfertigen. — Es werden von dieser niedlichen Steinart gar vielerlei Sachen: Mörser, Salzfässer, Tabaksdosen, Schreibzeuge u. s. w. gemacht, die recht nett aussehen.

Ammonshörner werden in der Umgegend Strausbergs sehr häufig gefunden.

E. Duval.

Nachträgliche Bemerkungen des Redacteurs.

Nachdem ich vorstehende Beschreibung mit wahrem Vergnügen gelesen und die Empfindungen des gefühlvollen Herrn Verfassers im Geiste getheilt hatte, machte ich mir mit Recht Vorwürfe darüber, einen so nahe gelegenen, reizenden Punkt noch nicht selbst besucht zu haben, zumal da mir die persönliche Bekanntschaft mit der daselbst heimischen sehr achtbaren Familie des Fürstl. Schwarzb.-Rudolstädtischen Herrn Amtsrath Krieger wohl längst hätte Veranlassung zu einem solchen Besuch geben sollen. Ich mußte mich ob dieser Versäumniß selbst des Fehlers zeihen, welchen ich in meiner Einleitung erwähnte, daß man leider nur zu oft den Blick an dem nahe liegenden Guten und Schönen vorüberschweifen läßt, während man das in der Ferne aufsucht, was oft nicht besser ist. — Aber: aufgeschoben ist nicht aufgehoben! rief ich mir zu, und der Entschluß war gefaßt, am nächsten heiteren Tage den begangenen Fehler gut zu machen.

Ein munterer Gaul trug mich in der ersten Nachmittagsstunde eines schönen Junitages durch das freundliche Wipperthal über Stockhausen und Großenfurra, dann die anfänglich sanft, später aber steiler links hinan steigende mit dichtem Buchen- und Eichenholz bewachsene

Anhöhe hinauf, bis ich durch eine Luke in der grünen Laubwand ganz rechts seitwärts von dem bis jetzt verfolgten Wege, den ehrwürdigen Thurm des Strausbergs schimmern sah. Wäre ich nicht gewarnt gewesen, so stehe ich nicht dafür, daß ich nicht, gleich Mehreren, den rechts nach jener Richtung abwärts führenden Hohlweg eingeschlagen, welcher mich gleich Jenen an meinem Ziele vorbei, die Waldhöhe hinab und wieder in das freie Thal geführt hätte, zur rechten Zeit fiel mir diese oft gehörte Neckerei ein und so gelangte ich auf dem scheinbar abwärts führenden Wege, bald an den ganz überraschend hervortretenden weitläuftigen Wirthschaftsgebäuden an. — Ein weiter, von malerischen Gruppen wohlgehaltener Zucht- und Hausthiere belebter Hofraum nahm mich auf, aus dessen Hintergrund zur Linken mir der alte Strausberg mit seinem hohen, der Zeit unversehrt trotzenden Thurme, den ernst-freundlichen Rittergruß zuwinkte, während ich in dem nach neueren Geschmack erbaueten, mit allen Bedürfnissen wohnlicher Behaglichkeit eingerichteten Wohngebäude die schönste Reliquie längst verschwundener Vergangenheit, eine ungekünstelte, biedere Gastfreundschaft, wenn auch in anderem Gewande, doch in unverfälschter Herzlichkeit aufbewahrt fand. —

Bald überzeugte ich mich, daß der geehrte Verfasser vorstehender Beschreibung zwar in Bezug auf die alte Burg der Wahrheit treu geschildert hatte, nahm jedoch zu meiner Freude wahr, daß dem von ihm bemerkten Zahn der Zeit mit thätiger Hand seine Schärfe genommen und dem bei Abfassung seiner Schilderung drohenden Einsturz, nicht allein kräftig vorgebeugt, sondern auch der verödeten Burg eine neue, in das thätige Leben greifende Bestimmung gegeben worden ist; indem sowohl die Bedachung völlig hergestellt und den zerstörenden Elementen das Eindringen verwehrt ist; als auch die Kapelle zum fortwährenden gottesdienstlichen Gebrauch sich einer erneuerten, zwar einfachen, aber freundlichen Einrichtung erfreuet, die oberen Gemächer zu wohlverwahrten und geräumigen Fruchtböden umgewandelt sind, und in den unteren Räumen sogar eine Schmiede und mehrere andere dem Bedürfniß einer wohleingerichteten Wirthschaft entsprechende Anordnungen Platz gefunden haben. — Die von dem Herrn Verfasser so treu geschilderte romantische Umgebung des Strausbergs, welche zwar durch Menschenhand keine Verschönerung erhalten kann, ist in der neueren Zeit mit geschmackvoller Hand dem sinnigen Beschauer der Naturschönheiten zugänglicher gemacht und auf den belohnendsten Punkten auf einfache aber dem Gegenstand entsprechende Weise gewürdiget worden. — So gewährt z. B., wenn man aus dem zwischen der Burg und den Oekonomiegebäuden angelegten freundlichen Garten, durch eine Thür in der Mauer auf das sogenannte Rosenplätzchen tritt, in dessen Mitte sich ein massiver runder Steintisch befindet, der Blick über und zwischen durch die frischgrünen Laubgewölbe nach dem Brocken mit seinen kolossalen Nachbarbergen, einen so überraschenden als großartig schönen Genuß. — Geht man von hier links an dem ehemaligen Wallgraben der Burg hin und einige Stufen abwärts, so steht man

auf einem, an die Ruine eines Wartthurmes stoßenden freien Platze, welchem ein gewiß ganz in den Reiz der bezaubernden Natur versunkener Beschauer mit vollem Recht den Namen Sanssouci gegeben hat. — Ja schwinden müssen alle Sorgen des Alltagslebens, bei diesem Blick in das sich tief zwischen grün belaubten, wellenförmig sanft abgerundeten Waldhöhen hinabschlängelnde Thal, was sich nach unten bedeutend erweitert und auf einem mit dem lebendigsten Farbenschmelz geschmückten Teppich mündet, auf welchem die Dörfer Rürleben, Wolkramshausen, die Stadt Nordhausen und Salza, das Auge fesseln, während sich hinter diesem reizenden Vor-, Mittel- und Hintergrund das dunkle Harzgebirge erhebt und sich mit seinen Bergmassen wie am Horizont aufthürmende Gewitterwolken im nördlichen Dunstkreis verliert. — Während die früheren Bewohner dieser Burg diesem Wartthurm schon mit vollem Recht den Namen Sanssouci hätten geben können, da sich ihnen von dieser Seite nichts unbeobachtet nähern und sie deshalb ohne Sorgen sein konnten, so muß ihnen dieser Blick in die malerische, lachende Landschaft, stets die schönste Veranlassung zu einem heitern, lebenslustigen Sinn gegeben haben. — An der ganzen nördlichen und östlichen Seite der Wirthschaftsgebäude zieht sich ein ganz schattiger, gewölbter, grüner Laubengang hin, welcher in den schwülen Stunden der Sommertage nicht nur ein erquickendes Asyl beut, sondern auch mit seinem Schatten, mit seiner Stille und melancholischem Dunkel, in Augenblicken, wo der Mensch gern mit sich allein ist, wo ihn Alles, nur nicht die friedlichen, gefiederten Bewohner des Haines, störend erscheint, den erwünschtesten Aufenthalt gewährt. In diesem Philosophengang, (wie er sinnig genannt ist) muß sich der Geist und das Gemüth zu den ernstesten und wichtigsten Gedanken sammeln können und über Manches, dem das Weltgeräusch störend entgegen tritt, ein befriedigendes Resultat zu erlangen sein. — Den schönsten und imponirendsten Punkt der Umgebung des Strausbergs versparte ich bis zuletzt. — Es ist dies die sogenannte Feuerkuppe, der äußerste nordöstliche Vorsprung des belaubten Bergrückens, welcher das von Sanssouci übersehene Thal begrenzt; man gelangt in einer Viertelstunde auf sanftem Rasenwege in mäandrischen Verschlingungen dahin; überraschender, freudig überraschender aber kann es keinen Blick geben, als den, wenn man aus dem Laubholz heraustritt, auf den kleinen freien Raum der äußersten Spitze, welcher sich zwar nur allmählig, aber nicht unbeträchtlich gegen der alten Burg erhebt. — Geblendet schaut das Auge in einen weit gespannten Halbkreis und bedarf der Erholung, um die Fülle des Schönen, Reizenden und Großartigen zu erfassen, die Gegenstände, welche ihm überall begegnen, einzeln zur Anschauung zu sondern. — Zur Rechten ist das zauberische Gemälde von dem Kyffhäuser und der Rothenburg begrenzt, von ihnen zieht sich ein reich mit Ortschaften besäeter Streif der goldenen Aue links nach dem Mannsfeldischen und den Vorbergen des Harzes, über welchen sich in blauer Ferne die greisen Häupter der Berge des Ober- und Unterharzes in ihren bekannten

Formen mit dem Horizont verschmelzen und sich nach Göttingen und dem Eichsfelde hin abdachen, während von dem Mittelvorgrund, welchen die Stadt Nordhausen bildet, sich der Blick links in die Grafschaft Hohenstein versenkt und über zahlreiche Städte und Dörfer hinweg, sich wieder über das Eichsfeld hinaus, in die von dem wellenförmigen Gebirgszuge links begrenzte Ferne verliert. — Senkt sich das Auge auf den nächsten Vorgrund, so beleben ihn Groß- und Kleinfurra, Rürleben, Wolkramshausen und Wernrode dergestalt, daß mit unbewaffnetem Blick das innere Leben dieser Ortschaften deutlich zu beobachten ist. — Unvollkommen nur läßt sich beschreiben, was gesehen werden muß, um es würdigen zu können; fest aber steht es, daß die Aussicht von der Feuerkuppe werth ist, meilenweit darnach zu reisen. — Wovon dieser Punkt wohl seinen Namen haben mag? — Vielleicht von dem heiligen Feuer der Begeisterung, welches jedes nicht ganz fühllose Gemüth bei dem Anblick dieser Schönheit durchströmen muß? — Oder pflegte man vielleicht in älterer Zeit, auf diesem höchsten Vorsprunge, bei Nothfällen zur Nachtzeit, durch hochauflodernde Feuerflammen die Bewohner der Umgegend zur Unterstützung zu rufen, oder ihnen verabredete Zeichen in Gefahren zu geben? — Das Eine ist so möglich wie das Andere, indessen schweigt die Geschichte darüber, wie über so Manches, wovon wir so gerne Kunde haben möchten und womit sie uns auf die Vermuthung der Wahrscheinlichkeit verweist.

Sowohl die Restauration der Burg Strausberg, als auch die theilweise Umgestaltung und neue Anlegung der weitläuftigen und auf jeden ökonomischen Gebrauch höchst zweckmäßig berechneten Wirthschaftsgebäude des damit verbundenen Domainen-Gutes schreibt sich meist von der Zeit des Jahres 1810 her, und es zeichnet sich unter diesen Gebäuden, außer dem bereits erwähnten sehr wohl eingerichteten Wohngebäude des Domainenpächters besonders die sehr bedeutende, einen Haupterwerbszweig der Domaine enthaltende Schäferei aus. —

Strausberg (d. h. die Burg) ist zwar bereits als alterthümliche Merkwürdigkeit, als Gemälde durch Künstlerhand so dargestellt, wie es von Alters her war und wie man es von der nördlichen Seite sieht. Allein ist es irgend ein Punkt werth, auch so dem Auge dargestellt zu werden, wie er jetzt ist, so ist es der Strausberg; deswegen konnte es sich der Unterzeichnete nicht versagen, eine Zeichnung von der südöstlichen Ansicht zu versuchen, auf welcher nicht allein der der Vergangenheit, sondern auch der der Gegenwart angehörende Theil, nämlich: sowohl die alte Burg, als auch sämmtliche Oeconomiegebäude sichtbar sind. — Möge der Strausberg, wie in seiner früheren, so in seiner jetzigen Gestalt, eine Wohnung des Friedens sein, und seine freundlichen Bewohner sich stets jener gemüthlichen, patriarchalischen Ruhe und Zufriedenheit erfreuen, welche mit der hier waltenden reizenden Natur in so schönem Einklang steht.

Friedrich von Sydow.

Die Disburg.

An der Nordgrenze Unterfrankens, aber noch auf alt-thüringischem Boden und in einem von Fürsten des Sachsenstammes beherrschten Gebiete erhebt sich ein mächtiger, zum Theil bewaldeter Bergkegel, welcher die Disburg genannt wird. Seine Höhe, circa 2000 Fuß, seine isolirte Lage, ein Ringwall von Basaltwacken auf dem Gipfel, und in dunkler Vorzeit wurzelnde Sagen machen ihn merkwürdig, nächstdem zog schon vor Jahren seine Benennung die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher auf sich, erregte Behauptungen und Schlüsse, Widerspruch und mannichfaltige Hypothesen.

Eine Stelle des ältesten Geschichtschreibers der Franken, des Georgius Florentius Gregorius, Erzbischof von Tours, welcher 595 starb, die aussagt, daß der Frankenkönig Chlodio oder Chlodwig, nachdem er Thüringen seinem Scepter unterworfen, an Thüringens Grenze eine Veste, Dispargum, gehabt und als Residenz bezogen habe, wurde von spätern fränkischen und thüringischen Historikern auf diese Disburg bezogen, und so kam es, daß sich ihrentwillen manche Feder in Bewegung setzte.

Alle und jede urkundliche Nachrichten von dem wirklichen Dasein einer Burg auf dem Berggipfel mangeln, nicht minder mangeln selbst Reste und Trümmer einer solchen, kein Mauerfundament, kein Mörtel, kein behauener Stein deutet auf dem geräumigen Plateau des Gipfels auf das Vorhandengewesensein einer Wohnung, Ummauerung, einer Schutzwehr hin. Dieses wichtige Argument schmälert bedeutend selbst die Wahrscheinlichkeit jener ortbestimmenden Annahme, die das geschichtliche Dispargum diesem Hochpunkt vindicirte. Leichtgläubigkeit auf der einen, Vorliebe für ein geliebtes Heimathland auf der andern Seite, welche letztere jedoch da, wo es sich um historische Forschung handelt, wie auf dem Forum der Kritik eine berathende Stimme haben soll und darf, ließen die vaterländischen Historiker mannichfaltig nach Beweisen für ihre Annahmen suchen. Man legte auf die unzuverlässigen Angaben des Gregorius Turonensis theils ein zu großes Gewicht, theils mühte man sich zu sehr ab, sie zu bestreiten. Die Hauptstelle, um die es sich hier handelt, lautet: **Ferunt enim Clogionem Regem Francorum fuisse, qui apud Dispargum Castrum habitabat, quodest in**

termino Thoringorum. Dieß wurde allgemein nachgeschrieben, bis aus einer einzigen Handschrift eine Variante dargethan wurde, die statt Thoringorum: Tongrorum lautete, wodurch freilich das fragliche Dispargum in eine ganz andere Region entrückt wurde, wenn diese einzige Variante Geltung behielt. Es würde dem Zweck dieser Mittheilung entgegen sein, abermals in weitläuftige Erörterungen für und wider die Meinung Derer, die das thüringische Dispargum (die fast fabelhafte Residenz eines fast mythischen Königs) in der ehemaligen Grafschaft Henneberg zu finden glauben, einzugehen; doch müssen wir noch dabei verweilen, um eine entschiedene Ansicht darüber festzustellen. Auch möchte nicht ohne Interesse sein, zu erblicken, wie vielen und ganz verschiedenen Localitäten man die Ehre zueignete, Dispargum zu sein.

Schon der thüringische Geschichtschreiber Sagittar tischt uns in seiner Abhandlung über das Thüringische Königreich 1685 die ziemlich weitläuftige, ausgesponnene Ansicht des Gottfried Wendelin auf, der Diestheim in Brabant dafür gehalten wissen will; ein andrer Autor, Jacob Chiflet, beliebt, schon mit mehr Wahrscheinlichkeit, Duisburg ebenfalls in Brabant; ein Dritter, Christoph Brower, nennt Dietesburg in Buchonien; ein Vierter hat Desenberg in Westphalen für Dispargum genommen, ein Fünfter Dusburg oder Doesburg an der Yssel. Die Oberhand in diesem Kampfe der Meinungen gewann die Annahme, daß Duisburg am Rhein der fragliche Königssitz gewesen.

Im Jahr 1709 nahm ein Rechtsgelehrter, Joh. Wilh. Ditmar, in einem lateinischen Programm die alte Frage wieder auf, citirte alle Schriftsteller, die über dieselbe gehandelt, und entschied sich für unsere hennebergische Disburg, oder Dißburg. Er that dar, daß die Bezeichnung Burg stets bestimmt eine Veste andeute, nie einen bloßen Berg; zeigte daß die örtliche Lage mit Gregors Behauptung übereinstimmte, und gewann der neuen Ansicht Beifall und Anhang. Der berühmte Geschichtschreiber Ostfrankens, von Eccard, pflichtete ihm bei; der thüringische Historiker von Falkenstein in seiner 1738 erschienenen thüringischen Chronika desgleichen, und 1761 widmete, in Ditmars Fußtapfen tretend, der verdienstvolle hennebergische Geschichtschreiber M. J. L. Heim, der Dißburg und einer andern nachbarlichen Bergveste eine besondere, doch weitausholende Beschreibung. Er ist es, von dem wir zuerst die wichtige Kunde vernehmen, daß die Sage des Volkes die Disburg als ehemaligen Sitz eines Frankenkönigs bezeichne. Hören wir ihn selbst:

„Als ich Anno 1735 als Pfarr-Substitut zu Bettenhausen in dem Frühjahr in den Wald, unter dem alten Hutsberger Schlosse gelegen, ginge, um etwas erkauftes Holz zu besehen, trafe ich etliche sehr alte Holzmacher an. Dieselben erzählten mir verschiedenes von dem oben auf dem Berge liegenden Schlosse; unter andern wiese mir einer die dem Hutsberg gleich gegenüber liegende Dißburg und sagte: Oben auf derselben habe in den alten Zeiten ein Schloß ge-

standen, auf welchem ein Fränkischer König gewohnt hätte, er sei aber von dar aus in Frankreich gezogen; das Schloß sei zerstöhret, sodann dieser Hutsberg gebauet worden, auf welchem nur Herzoge ihre Wohnung gehabt." —

Auch theilt Heim Dietmars Programm mit gelehrten Anmerkungen mit, und erwähnt in einer derselben, daß nach Ditmar wieder andere Ansichten bekannt geworden seien, wonach Dilsberg am Neckar, Heinsberg im Jülichschen, Isenburg auf dem Westerwalde, und Duisburg an der Rur das Dispargum gewesen sein soten.

Schon Dietmar führt die ringförmige Umwallung des Berggipfels an, und gesteht, daß eigentliche Burgtrümmer fehlen. „In monte hoc nulla supersunt rudera, nisi quod in superna planitia circulus ex lapidibus collectus." Wo Heim hinzufügt: „Dieß sind große blaue Wackersteine; und da auch das Schloß Hutsberg von dergleichen Steinen erbauet, da man doch gleich dabei, an des Berges Ende, die schönsten und größten Sand- und Quatersteine hätte haben können, so zeiget diese Art zu bauen, von dem höchsten Alterthum, mithin sind auch diese Steine als Rudera von der alten Dißburg anzusehen, zumalen bekannt ist, daß in denen ältesten Zeiten die Schlösser oder Burgen rund erbauet worden."

Hier irrt nun Heim insofern, als auf der immer noch äußerst festen, allerdings von Basalten gemauerten Trümmer Hutbergs tüchtige Fundamentalmauern und zu Stein gewordener Mörtel sich vorfinden, der Ringwall der Disburg aber keine Spur von dergleichen zeigt, folglich der Schluß von einem auf das andere zu gewagt erscheint.

Der fleißige Sammler für die Geschichte des Frankenlandes J. Paul Reinhard gab dem, 1762 erschienenen dritten Heft seiner Beiträge eine Abbildung unsers Berges in Kupferstich bei, die aber unsere Erkenntniß von der Disburg nicht bereichern kann, sondern sich im höchsten Grade mangelhaft vor Augen stellt.

Ein neuerer verdienstvoller fränkischer Historiker, J. A. Gensler, vindicirt in seiner Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld, 1802, die Ehre, das altberühmte Dispargum gewesen zu sein, dem Schlosse Heßberg bei Hildburghausen, und belegt seine Meinung ebenfalls mit einer einzigen veränderten Lesart der Stelle des Gregor, mit der Anführung, daß Heßberg als ein hochalterthümliches Schloß noch stehe, auf Disburg sich aber nur Steinhaufen fänden. Er leitet den Namen der letzteren von Teut ab, den Berggipfel zu einem gottesdienstlichen Versammlungsort der heidnischen Vorfahren stempelnd. Auf Letzteres werden wir hernach zurückkommen. Von Schultes gibt im zweiten Band seiner historisch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg 1804 eine kurze Schilderung unsers Gegenstandes, nennt ihn aber fälschlich und irrig Diesberg, wie Niemand von den Umwohnern ihn nennt; er führt alle historischen Beweisstellen an, und pflichtet seinen Vorgängern patriotisch bei, welche auf der hennebergischen Disburg das alte Dispargum suchten. Wie es gewöhnlich bei topographischen und andern Fehlern geht, daß

ein Heer von Sammlern und Leuten, die sich ohne tiefeindringende Forschung mit der ersten besten Quelle begnügen, blind nachschrieben, so ist es auch mit Schultes Diesberg ergangen, denn in Schumanns Lexicon von Sachsen, 1814 tritt nun schon neben der ächten die unächte Schreibart auf. Indeß hat dieser leicht zu ändernde Error wenig zu sagen, ergötzlich aber, wenn nicht bedauerlich, ist es, in des Pastor Carl Cimmer Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte von Thüringen bei Gelegenheit der Erwähnung Dispargums folgende weise Note zu lesen:

„**) Wenk will dieses Dispargum, über welches man verschiedene Meinungen hat, in dem, im Hennebergischen, zwischen Meiningen und Kaltennordheim gelegene, Diesburg wieder gefunden haben. Wenigstens ist diese Meinung wahrscheinlicher, als wenn man solches auf dem Diesberg bei dem Dorfe Wolmuthhausen in dem Eisenachischen Amte Kaltennordheim setzen will."

Da jenes Diesburg und dieser Diesberg ein und derselbe Berg sind, so ist die Meinung am wahrscheinlichsten, daß der Verfasser sich um das Eine so wenig näher bekümmert hat, als um das Andere. —

Sich gern ergehend im Phantasieland kühner und von tiefer Gelehrsamkeit zeugender Hypothese und Combination, aber immer geistreich und grandios in Anschauung wie Darstellung, zieht von Donop auch die Disburg in den Kreis seiner weltumfassenden Völkermythographieen; dieß geschieht einestheils im „Magusaischen Europa," anderntheils in Vulpius „Curiositäten," in deren neuntem Band eine von dem kenntnißreichen Forscher veranstaltete Fundgräberei, beantwortet von einer Darlegung des Hauptinhaltes des erwähnten Werkes enthalten ist. Diese Nachgrabungen fanden 1821 statt, und hatten den Zweck, zu erforschen, ob nicht überzeugende Spuren des frühern Heidenkults auf dem Berggipfel sich finden würden; für einen zu solchem Naturdienst geweihten Hochpunkt hielt v. Donop die Disburg, und sprach damit eine Ansicht aus, die wir vollkommen theilen, ohne aber nur im Entferntesten von örtlichen Benennungen in der Jetztzeit auf Götternamen der zweitausendjährigen Frühzeit folgern zu wollen. Wir läugnen die Donopschen Götter.

Roh aufgethürmte Ringwälle scheinen überall nicht auf Gebäude, sondern auf geheiligte Stätten hinzudeuten. So hier die einfachen, wie auf dem kleinen Gleichberge die dreifachen, und solche Ringwälle gaben wohl erst später die Idee, auch die Hütte, das Haus, die Burg zu schirmen, an die Hand. Man grub auf der höchsten Stelle des etwas westlich gesenkten Plateaus 2 bis 2½ Schuh tief vorsichtig und sorgsam und fand in erstangegebener Tiefe eine mit edlem Rost stark überzogene bronzene Nadel. Bei fortgesetzter Bemühung wobei mehrere der erhabensten Punkte gen Osten und Nordosten entblößt wurden, fand sich überraschend — im Mittelpunkte des Plateaus — Wasser, und es wurde nun an verschiedenen andern Stellen eingeschlagen. Man grub Trümmer germanischer Urnen untermischt mit verhärteter Asche aus und entdeckte eine Stein-

setzung, die aber einem Grabhügel eher, denn einem Gebäude für Lebende, anzugehören schien, da sich nicht die mindeste Spur von einer Grund- oder andern Mauer fand.

Aus diesen Funden folgt, daß der Berggipfel den heidnischen Bewohnern der Gegend nicht unbekannt, von ihnen nicht unbesucht war, es folgt aber nicht daraus die Folgerung des Fundgräbers, daß der Codex mit seiner Variante: in finibus Tungrorum Recht habe, und daß die Disburg eine Teutburg gewesen sei. Gern jedoch stimmen wir der Ansicht bei, daß dieser und ähnliche Punkte nicht Wohnplatz, sondern götterheilige Naturtempelstätte gewesen. Im darauf folgenden Sommer wurde die Arbeit fortgesetzt, man zog übers Kreuz nach den vier Himmelsgegenden einen gegen 3 Schuh breiten und gegen 2 Schuh tiefen Graben, (die beste Weise, auf umgrenzten Ebenen zu positiven oder negativen Resultaten zu gelangen) fand aber nichts, das zu weitern Folgerungen hätte Anlaß geben können. Dagegen ergaben einige Angesichts der Disburg tiefer gelegene Hügel regelrecht gelegte Steine, bronzene Schwerter, eine goldene Armspange, ein Gerippe und eine schöne Libula, welche Alterthumsgegenstände nach Weimar abgeliefert wurden. Die ganze Gegend um die Disburg ist nicht arm an Grabstätten der Ureinwohner, mögen diese, was sich bis jetzt aus allen Funden so wenig nachweisen läßt, wie aus Ortsnamen, Katten oder Hermunduren gewesen sein.

Wir sind der Meinung, daß unsere Disburg wohl eine Zeit lang Hochsitz der urzeitlichen Frankenkönige gewesen sein kann, deren Wohnungen man sich nicht wie die festgemauerten Ritterburgen des Mittelalters zu denken hat; daß sie eine Naturtempelstätte war, auf der zu Kultübung und Berathung das umwohnende Volk sich versammelte, und daß die Stelle Gregors ihr nicht gilt. Die meisten Schriftsteller haben das apud jener Stelle wohl mit Absicht übersehen, oder willkührlich mit auf übersetzt. So lassen wir die Sage unangetastet in ihrer Würde, vertiefen uns nicht in geographische und etymologische Grübelei, und zwingen der sich deutlich genug aussprechenden Oertlichkeit kein fremdartiges Gewand auf. Was die Benennung betrifft, so glauben wir, daß sie mit andern von den Franken bei deren siegreichem Vor- und Weiterschreiten in Deutschland herüber gekommen sei, die in die neugewonnene Heimath gern die liebgewonnenen Namen der alten übertrugen, wie die Geschichte aller Colonisation tausendfach lehrt. Pflichten wir den auf gediegene Forschungen begründeten Ansichten Mannert's und von Ledeburs bei, daß die salischen Franken aus dem Saalgaue an der Yssala stammten, und von da aus nach Belgien wandernd, sich weiter ausbreiteten, so gelangen wir dem Ursprung der Disburgen auf die Spur,*) finden in unserm Thüringen und Ostfranken westfränkische Benennungen bei Flüssen, Bergen und Wohnsitzen wieder, und können beruhigt die Acten des Disburgstreites schließen.

---

*) Doesburg im Saalland, Duisburg in Ripuarien, Duysburg in Brabant, Disburg in Ostfranken.

Vom Gipfel der Disburg gewährt sich dem Auge eine herrliche Aussicht. Das nahe Rhöngebirge mit seinen Basaltkegeln, seiner schroffen Milzeburg, seinem gigantischen Kreuzberg gen Süden und Westen hingebreitet, der entferntere Thüringerwald, von Osten nach Norden seine blaue Bergkette weit hinstreckend, bieten malerische Berggruppen in mannichfacher Abwechselung dar. Die Aussicht in das obere Thal der Werra hemmt die Geba, die, ein gewaltiger Koloß nahe hingelagert, wieder durch die grünen Triften ihrer Hochmatten und das an diese freundlich hingebaute Dörfchen gleichen Namens anzieht, wie durch das weit sichtbare Häuschen ihres Gipfels. Kleine Städte, Dörfer, Burgen und Warten sind auf Höhen und in den Thalgründen verstreut, und ausgedehnte Forste geben durch ihr dunkeles Kolorit dem ganzen Panorama den Reiz einer schönen Mannichfaltigkeit.

Merkwürdig ist noch auf der Disburg ein alter Grenzstein von ungewöhnlicher Größe, in welchem eine schüsselähnliche Vertiefung eingehauen ist, nebst dem Bilde dreier Löffel. Er bezeichnet die Grenzen der S. Weimarischen Aemter Lichtenberg und Kaltennordheim und des S. Meiningenschen früher so genannten Amtes Sand.

Die der Disburg am nächsten liegenden Dörfer sind Aschenhausen, Wolmuthhausen und Oberkatza. Von Wolmuthhausen aus ist sie nicht schwer zu ersteigen, doch führen auch von den andern Orten gebahnte Wege dem Gipfel zu, der die Mühe des Steigens nicht unbelohnt läßt. Es gewährt immer ein hohes Interesse, Hochpunkte zu betreten, die seit vielen Jahrhunderten wichtig und ausgezeichnet waren, und an welche sich Erinnerungen knüpfen lassen an die germanische Völkerfrühe, an der Urzeit Kult und Sitte, wie Betrachtungen über der Zeiten Flug und Wandlung.

Ludwig Bechstein.

Walkenried.

Es lacht der Thalgrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Ufergland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft: —
Der Vogel singt im Dickicht und in der blauen Luft.

Und aus des Thales Tiefe erhebt sich trüb' und grau,
Die Mauern hoch und riesig, ein öder Klosterbau,
Und Staunen fasset Jeden, der die Ruinen sieht,
Die hohen Bogentrümmer vom Kloster Walkenried! —

J. Altmann.

Zu denjenigen Punkten des Harzes, welche es ganz besonders werth sind, von Reisenden besucht zu werden, gehört auch die Gegend, in welcher Walkenried liegt. An der südlichen Seite des Harzes und eine Stunde von Ellrich, liegt dies schöne, friedliche Thal, dessen Schönheit immer neu, immer ergreifend ist, und das eines Jeden Erwartung befriedigen, wo nicht übertreffen wird. Wenn das Reisen, wie schon der merkwürdige Theophrastus Paracelsus sagt, das Lesen eines herrlichen Buches ist, in welchem man die Blätter mit den Füßen umschlägt, so ist hier eine der köstlichsten Seiten dieses Buches aufgeschlagen. — Auf freundlichem Grün hingebreitet, rings von hohen Bergen umschlossen, aus deren Gebüsch da und dort graue Kalkfelsen hervorragen, liegt Walkenried da und seine herrlichen Ruinen verbreiten einen großartigen, ganz ungewöhnlichen Reiz über die Gegend. Hoch, wie ein ehrwürdiges Greisenbild die Enkel, überragt das altergraue Gemäuer die funfzig Häuser des Marktfleckens gleichen Namens, die sich, wie muntre Küchlein um die Mutter, um die gewaltige Ruine schaaren. Nur mit Ehrfurcht naht man sich ihr. Diese Zeugen von der Herrlichkeit deutscher Baukunst, diese gigantischen Mauern, diese Spitzbogen, Pilaren und Kreuzgewölbe von bewunderungswürdiger Erhabenheit machen auf Jeden einen unauslöschlichen Eindruck und ringen ihm das

Geständniß ab, daß diejenigen nicht zu viel sagen, welche diese Ruinen „unvergleichlich" nennen. Schade ist es aber, daß das jetzige Geschlecht seine armseligen Wohnungen zu nahe an die majestätische Ruine gestellt hat und dadurch der Ueberblick verkümmert und jene schmerzlich melancholische Stimmung geschwächt wird, welche jede empfängliche Seele beschleicht, wenn ihr Mahnungen an die Vergänglichkeit irdischer Dinge in irgend einem besonders in die Sinne fallenden Beispiel dargeboten werden.

Seine Entstehung verdankt das Kloster einer Gräfin von Clettenberg. Auf der Burg Clettenberg lebte nämlich im Anfange des 12. Jahrhunderts Graf Volkmar mit seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter Ludwigs von Lohra. Beide liebten das stille, beschauliche Leben und da sie, nach dem Begriffe der damaligen Zeit, glaubten: man könne Gott keinen größern Dienst erweisen, als wenn man in ein Kloster ginge oder ein Kloster baue, so begab sich Volkmar, nachdem ihm Adelheid einen Sohn geboren, in das Benedictinerkloster Huisburg bei Halberstadt, und vermachte an dasselbe 32 Hufen Landes. Zu dieser Schenkung fügte er noch das Vorwerk Walkenried und dessen Umgebungen, jedoch unter der Bedingung, daß dasselbe erst nach Adelheids Tode, die dasselbe zum Leibgedinge bekommen hatte, an Huisburg fallen solle. Kaum aber hatte Alfried, der damalige Abt zu Huisburg, die Schenkungsacte in Händen, so quälte er die Adelheid unaufhörlich, ihm Walkenried abzutreten. Adelheid wollte aber selbst gern ein Kloster gründen und ersuchte den Alfried: er möchte ihr doch erlauben, zu Walkenried eine Kirche und einige Gebäude aufzuführen. Anfangs hatte der Abt nichts dagegen, nach reiflicherer Ueberlegung aber fand er für gut, sein Wort wieder zurückzunehmen. Da begab sich Adelheid nach Goslar zum Kaiser Lothar III., mit dessen Gemahlin sie weitläufig verwandt war, trug ihre Bitte vor und erreichte ihren Zweck unter der Bedingung, den Abt Alfried anderweitig zu entschädigen. Nun reiste sie nach dem Cistercienserkloster Altenfeld bei Cöln, und brachte von dort Mönche mit, welche ein Kloster zu bauen anfingen, (jedoch nicht auf der Stelle, wo jetzt Walkenried liegt, sondern eine Viertelstunde weiter gegen Mitternacht), und zwar im J. 1127 (cf. Eckstormii Chron. Walk. pag. 10.) nach dem in vielen Meßbüchern gefundenen Verse:

Anno milleno centum septemque vigeno
Walkrieth exstructur, Christus ubi colitur.

Adelheid gab nicht nur Grund und Boden, der, friedlich und einsam gelegen, ganz für einen Klosterbau geeignet war, her, sondern auch ihren Schmuck, schaffte mit großen Kosten Reliquien an und that überhaupt Alles, den Bau zu beschleunigen, um das Kloster noch vor ihrem Tode einweihen zu sehen. Sie begehrte für alle ihre Aufopferungen nichts, als daß sie der guten Werke ihrer Mönche theilhaftig und nach ihrem Tode in die Klosterkirche begraben werden möchte. Die Grafen von Clettenberg waren deshalb auch meistens Schirmvögte des Klosters, bis ungefähr auf das Jahr 1260, wo der

letzte Graf von Clettenberg starb und die Grafschaft, sammt dem Schirmrechte, an Hohenstein kam. (cf. Eckst. pag. 36.)

Da die Mönche, unter ihrem ersten Abte Heinrich, selbst mit Hand anlegten, so stand gar bald die Kirche mit den nöthigen Wohngebäuden da und die Stifterin berief nun den Erzbischof von Mainz, Adelbert, in dessen Diöcese Walkenried lag, das neue Kloster einzuweihen. Er kam und viele Vornehme, sowohl weltlichen als geistlichen Standes, strömten von allen Seiten herbei, der Feier beizuwohnen. Zehn Jahre nach der Gründung, am 2. Mai 1137, ward die Kirche feierlich eingeweiht, Gott, der Jungfrau Maria und dem heiligen Martin gewidmet und folgende Verwünschung gegen denjenigen ausgesprochen, der es wagen würde, dem neuen Kloster Böses zuzufügen:

„Wenn Jemand, er sei wes Standes und Würden er will, meiner Stiftung und dem, was ich von meinem Vermögen aus Andacht Gott, unserm Herrn Jesu Christo und allen Heiligen gewidmet habe, zu schaden sucht, dessen Name sei aus dem Buche des Lebens vertilgt, er sei allen Plagen unterworfen, mit welchen Gott den Pharao belegte. Verflucht sei er in seiner Wohnung und nie wohne ein Gerechter bei ihm. Gott werfe ihn aus seinem Eigenthume und gebe es seinen Feinden, sein Loos sei das des Judas und sein Aufenthalt bei Dathan und Abiram; seine Aecker werden wie die zu Sodom, und sein Haus verderbe, wie Gomorra, in Feuer und Schwefel! Verflucht sei über ihm der Himmel und die Erde unter ihm unfruchtbar. Gott sende seinen Blitz auf ihn und zerschmettere ihn, Feuer und Schwefel verzehre den Räuber und die Luft schicke Legionen Teufel auf ihn herab, ihn zu verderben; er sei verflucht vom Fuße bis zum Haupte, daß ihn die Würmer mit Gestank verzehren, und er verschütte seine Eingeweide, wie Judas. Er irre umher wie Kain, sein Leichnam werde von Vögeln und wilden Thieren verzehrt und Niemand sei, der ihn begrabe. Verflucht seien alle seine Werke, verflucht sei sein Aus- und Eingang. Sein Tod sei der Tod eines Hundes und wer ihn begräbt, sei von der Erde vertilgt. Verflucht sei die Erde, die seinen Leichnam aufnimmt. Er bleibe bei dem Teufel und seinen Engeln und wenn er nicht Buße thut, komme er ins ewige Feuer." (cf. Joh. Sunder in Hofm. Antiquit. 10. l. 1. c. 12.)

Eben so kräftige Segenssprüche wurden über diejenigen ausgesprochen, welche dem Kloster freundlich gesinnt waren und ihm Gutes thaten.

Da Walkenried sehr bald ungemein reich wurde, beschlossen die Mönche, ein neues, schöneres Kloster zu bauen. Päpste und Bischöfe verhießen denen, die den neuen Bau würden befördern helfen, reichen Ablaß und Befreiung vom Fegefeuer und bald wimmelte es in Walkenried von Menschen aus der Nähe und Ferne, welche ihre Hände anboten oder Geld brachten.

Der Ruf der Frommen
Weckt Helfer auf;
Man sieht zu Hauf,
Zehntausend kommen.

Zehntausend baun zehn Jahre lang,
Um nur, zur Sühnung ihrer Sünden,
Den Mauerfuß zu Kirch und Gang
In frommer Büßung zu begründen.

Der Jahre rinnen
Noch siebzig fort,
Nun stehn am Ort
Die neuen Zinnen.

Nun näherte sich dieser kostbare Bau, der unter dem 7. Abte, Heinrich II., im J. 1207, weiter südlich, begonnen worden war, seiner Vollendung, die aber doch noch bedeutende Summen forderte. Die Mönche befanden sich in Verlegenheit.

Da kam ein Wagen, schwer von Gold,
Einst plötzlich in den Abendstunden
Mit sieben Rossen angerollt;
Der Fuhrmann aber war verschwunden.

Ueber das Wesen dieses Fuhrmannes herrschen verschiedene Ansichten. Einige meinen: der Himmel habe einen Engel in irdischer Hülle herabgesandt, dem Kloster diese Hülfe zu bringen; Andere aber sagen: es sei ein reicher Bürger von Goslar mit einem von vier Pferden gezogenen Wagen voll Gold vor das Kloster gekommen, habe, um gar nichts wieder mit nach Hause zu nehmen, die Peitsche an den Sattel gesteckt und sei zu Fuße wieder heimgegangen. — Wie dem auch sei. Durch die reichen Geschenke und vielen freiwilligen Arbeiter war ein Kloster emporgestiegen, das zu den schönsten Deutschlands gerechnet werden konnte. Zwei Klosterbrüder, Jordan und Barthold, überaus erfahren in der Baukunst, hatten das Ganze geleitet. Aus schönen, großen Quadern, welche sie mit Erlaubniß der Grafen von Scharzfels und Lauterberg unentgeldlich bei der Nixei holen durften, war zuerst die Kirche beendet worden. Sie war 274 Fuß lang, 117 Fuß breit, und, ohne das Dach, 74 Fuß hoch. Das Ganze ruhte inwendig auf 36 wunderschönen Pfeilern. Ohne das geringste Stück Holz war das ganze Gebäude so herrlich gelungen, daß es in einiger Entfernung aussah, als wäre es aus einem einzigen Steine gehauen. Endlich, nachdem 80 Jahre Tag und Nacht gebaut worden war, stand der herrliche Dom fertig da, nach 80 Jahren endlich strahlten die goldenen Thurmspitzen den Strahl der aufgehenden Sonne zurück, nach 80 Jahren erhoben sich

die Kuppeln des neuen Klosters aus violettem Morgenduft. Froh, diesen Tag erlebt zu haben, schrieb der 14. Abt des Klosters, Hermann, an den Erzbischof von Mainz, die Einweihung zu verrichten. Da dieser aber gerade in Erfurt mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt war, erlaubte er ihm, sich an einen andern zu wenden und die Wahl fiel nun auf den Bischof Siegfried von Hildesheim. Dieser kam im Juli des Jahres 1290 (oder wie Eckstorm annimmt 1294), und weihete es in Gegenwart vieler Bischöfe und Aebte, Grafen und Herren und einer unendlichen Menge Volks zur Ehre des Allerhöchsten, des Herrn Jesu, der Jungfrau Maria und des Bischofs Martin ein. Außerdem wurden viele Capellen gebaut, in deren einer, der Nicolauscapelle, später ein sehr berühmtes, ganz silbernes Marienbild mit dem Kinde stand, welches letztere in seinen vordersten Fingern die zwei Dornen hielt, welche aus der Dornenkrone Christi waren und die Herzog Heinrich der Löwe aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte. Dies Bild ließ der 33. Abt Johannes VI., der im J. 1465 zwei Ketzer, einen aus Sachsa und den andern aus Branderode, vor dem Kloster verbrennen ließ, machen und es hatte die Unterschrift:

IN FESTIS MEIS ACCEDENTIBUS ALTARE MEUM
ET ME DEVOTE HONORANTIBUS XII. CARENAE LAXANTUR.

(Nach der Reformation soll Abt Georg I. dies herrliche Bild, welches göttliche Verehrung genoß, haben umschmelzen lassen; was sehr glaublich ist, da dieser „liederliche Geselle," wie er genannt wird, auch aus dem vortrefflich gearbeiteten, silbernen Rauchfasse, das im hohen Chore an einer 37 Ellen langen silbernen Kette hing, einige hundert Speciesthaler schlagen ließ.) — Auch ein Hospital wurde errichtet. Man findet gerühmt, daß Walkenried reichlich Almosen an die Armen gegeben, die Reisenden willig aufgenommen und das Hospital reichlich mit Speise und Trank versehen habe. Mit einer Ringmauer und einem Wassergraben wurde das Kloster erst später (im J. 1323) umgeben.

Zwischen Abt Johann VII. und einem von Mitschefal entstand im J. 1481 eine große Streitigkeit wegen der Jagd. Der von Mitschefal beschloß, sich an den Mönchen zu rächen, und ließ deshalb ein eisernes Halsband mit einem verborgenen Schlosse verfertigen, in dessen innerer Seite Stacheln waren. Der Künstler, welcher es gefertigt, hieß Heinrich Wintzigerod und hatte schon eines dergleichen zum Verderben eines Grafen von Mannsfeld bereitet. Mitschefal lauerte nun im Klosterwalde und es währte auch nicht lange, so kam der Förster, ein Conversus, der nun von Mitschefal ergriffen und mit dem Halsbande geschmückt wurde. Unter schrecklichen Qualen eilte der Unglückliche nach Walkenried. Die Mönche eilten auf sein Geschrei herzu und gaben sich alle Mühe, das Schloß zu lösen, aber vergeblich. Der Hals schwoll und da der Arme weder essen noch trinken konnte, blieb seinen Brüdern nichts weiter übrig, als ihn, nach langem Gebet in der Kirche, in die Klosterschmiede zu führen,

ihn dort wieder knieen und den Kopf auf den Ambos legen zu lassen. Der Schmied schlug nun mit seinem großen Hammer auf das Halsband, wovon es aufsprang. Der Mönch aber war an der Operation gestorben. Seine Brüder trauerten sehr und hingen das Halsband in der Kirche auf. Die Frau des Mitschefal aber gebahr kurze Zeit darauf ein Kind mit einem ganz monströsen Halse, welches am dritten Tage nach der Geburt auch schon wieder, und zwar ungetauft, starb. (cf. Leuckfeld Antiquit. W. P. II. p. 166.)

Walkenried wurde im Laufe der Zeit sehr reich und hatte allenthalben Besitzungen, so wie es auch viele Capellen hatte, z. B. die Margarethencapelle am Dom zu Nordhausen und eine andere auf dem Walkenrieder Hofe daselbst; die Cäciliencapelle in Goslar, die St. Georgencapelle zu Göttingen, die St. Wiprechtskirche zu Allstedt, die St. Andreaskirche zu Günzerode, die Kirchen zu Branderode, Mackenrode, Vodenrode, Nohra, Urbach, Badra, Pfiffel, Straußfurt, Mönchschauen, Brockschauen, Kemnade (später der Mönchhof im Amte Staufenburg), Mechstädt, Othstädt und Berrungen, (diese beiden Orte müssen in der Gegend von Heringen gelegen haben), Numburg, Berbisleben, Neuhof, Hohegeiß, Zorge, Wiede, u. s. w. Ferner Güter zu Immenrode, Lappe, Sengeland, Horne, (diese drei Orte müssen ebenfalls bei Heringen gelegen haben), Windehausen, Niklasrode, Numburg, Pfiffel, Rathsfeld, Thalheim, (Wasserthalleben), Badra, Bodenrode, Flädendorf, Kaldenhusen, (lag bei der Numburg), Rode, Othstädt, Crimderode, Kalenberg, Liebenrode, Hillingsborn (bei Immenrode), Hiltigshof, (jetzt: Wiedigshof), Neuhof, Kemnade, Ratherode (bei Herreden), Kinderode, Günzerode, Nohra, Kleinwechsungen, Niedersachswerfen, Urbach, Straußfurt, Roßdorf (bei Göttingen), Schauen, Brockschauen und Westerschauen, Salzgüter in der Stadt Lüneburg, die Mühlen zu Günzerode, beim Riedhofe bei Berrungen, zu Salza, in Himmelreichrode (bei Wechsungen), in Windehausen, bei Neuhof, in Nohra, Fischerei in 365 Teichen und in dem Weißensee bei Weißensee, in der Helme und dem kalten Graben, in der an Forellen reichen Wiede, die sie so leiteten, daß sie diese herrlichen Fische in der Küche fangen konnten, Weinberge zu Thalheim, Greußen, die Mittelhaide und mehrere andere Weinberge in der Umgegend von Würzburg, wo sie einen besondern Weinkeller hielten, viele Holzungen und die ihnen vom Kaiser Heinrich VI. verliehene Freiheit, im Harze nach Belieben Holz fällen und Kohlen brennen lassen zu können, die Holzung am Südnerberge, Mühlenberge und das Heinholz bei Goslar, die vier Berge von der hohen Warte an bis an das heilige Kreuzholz in dem Gosewinkel von dem heiligen Born bis an den Kukuksberg, Ulrichsberg, Dornberg u. s. w., Curien und Stiftshöfe zu Nordhausen, Goslar, Göttingen und Osterwiek. Ja, die Mönche von Walkenried konnten nach Rom reisen, ohne daß es ihnen auch nur das Geringste gekostet hätte, indem sie immer, entweder auf ihrem Eigenthume, oder in einem Kloster der Brüderschaft, übernachten konnten. Auch erhielt der Reichthum des Klosters dadurch einen bedeu-

tenden Zuwachs, daß sich viele vornehme und reiche Leute für bedeutende Summen in dasselbe begraben ließen, z. B. außer der Stifterin Adelheid von Clettenberg, deren Leichnam mit großem Gepränge aus dem alten Kloster in das neue gebracht worden war: die Grafen von Clettenberg, von Hohenstein, die Herren von Werthern, von Tettenborn, von Wurmb, von Salza u. s. w.

Und als es nun in seiner schönsten Blüthe stand, als die Mönche Alles besaßen, was ihr Herz begehrte, — da brach der Bauernkrieg aus. — Die armen, gedrückten Landleute sahen wohl, daß die Klöster Alles an sich rissen und sprachen zu einander:

Was ist das vor ein Wesen?
Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen! —

(cf. Leuckf. A. W. p. 456.)

Es sammelten sich in der Gegend von Herzberg und Lauterberg, unter zwölf Hauptleuten, ungefähr 800 Mann und zogen auf Walkenried zu. Die Mönche mochten aus dem, was an andern Orten geschehen war, wohl ahnen, was ihnen bevorstand, rafften daher die besten Kleinodien und wichtigsten Papiere zusammen und flohen theils nach Goslar, theils nach Nordhausen. Alle Thüren aber, die so herrlich verziert waren, ließen sie offen und ließen auch die Schlüssel daran stecken, damit die Bauern nicht die Thüren erbrechen und zerstören sollten. — Die Bauern kamen, tranken die vorgefundenen Weine und guten Biere, kochten ihre Mahlzeiten in der großen Braupfanne, warfen die Fenster mit den trefflichsten bunten Glasmalereien ein, zerstörten Oefen und Bilder, warfen die Bücher in den Koth, die Manuscripte ihren Pferden unter und verübten allen Gräuel und Muthwillen.

An der mittägigen Seite des Kreuzganges stand ein großes, metallenes Handbecken, welches ein Klosterbruder, Almante, der früher Hüttenmeister gewesen war, für das Kloster verfertigt hatte. Dies suchten die Bauern mit Hämmern und andern Instrumenten zu zerschlagen; allein alle ihre Mühe war vergebens. Wüthend schleppten sie dasselbe auf den großen Platz zwischen der Kirche und dem Keller, machten ein großes Feuer an und suchten es zu schmelzen; aber auch jetzt trotzte es allen ihren Anstrengungen. Zornig ließen sie nun von ihm ab und wandten sich nach dem Thurme. Die große Glocke auf demselben suchten sie durch unablässiges und heftiges Läuten zu zersprengen; aber auch sie verspottete alle ihre Bemühungen. Ein Zimmermann gab daher den Rath: man solle das Säulenwerk auf dem Thurme rund um abhauen und dann mit großen Ketten und Seilen den Thurm sammt der Glocke herabreißen. Der Zimmermann stieg selbst auf den Thurm, befestigte die Ketten und Seile an der Spitze desselben und hieb das Holzwerk durch; die Bauern aber banden eine von den am Thurmknopfe festgemachten Ketten an eine nicht weit von der Kirche stehende alte Linde, hieben dieselbe an der Wurzel ab, damit sie bei ihrem Falle den Thurm

mit herabziehen solle, ergriffen dann die andern oben am Thurme befestigten Seile und Ketten, und rissen den ganzen Thurm mit sammt den Glocken, aber auch den Zimmermann mit herab, der, bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht, unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Leider hatte der Thurm in seinem Falle auch das Dach und die Decke der Kirche so beschädigt, daß gar bald der Regen durchdrang und da keine Reparatur vorgenommen wurde, so stürzte schon wenige Jahre nachher das hohe Chor ein. In dem Vordertheile der Kirche wurde aber dennoch bis 1570 Kirche gehalten, von welcher Zeit an der Gottesdienst in die Capitelstube verlegt und die herrliche Kirche ihrem Schicksale überlassen wurde.

Die Grafen Heinrich und Ernst von Hohenstein eilten sogleich nach Walkenried und ermahnten die Bauern freundlich, von ihrem Wüthen und Toben abzustehen und nach Hause zu gehen; aber alle ihre Vorstellungen waren umsonst und sie mußten, um nur ihr Leben zu retten, zum Schein mit den Bauern Gemeinschaft machen. Bei einer der kriegerischen Uebungen, welche diese anstellten, sagte Hanns Arnold, ein Schäfer aus Bartholfelde, zu dem einen Grafen: „Siehe, Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen, was kannst Du?" und als der Graf antwortete: „Ei, Hanns, sei zufrieden, das Bier ist noch nicht in dem Fasse, worin es gähren soll!" wurden die Bauern so böse, daß sie den Grafen fast getödtet hätten.

Als es nichts mehr zu verzehren und zu verwüsten gab, zogen sie am Sonntage Cantate 1525 ab und schlugen den Weg nach Frankenhausen ein, als sie aber in die Gegend von Heringen kamen und das Schicksal ihrer Brüder in Frankenhausen vernahmen, verloren sie plötzlich allen Muth und liefen nach Hause. Die Grafen von Hohenstein ließen die Rädelsführer sogleich ergreifen und hinrichten bis auf einen Töpfer in Ellrich, der gleich bei seiner Zurückkunft den einen Grafen zu Gevatter gebeten. Er wurde zwar begnadigt, jedoch mit der Bedingung, daß er, so lange er lebe, die Oefen in Lohra und Clettenberg unentgeldlich im Stande halten solle. (cf. Leuckf. A. W. p. 463). Die übrigen Bauern wurden aufgefordert, auf einen bestimmten Tag, mit einem weißen Stabe in der Hand, auf dem Teichdamme bei Schiedungen zu erscheinen. Der Graf von Hohenstein und eine große Menge von Adel waren zugegen und der Graf frug: was er den Bauern für eine Strafe auflegen solle? — Sogleich nahm sein Rath Berend von Tettenborn dessen Sohn, Dietrich, von den Bauern erschlagen worden war, das Wort und sagte: es sei billig und recht, daß ein Jeder neun Bauern aufspieße. — Die Uebrigen meinten einstimmig: man solle alle anwesenden Bauern in den großen Schiedunger Teich stürzen und ersäufen! — Nur ein Rittmeister von Nordhausen, Balthasar von Sundhausen, stand auf und sprach: „Es ist wahr, daß dieser elende Haufe den Tod verdient hat; allein wenn sie um's Leben gebracht werden, wer will dem Herrn Grafen die Dienste thun und die Länderei bestellen? Die armen Witwen können solches nicht

thun, ich halte davor, man solle ihnen aus Gnade das Leben schenken und sie mit einer Geldstrafe belegen!"

Dieser Rath gefiel dem Grafen sehr wohl und er rief aus: „Sundhausen, Du hast heute geredet, wie ein ehrlicher Mann, Dein Wort soll Ehre haben!" — Die übrigen Adeligen waren aber mit diesem Ausgange des Gerichts so unzufrieden, daß der Graf den von Sundhausen von seinen Dienern nach Nordhausen begleiten lassen mußte. Die Bauern aber gingen froh nach Hause, denn jeder brauchte nur vier Gulden Strafe zu erlegen. (cf. Leuckfeld. A. W. 463. sqq.)

Von den Mönchen, welche geflohen waren, kehrten nur wenige nach Walkenried zurück. Viele nahmen die evangelische Lehre an und wurden Prediger z. B. Joh. Crusius in Ellrich, Fr. Lohle in Sachsa, Nik. Franke in Mackenrode, Joh. Malhaussen in Appenrode, Heinrich Thalheim in Großwechsungen, Martin Duderstadt zu Hegenrode. Nikolaus und Wolfgang Kemnitius ließen sich zu Vicarien in Stolberg bestellen. Diejenigen aber, welche in das Kloster zurückkehrten, lebten in steter Furcht, von Neuem überfallen zu werden, und wagten es kaum, sich in Feld und Wald sehen zu lassen.

Joh. Holtegel, der 1536 Abt wurde, war ein wollüstiger und verschwenderischer Mann, der die ganze Woche in Nordhausen in der Gesellschaft des damaligen Bürgermeisters Michael Meyenberg war, „der ihm im Spiel die Klosterpfennige herrlich abzunehmen wußte und auf seine Kosten mit ihm schmauste und zechte." Nur höchstens des Sonnabends besuchte Holtegel Walkenried, kehrte aber dann schon des Sonntags nach Nordhausen zurück. Er verkaufte ein Klostergut nach dem andern und brachte es mit dem Bürgermeister durch, während seine Mönche oft hungerten, worüber Luther sehr böse wurde und einen derben Brief an Justus Jonas nach Nordhausen ergehen ließ. (cf. Leuckf. A. W. P. II. p. 93 u. 94). Er wollte noch in seinem 70. Jahre heirathen und schickte einen Gesandten an den Kaiser nach Augsburg, um ihm die Erlaubniß dazu auszuwirken. Der Kaiser frug: wie alt der Abt wäre? und als er hörte, daß er schon gegen siebenzig Jahre alt sei, sprach er: „Ei, so behilft er sich auch wohl unbefreiet!" Holtegel starb auch noch in demselben Jahre, nachdem er manche Unannehmlichkeiten ausgestanden. Er neigte sich nemlich zu der neuen Lehre hin und fing 1543 an, mehrere Ceremonieen und abergläubische Gebräuche abzuschaffen. Einige eifrige Mönche aber beschwerten sich darüber beim Kaiser Ferdinand, der dem Grafen Ernst von Hohenstein befahl, keine Religionsveränderung in Walkenried vornehmen zu lassen. Holtegel kehrte sich aber nicht daran, worüber Graf Ernst sehr zornig wurde und über Holtegels Ungehorsam eine Klage an den Kaiser einsandte.

Als Herzog Moritz von Sachsen von diesen Zwistigkeiten hörte, glaubte er Walkenried in seine Hände bekommen zu können und forderte Holtegeln auf, das Stift in seine Hände zu geben. Holtegel verweigerte das. Moritz, böse darüber, citirte den Abt, bei seiner Ungnade, nach Dresden. Dieser war in der größten Verlegenheit.

Da thaten sich die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg und Stolberg zusammen und kamen mit Holtegel überein, das Kloster zu reformiren. Sie beriefen den Prediger an der Blasiuskirche zu Nordhausen, Joh. Spangenberg, schickten ihn mit ihren Kanzlern und Räthen ins Kloster und die Woche nach dem Sonntag Oculi wurde, mit Genehmigung des Convents, die evangelische Religion eingeführt. Der alte Graf Ernst von Hohenstein war allein dagegen, allein er starb bald (1552). Eine große Menge katholischer Geistlicher holte ihn vom Schlosse Scharzfels, wo er gestorben war, ab, um ihn in Walkenried beizusetzen. Mit Wachslichtern und Kreuzen zogen sie durch den Wald, verirrten sich aber, weshalb sein Sohn, Graf Volkmar Wolfgang, sagte: „Die Buben haben den Herrn Vater im Leben verführt, nun wollen sie ihn auch noch im Tode verführen!" (cf. Eckst. p. 228.)

Da ihm seine Söhne Volkmar Wolfgang, Wilhelm, Eberwein und Ernst im Schirmrechte folgten, so stand der weitern Ausbreitung der neuen Lehre nichts mehr im Wege. Sie beriefen daher 1556, kurz vor Ostern, eine Synode nach Walkenried, auf welcher beschlossen wurde, die katholische Religion in der Grafschaft ganz abzuschaffen. Am Palmsonntag wurde in allen Orten der Anfang damit gemacht und das Te deum laudamus unter Glockengeläut gesungen. Noch Jahre lang wurde dieser Tag in der ganzen Gegend durch Läuten der Glocken gefeiert. Im J. 1557 wurde mit zwölf Knaben eine Schule in W. eröffnet, wozu Joh. Mylius, der bereits unter Neander in Ilefeld Luthers Katechismus in die griechische Sprache übersetzt hatte, zum Rector berufen, und im J. 1559, wo schon 36 Schüler im Kloster waren, wurde auch noch ein Conrector angestellt, Heinrich Reinicke aus Uthleben, der durch seine besondere Kenntniß der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache die Schule in großes Ansehen brachte. Es wurden nach einander über 1200 Schüler darin unterrichtet, die fast alle später ansehnliche Dienste erhielten. (cf. Eckst. p. 235).

Im J. 1564 entstanden Streitigkeiten im Kloster und ein Theil der Mönche rief den Churfürsten August von Sachsen zu Hülfe. Er kam auch, vertrieb 1565 den Abt mit seinen Anhängern aus dem Kloster, setzte einen andern, den Wolfgang Lange, ein und erklärte sich zum Schirmvogte des Klosters. Die Grafen von Hohenstein, zu schwach, einem solchen Gegner Widerstand zu leisten, mußten endlich einen Vergleich eingehen: daß das Kloster hinfort zwei Schutzherrn, den Churfürsten zu Sachsen als Oberschutzherrn und dann den Grafen von Hohenstein haben sollte. Als später der Churfürst von Sachsen mit dem Bischof von Halberstadt, Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, einen Ländertausch machte, kam die Oberschutzherrschaft an das Halberstädtische Bisthum. — So blieb es und nach dem Tode des letzten Hohenstein'schen Grafen Ernst, der am 8. Jul. 1593 in Walkenried starb und begraben ward, wurde deshalb die Grafschaft Hohenstein als Halberstädt'sches Lehnstück in Besitz genommen.

Der letzte Abt von Walkenried hieß Georg Kreite, der nur als Schlußstein der Aebte genannt zu werden verdient. Sein Vater war ebenfalls Mönch in Walkenried gewesen, er hatte aber nach dem Bauernkriege seine Mönchskappe weggeworfen und ein Weib genommen. Er that seinen Sohn wieder in Walkenried auf die Schule, und dieser war so glücklich, obgleich er noch sehr jung war, zum Abte erwählt zu werden. Er trank und spielte nur und der Ilfeldische Abt Mich. Neander (s. dessen Ilfeld. Chron.) schreibt von ihm: „Der lahme, hinkende Schüler war ein alber socius, trug an jeglichen seiner Fingern güldene Ringe, schöne, fuchsene Schauben und Pelze, und schenket einem hier, dem andern dar, war auch auf der Karten also geübet, daß er auf einem Abend ein 40 oder 50 Thaler verspielen kunnte und hatten die Rentmeister, die Hohensteinischen Diener und Räthe eine melkende Kuh täglich an ihm und war von Jedermann gnädiger Herr genennet .... Derselbe hatte kein besser Lob, weil er lebte, denn daß in Küchen und Keller wohlstunde. — Er soff sich zu Tode!" — Dies geschah wirklich und liegt er auf der linken Seite bei dem Altar, wo jetzt das Hohenstein'sche Begräbniß ist, begraben. —

Nun wurde kein Abt wieder gewählt, sondern Graf Ernst von Hohenstein erklärte: er wolle zur Ersparung großer Kosten, die auf die residirenden Aebte verwandt werden müßten, die Administration des Klosters selbst übernehmen, sich außerhalb des Klosters aufhalten und an seiner Statt einen Procurator bestellen, der ihm genaue Rechnung ablegen sollte.

Im J. 1583 hielt er einen Convent im Kloster, worin er die Geistlichen ermahnte, ihren Aemtern gewissenhaft vorzustehen und ihren Gemeinden ein gutes Beispiel zu geben. Auch verordnete er, daß in Zukunft alle Prediger seiner Grafschaft in diesem Kloster ordinirt werden sollten.

Den 8. Jul. 1593 starb er im Kloster und sein Leichnam wurde erst in einen hölzernen und dieser in einen zinnernen Sarg gelegt und den 18. Jul. in der Klosterkirche beigesetzt. Sein Begräbniß ist noch zu sehen und weil er ohne männliche Erben verstarb, so wurde sein gräfliches Wappen, Zügel und Schwert mit ihm begraben. Die Leichenpredigt hielt ihm der damalige Rector und Pastor des Klosters, Magister Heinrich Eckstorm, Verfasser der oft citirten Chronik von Walkenried.

Bereits den 11. Jul. ließ Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg, Bischof von Halberstadt, durch seinen Kanzler Dr. Jagemann, von der Herrschaft Lohra und Clettenberg Besitz nehmen und den Convent von Walkenried auffordern, einen Administrator zu wählen. Der Convent bat, der Herzog möge die Administration selbst übernehmen und diese Bitte wurde sehr gnädig aufgenommen. Nach seinem Tode wählten sie seinen Nachfolger, den Herzog Friedrich Ulrich. Kaiser Ferdinand war aber damit sehr unzufrieden, gab die Grafschaft dem Grafen von Thun für 60,000 rhein. Gulden wiederkäuflich und trug Wallenstein auf, denselben mit

Güte oder Gewalt in sein Besitzthum einzuführen. Der Herzog von Braunschweig widersetzte sich zwar, allein umsonst. Auf Wallensteins Befehl mußte der Halberstädt'sche Commandant und Freiherr von der Ehre, Obrist David Becker, in Bleicherode die Stände von ihrem Eide gegen den Herzog von Braunschweig und Lüneburg entbinden und sie für den Grafen von Thun in Eid und Pflicht nehmen. Der damalige Prior von Walkenried, Hildebrand, wollte anfänglich auf diesem Landtage nicht erscheinen und begab sich auf den Klosterhof nach Nordhausen; allein Becker schrieb an den dortigen Rath und befahl ihm im Namen des Kaisers den Prior von Walkenried nach Bleicherode zu schaffen. Nun mußte Hildebrand erscheinen und, ungeachtet seiner Protestation, den Handschlag geben, hinfort den Grafen von Thun als seinen Herrn anzuerkennen.

Im J. 1629 kamen mehrere Commissarien: Caspar von Questenberg, Prämonstratenserabt des bei Prag liegenden Klosters Strohhof und Silo, Barthold Nihusius, Probst zu Althaldensleben (später zu Ilefeld) und Andere, mit Mönchen und Meßpriestern nach Nordhausen in der Absicht, nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in der ganzen Grafschaft den Katholicismus wieder einzuführen. Der Prior von Walkenried, Hildebrand, wurde aufgefordert, nach Nordhausen zu kommen. Er erschien mit schwerem Herzen und wurde behandelt wie ein Gefangener, ihm auch angekündigt, daß sein Kloster auf Befehl des Kaisers und auf Begehren des Grafen von Thun den Cistercienermönchen wieder übergeben werden sollte. Der Generalcommissar des Cistercienserordens, Johann Martin Mayer, begab sich mit einer Compagnie Croaten, die Hildebrand gefangen mit sich führten, nach Walkenried und nahm den 20. Jan. 1629 das Kloster in Besitz. Zugleich wurde an den Abt des reichen Cisterciensserklosters Kaisersheim in Schwaben geschrieben, Mönche nach Walkenried zu schicken. Hildebrand aber blieb mit Mayers Erlaubniß noch ein halbes Jahr im Kloster, zog dann nach Goslar, später nach Nordhausen und endlich nach Sachsa. Schon nach einigen Wochen kam der Abt von Kaisersheim mit mehreren Mönchen in Walkenried an, ließ die Bilder Luthers und Melanchthons aus der Capitelstube werfen, weihete den Ort auf's Neue und hielt wieder Messe. Den 26. April ernannte er auch in der Kirche einen seiner Mönche, Christoph Kolichen, zum Abte.

Als aber Gustav Adolf nach Deutschland kam, die Kaiserlichen schlug und die von den Katholiken gedrückten Länder und Städte in Schutz nahm, so geriethen die Katholiken in große Furcht, besonders aber diejenigen, welche mit Gewalt die schon reformirt gewesenen Klöster nebst ihren Einkünften in Besitz genommen hatten und Viele verließen ihre Besitzungen wieder, ehe nur Gustav Adolf herankam. Zu diesen gehörte Christoph Kolichen. Als dieser nämlich erfuhr, daß Tilly den 7. Sept. 1631 bei Leipzig von den Schweden geschlagen sei und durch Thüringen und das Halberstädtsche verfolgt werde, ergriff er mit seinen Mönchen die Flucht, nahm aber den kostbaren und überaus schönen Altar aus der Kirche mit sich und

brachte ihn nach Prag, wo er noch heute als etwas ganz Vorzügliches gezeigt wird. Es finden sich folgende Worte daran:

Praeclarissimum hoc opus perfectum est procurante Johanne Piper, Priore officiosissimo, lectore insuper promptissimo et Hansone Paphon quasi Apelle altero pingente. M.CCCC.XCIX.

Nun erschien Hildebrand wieder von der Sachse mit den noch übrigen alten evangelischen Klosterbedienten; die völlige Einnahme geschah jedoch erst am Weihnachtsfeste 1631. Lange blieb es aber unruhig und noch im Jahr 1637 plünderten es die Kaiserlichen, so daß der Abt sammt den Klosterbedienten nach dem Klosterhofe zu Nordhausen flüchten und daselbst bis auf ruhigere Zeiten bleiben mußte.

Nach dem im Osnabrücker Reichsfrieden befindlichen Artikel: es solle Alles, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, so werden, wie es am 1. Januur 1624 gewesen sei, wurde Walkenried evangelisch und kam auch wieder in die Hände der Herzöge von Braunschweig. Der Herzog Christian Ludwig ließ gelehrte Männer berufen und Schüler aufnehmen. Er hat den Ruhm, alle Einkünfte nur zu des Stiftes Bestem verwandt zu haben.

Der letzte Rector von Walkenried war M. Joh. Moring (von 1659 — 68.) Dieser begab sich, da die Schule ganz einging, mit den übrigen Lehrern nach Braunschweig und es wurde ein Prediger statt seiner verordnet. Jetzt ist eine Superintendentur in Walkenried.

Seit jener Zeit steht das Kloster öde und verlassen da und wurde zu der herrlichen Ruine, die wir noch mit Staunen und Bewunderung betrachten. Die drei schönsten Fragmente, welche man noch sieht, sind die Reste der Kirche, welche, wie schon gesagt ist, 274 Fuß lang, 117 F. breit und 74 F. hoch war. Da die beiden Enden derselben noch stehen, so kann man sich von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugen. Vieles mußte, weil es den Einsturz drohte, abgebrochen werden und die schönen Quadern sind weithin, selbst bis nach Cassel verführt, das Schloß und das Hospital in Walkenried, die Jacobikirche in Nordhausen, die Garnisonkirche in Blankenburg, die Kirchen in den Dörfern Wosleben, Steine, Gudersleben, Mackenrode u. s. w. sind von ihnen erbaut worden, und dennoch sind so bedeutende Reste übrig geblieben. — Will man den düstern Kreuzgang mit seinen zahllosen Monumenten, die Kirche und andere Merkwürdigkeiten beschauen, so wende man sich an den Herrn Cantor Quaritsch, der mit der Geschichte Walkenrieds wohlvertraut ist und sich ein Vergnügen daraus macht, Reisende umherzuführen. Zuerst wird man in den vollständig erhaltenen Kreuzgang geführt, der gewiß einen jeden Freund altdeutscher Baukunst entzücken wird. Einen besondern Eindruck macht es, wenn man ihn des Abends besucht, wenn „Luna, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne," über dem Walde emporsteigt und durch ihr magisches Licht den ohnehin schon gewaltigen Effect um ein Bedeutendes vermehrt. Die

tiefste Stille herrscht dann rings umher, das blasse Licht des Mondes glänzt geisterhaft durch die Bogenfenster und wandelt in kühlen Schauern, im Geleit von Schatten, mit dem Schimmer der Verklärung leise an den grauen Mauern hin.

Die Mauern der verödeten Abtei
Entragen schauerlich im Mondenlicht
Dem wildernden Gesträuch, das ohne Scheu
Sich um die öden Fensterhöhlen flicht.

Und längs dem finstern Kreuzgang hingereiht,
Stehn Grabesmähler, von Gesträuch umbebt,
In deren Nähe der Vergangenheit
Gebild' erstehn und Geisterräuseln schwebt.

Aus dem Kreuzgange tritt man in die jetzige Kirche Walkenrieds, welche sonst die Capitelstube war. Sie ist nicht sehr groß, enthält aber manches Merkwürdige. Zuerst fällt eine Rittergestalt in die Augen, welche unfern des Altars mit gefaltenen Händen kniet. Sie stellt den Herzog Ernst den Jüngern von Braunschweig vor, der hier begraben liegt. Ein anderes Monument ist das des letzten Hohensteiner's, auf dem man Folgendes liest:

D. O. M. S.

Generoso Domino, Domino Ernesto ex illustri et perantiqua Comitum Honsteinensium prosapia oriundo, Domino in Lora & Clettenberg, Phrontisterii hujus administratori fidelissimo, majorum famam pietatis & omnium heroicarum Virtutum studio exornanti, de subditis, cum in vivis esset, optime merenti, vitae vero cursum vera fide in Christum Jesum finienti, inclyta Domina, Domina Agne ex illustri Comitum Ebersteinensium familia prognata, Domina in Neugarten & Massau, marito desideratissimo, cum quo in hoc mundo conjunctissime vixit annum unum dies viginti, eheu quam breve tempus! in altero autem coram Christo in contubernio Sanctorum cum ipso victura innumeras annorum myriades, hoc monumentum pii amoris & gratae memoriae testimonium hic prope quietis locum suo aere posuit anno salutis humanae cIↃ. IↃ. cII.

Viator, quisquis es, parumper siste gradum, et quam nihil uspiam in rebus humanis stabile sit, ipse tecum perpende; Inclytus hic Comes Ernestus, qui inter majores quam plurimos generosissimos Heroas, inter avias autem non paucas principum, Ducum & Electorum gnatas numerare potuit, omne id, quod ex illustri Familia & accepit, & ipse generavit, Spiritum Deo creatori & Redemptori, corpus autem terrae matri commendando, vix 31 annorum spacio in mortali hac vita decurso, postremus laudatissimae suae Familiae, huc deposuit, unicam Filiolam virginem Erdmutam Julianam (Dorothea enim Elisabetha mox parentis obitum secuta est)

solius honoratissimi paterni nominis, & avitae pietatis haeredem post se relinquens. Usque adeo verum est, quod sapientissimus Regum scripsit: Generatio una praeterit, generatio alia emergit. Sed immortalis gratia sit Christo Jesu Servatori, qui solius sanguinis sui merito sempiternam perennitatem nobis acquisivit, in qua infinitis seculorum seculis ipsum celebraturi sumus, Amen, sit memoria justi in benedictione.*)

Auf seinem Grabsteine befinden sich folgende Worte:

Der Wohlgebohrne und Edle Herr, Herr Ernst, Graffe von Hohnstein, des Nahmens und Stammes der Letzte, Herr zu Lara und Clettenberg, Administrator des Stiffts Walckenreden, ist Anno Domini M.D.LXII. den XXIV. Febr. frühe zwischen 1 und 2 Uhr zu Clettenberg gebohren, und Anno Domini M.D.XCIII. den VIII. Julii frühe um II Uhr seines Alters also XXXI Jahr IV Monath, XXII Tage, zu Walckenreden in Gott seelig entschlaffen, dessen Seele Gott gnade, Liegt allhier begraben. Sap. 3. Der gerechten Seelen sind in Gottes Hand.

Ein an der Wand hängendes, in Holz geschnittenes Bild, die Auferstehung Jesu, ist meisterhaft. Besonders ist der eine Krieger recht brav gearbeitet. Die künstlich geschnitzte Kanzel soll ein gefangener Schäfer verfertigt haben, der dadurch seine Freiheit wieder erhielt. An den Wänden sind noch dieselben Sitze, deren sich die Mönche bedienten, und auf denen sie halb saßen, halb standen, was, besonders nach dem Essen, der Verdauung sehr zuträglich war.

Gleich neben dieser Kirche führt eine Treppe empor. Gleich unten an den ersten Stufen stehen mehrere in Stein gehauene Figuren, von denen die eine die Stifterin des Klosters, Adelheid von Clettenberg, vorstellt. — Man erzählt von ihr dieselbe Sage, welche Körner in dem Gedichte „Der Kynast" besungen hat.

> Adelheid habe nämlich einen ganz absonderlichen Widerwillen gegen das Heirathen gehabt und von jedem, der um sie angehalten, verlangt, daß er dreimal die Ringmauer der Burg Lohra umreiten solle. Viele hätten einen Versuch gemacht, das Wagstück zu vollbringen, wären aber zerschmettert in die Tiefe gestürzt. Später habe sie darüber, daß sie die Ursach von dem Tode so vieler, wackerer Männer geworden, die heftigsten Gewissensbisse empfunden und das Kloster Walkenried gestiftet, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. —

Es fehlt aber dieser Geschichte an jedem gültigen Zeugnisse.

Einige Stufen höher auf dieser Treppe wurde einst ein Graf Otto von Hohenstein ermordet. — Als nämlich im J. 1323 der 18. Abt Johannes starb, wünschten die Grafen von Hohenstein, daß ihr Bruder Otto, der schon lange Mönch in Walkenried war, zum Abte gewählt würde, allein der Convent wählte einen andern, den

---

*) Als Inschrift eines Monumentes glaubten wir die Ursprache unverändert stehen lassen zu müssen, obgleich wir außerdem Einschaltungen in fremden Sprachen zu vermeiden suchen. Anm. d. Redaction.

Conrad II. von Duderstadt. Die Grafen hielten sich für beschimpft und suchten die Güter, welche ihre Vorfahren dem Stifte geschenkt hatten, einzuziehen. Conrad aber reiste sogleich nach Rom und bewirkte, daß alle Grafen von Hohenstein mit ihren Freunden und Dienern bis ins vierte Glied verflucht und in den Bann gethan wurden. (cf. Eckst. Chr. W. pag. 130). Die Grafen erschraken nicht wenig, während die Mönche frohlockten und in ihrem Uebermuthe so weit gingen, den zum Abte vorgeschlagenen Grafen Otto auf dieser Treppe zu überfallen und mörderischer Weise zu erwürgen.

Noch einige Stufen höher wird die Lutherfalle gezeigt, wo, wie allgemein erzählt wird, der große Reformator von den tückischen Mönchen in die Tiefe gestürzt werden sollte, welcher scheusliche Plan jedoch durch ein voranlaufendes Hündchen, welches in den Abgrund sank, verrathen wurde. Auf jeden Fall ist diese Erzählung bloß Legende, denn es ist wahrscheinlich, daß Luther nie nach Walkenried gekommen. Der Name rührt, wie schon Lancher (Wappen des Grafenhauses zu Stolberg p. 41) vermuthet, wahrscheinlich vom Abte Luderus (1309 — 17) her.

Die Torturkammer und der Landchartensaal, die noch gezeigt werden, sind der Besichtigung nicht werth, eben so wenig wie der Zauberssaal, auf dem sich eine courieuse Geschichte zugetragen haben soll, welche Henning Behrens in seiner Hercynia curiosa p. 193, erzählt.

Es ist einstmals an gedachten Orte von den Knaben zur Lust ein Zeichen geleget worden, um zu versuchen, wer unter ihnen darüber und am weitesten springen könne, indem nun solches geschieht, trägt es sich zu, daß ein Knabe, so, dem Bericht nach, von Ellrich soll bürtig gewesen und mit Namen Damius geheißen, darüber auf einen gewissen Platz springet, und nicht wieder davon kommen kann, es mögen denselben auch die mitspielenden Knaben reißen und zerren, wie sie wollen, dieserwegen zeigen etliche derselben solches dem Rector an, welcher denn kömmt und den Knaben noch unbeweglich antrifft, kann ihm aber so wenig als die Knaben helfen, es fällt ihm aber bei, daß solches von einer zauberischen Beschwörung herrühren müsse, und sagt dem Knaben: er solle fleißig um sich schauen, ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblicken könne, welches der Knabe thut, und wird über sich einen Cirkel gewahr, siehet auch an der steinernen Wand nach Osten eine griechische Schrift, gegen Süden aber etliche Charaktere stehen, welches er theils herlesen, theils beschreiben muß, woraus der Rector versteht, daß in der Mauer ein Schatz verborgen sei, und derjenige, welcher zu der Zeit, da solches geschehen, mit seinen Füßen den auf die Erden gemachten Punkt berühren würde, die Schrift sehen, und das Verborgene offenbaren solle. Sobald der Rector dieses verstehet, wird der Knabe wieder los, und gehet aus dem beschwornen Cirkel heraus, wohin er will. Hierauf zeiget der Rector solches an, da denn nach dessen Anweisung gesuchet, und ein steinern Geschirr mit Gelde eingemauert gefunden wird. Solches Geld soll sehr dünnes Schlages, auch so groß als ein Ortsthaler gewesen sein, und hat man dasselbe hernach mit dem Geschirre Herzog Christian Ludewigen, christ-

mildester Gedächtniß nach Zelle übersendet. Der Ort, wo solcher Schatz gestanden, wird noch diese Stunde denen Curiosis gezeiget, und ist ein viereckigtes auf gedachtem Saale in die Mauer gemachtes Loch, welches mit Steinen so wohl gefüget ist, daß man solches mit andern Steinen künstlich hat zuschieben, und mit Kalk überstreichen können. Ob aber das in diesem Loche gefundene und mit Geld angefüllete Geschirr ein Topf oder, wie einige wollen, ein Kästlein gewesen, muß man dahin gestellet sein lassen, zumalen da solches nichts zur Sache thut. Auf diesem Zaubersaale ist Anno 1687 Herr D. Weitz, Hochfürstl. Sächs. Rath, Leib-Medicus und Bürgemeister in Gotha mit einigen andern gegangen, um daselbst aus Curiosität die Metallruthe zu gebrauchen, da sie denn nicht weit von gedachtem Loche starke Züge der Ruthe angemerket, haben aber wegen großen Schreckens, so ihnen allen ankommen, ablassen müssen, denn es am hellen Tage etwas dunkel um sie geworden, und obgleich keiner den andern feig gemachet, sind sie doch alle erblasset gewesen, derowegen sie sich bald wieder in Sicherheit gerettet, allwo sie einander fast gleichförmig erzählet, daß jedem gewesen, als wäre ein Wind durch ihn hingegangen, und sie mit den Haaren bis an die Decke gezogen worden, wie solches Herr Samuel Reiherus I. C. und Mathematum Professor zu Kiel in Holstein in seiner Dissertatione Juridico-Philosophica de nummis quibusdam ex Chymico metallo factis Cap. 36. §. 20. p. 135. seq. aus Herrn D. Weitzens Epistel angeführet.

Man glaubt allgemein, daß außer diesem Schatze hier von den Mönchen unter gewissen Beschwörungen noch mehrere eingemauert seien. Selbst von Seiten der Regierung wurden vor ungefähr 15 Jahren Nachgrabungen veranstaltet, die aber nicht den mindesten Erfolg hatten. Auch erzählt man sich, daß die Figuren oben an den Pfeilern und der Decke des Kreuzganges eine gewisse, geheime Bedeutung hätten. Oft sind Mönche erschienen, die sie lange und aufmerksam betrachteten und noch jetzt erscheint zuweilen

Ein alter Mönch in den Trümmern
Und schreitet durch's hohe Portal,
Im Frühling, im wärmenden Sommer,
Und werden die Blätter fahl.

Er nickt mit den hohlen Augen,
Und zählt mit ragendem Stab
Dreimal, bedächtigen Ganges,
Die Pfeiler, hinauf und hinab.

Nie hat er Antwort gegeben,
Nie eine Frage gethan,
Und nimmer sieht man ihn gehen,
Und nimmer sieht man ihn nahn!

E. Duval.

Die Teufelsmauer

mit der sie betreffenden Sage,

und

Die Gegensteine

mit dem dazu gehörenden Mährchen.

Die Teufelsmauer.

In der Nähe von Blankenburg erhebt sich ein schmaler Bergzug, Heidelberg genannt, welcher sich bis nach dem Dörfchen Timmenrode südostwärts, dann in die südliche Gegend von Quedlinburg zieht und ohnweit Ballenstädt im Anhaltischen nach und nach verliert. — Auf diesem schmalen Rücken steigen in vielen Unterbrechungen wunderbar und grotesk gestaltete Quadersandsteinmassen, mit vielen sandigen Eisenadern und mit Klüften voll Thon und Farbenerde durchzogen, theils kahl und nackt, theis mit Moos und Strauchwerk bedeckt, empor. Wie absichtlich von Menschenhänden zusammengefügt, erheben sich diese Gestaltungen hier als schroffe Klippen hoch auf, senken sich dort durchklüftet und zertheilt nieder, verkriechen sich dann unter dem mit zersplitterten unordentlich umhergeworfenen Steinbrocken bedeckten Boden, tauchen diesseit Nienstädt in der Nähe der Bode wieder auf, weisen den Lauf des Flusses in einem Bogen und bleiben mit Unterbrechungen in einer Ausdehnung von mehr als zwei deutschen Meilen sichtbar. — Zwar finden sich in andern Gegenden ähnliche Naturerscheinungen, aber kaum irgendwo in einer so beträchtlichen Ausdehnung und in solchen merkwürdigen Formationen; und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich dem Beschauer und Forscher Vermuthungen und Folgerungen der verschiedensten Art über die Entstehung dieser seltenen Erscheinung aufdringen; wenn sie bald den entgegenstrebenden Elementen zugeschrieben, nämlich entweder für Ueberbleibsel überflutender Wasserströmungen, oder für Spuren vulkanischer Revolutionen gehalten wird; wenn selbst kundige Gelehrte früherer Zeit, sie für einen Bau riesenhafter Urvölker erklärten, und wenn der sich so gern zum Wunderbaren neigende Volksglaube das, was er sich nicht natürlich erklären konnte und was ihm grauenhaft vorkam, für ein Werk des Teufels hielt, ihm einen der Phantasie dunkler Vorzeit entsprechenden Zweck unterlegte und sich so folgende Fabel bildete:

Der Teufel, — so lautet die Sage — faßte den Entschluß, seine Herrschaft über die Erde mit Gott zu theilen; — um nun die Grenze dieser beiden Gebiete genügend zu bezeichnen, zugleich aber auch um den Verkündern und Verbreitern der Lehre Jesu, den Zugang in seinen Theil durch ein unübersteigliches Bollwerk zu verwehren, begann er mit über- oder vielmehr unterirdischer Zauberkraft, den Bau einer kolossalen Mauer; die überwiegende Allmacht des Weltenschöpfers aber, von welchem Satan abgefallen war, zertrümmerte mit ihren Wetterstralen stets das in finstern Nächten aufgeführte Werk des Höllenfürsten, so daß er endlich von seinem Vorhaben abging und die Trümmern seines verunglückten Beginnens theils stehen ließ, theils in Wuth über seine Ohnmacht, umher schleuderte. —

Dies ist die Sage, wie sie noch heute im Munde des Volkes lebt, und wie sie uns, wenn wir uns in den Geist jener Zeit, in welcher sie entstanden sein mag, versetzen können, als ziemlich folgerecht erscheinen muß; die Sage, von welcher dieser Bergzug den noch heute stattfindenden Namen der Teufelsmauer erhalten hat. Was die ausschweifende neuere Phantasie noch für gut finden mag dieser Sage als Zusatz beizufügen, als z. B. eine mit Haaren herbeigezogene Zusammenstellung mit der großen chinesischen Mauer; — lassen wir dahin gestellt sein; es entbehrt jene Weihe, welche die seit Jahrhunderten auf Generationen fortgeerbte Sage besitzt, sie mag dem aufgeklärten Kritiker so ungereimt erscheinen als sie will; und neue Erfindungen dieser Art, dürften schwerlich Glück machen. Eben so wenig können wir die hier und da aufgestellte Angabe verbürgen, daß in den Höhlen unter der Teufelsmauer das Vehmgericht sein heimliches Wesen getrieben habe, was man durch einige aufgefundene Gegenstände belegen will, die man für Werkzeuge hält, deren sich bei jenen Schreckensgerichten Freigrafen und Schöppen bedient haben sollen. Dieser Gegenstand dürfte übrigens mit den sich ohnweit Blankenburg an die Teufelsmauer anlehnenden Ruinen der Kucksburg in Verbindung stehen, und was darüber zu ermitteln ist, in diesen für sich bestehenden Artikel gehören.

Nicht allein das Anschauen der Teufelsmauer von unten, ist in den vorerwähnten Beziehungen als höchst interessant zu empfehlen, auch das Besteigen derselben auf mehreren zugänglichen Punkten ist als reich lohnend anzurathen. — Der Blick wird hier vom Erstaunen gefesselt über die aufeinander gethürmten Felsenblöcke, welche den herrlichsten Vorgrund zu den reizenden, weit ausgebreiteten Landschaften bilden, die man von diesen Punkten aus übersieht. — Der höchste dieser Punkte, der sogenannte Großvater ohnweit Blankenburg kann ebenfalls bestiegen werden und ist mit einem eisernen Geländer umgeben. (Siehe die Abbildung). Hier feiern die Bewohner Blankenburgs und der Umgegend seit Jahrhunderten alljährlich am ersten Pfingsttage ein Volksfest, das, wenn wir auch seine Entstehung nicht nachweisen können, doch der Bemerkung werth ist. — Es versammeln sich nämlich in der Frühe des genannten Tages Hunderte von allen Ständen und von jedem Alter hier um die

Sonne des heiligen Pfingstfestes feierlich zu begrüßen, welche schöne Feier das Blankenburger Schülerchor mit seinem wohltönenden Gesang in der Regel erhöht. — Zwar mag wohl im Laufe der Zeit, auch dieses erhebende Fest viel an seinem ursprünglichen gewiß frommen Charakter verloren haben und durch Beimischung mancher profanen Beziehungen, gleich mancher andern guten alten Gewohnheit, eine andere minder geistigerhebende Gestalt angenommen haben; es bleibt jedoch eine lobenswerthe und erfreuliche Volksthümlichkeit, deren Wiedererhebung auf den frühern würdigen Standpunkt, ja nur von einer der Sache entsprechenden Leitung abhängen kann. — Reicher geschmückt, als von dem Großvater aus, zeigt sich die Gegend auf einem andern Punkte, dem Ziegenkopf, nicht weit von dem Ersteren, und nur wenige hundert Schritte von dem Fahrweg nach Elbingerode entfernt. Auf dem Ziegenkopf will man Spuren eines erloschenen Vulkans gefunden haben; der Berg ist Grünstein, der allerdings zu den Gebirgsarten gehört, welche ihre Entstehung feurigen Einwirkungen verdanken.

Die Natur hat unsere Harzfelsen und auch unsere Teufelsmauer nicht von ihren wunderbaren Spielen ausgeschlossen, welche zum großen Theil allerdings auf eine ziemlich lebhafte Phantasie des Beschauers berechnet sind. — So macht man z. B. auf einen Felsenvorsprung an der Festung Königstein in Sachsen aufmerksam, welcher das Profil des Königs von Polen, August des Starken darstellen soll und deshalb die Königsnase heißt; — und so hat man in den schottischen Bergen die natürlichen Büsten von Pitt und Wellington entdeckt. — An der Teufelsmauer unweit Timmenrode wird dem Reisenden der Ludwigsfelsen gezeigt, der seinen Namen von der frappanten Aehnlichkeit mit dem Profil des Königs von Frankreich Ludwig XVIII.*) hat, welche man an ihm wahrnehmen will und welche von dem berühmten Zeichner Roßmäsler zuerst entdeckt worden sein soll. — Besonders interessant wird dieser Umstand dadurch, weil Ludwig XVIII. von den Unruhen in Frankreich vertrieben, sich längere Zeit, unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig, in einem unscheinbaren Bürgerhause in Blankenburg aufhielt.

Die Sage des Harzes beschäftiget sich ausgezeichnet viel mit dem Teufel, indem sie ihm, außer der Teufelsmauer, eine Brücke, einen Kessel, ein Bad, ja sogar eine Kanzel zueignet, wovon am passenden Orte die Rede sein soll, und man möchte beinahe in die Versuchung kommen, der Abendzeitung beizustimmen, welche (vom 13. November 1838) auf die Frage: „welche Gegend wahrscheinlich sogar der Teufel für die schönste gehalten habe," antwortet: „Die zwischen Blankenburg am Harze und dem Brocken, denn keine zeigt so viele Spuren von seiner früheren Absicht seine Residenz darin aufzuschlagen, als sie. Auf der einen Seite Blankenburgs stehen ja

*) Nach andern Angaben, als der hier zum Grunde liegenden, soll es das Conterfei Ludwig XVI. darstellen. Der Verfasser hat beide Monarchen nicht lebend gesehen, kann also über die Richtigkeit nicht entscheiden.

ihre Grundmauern noch, auf der andern hatte er sich einen Kessel und ein Bad eingerichtet und auf dem Blocksberg selbst sich gar eine Kanzel erhöht."

Mag nun aber dem Allen sein wie ihm will, die Teufelsmauer würde, selbst wenn sie einen andern Namen und ihr die Sage nicht eine so grauenhafte Charakteristik gegeben hätte, eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Harzes bleiben und die aufmerksame Beachtung jedes Harzbesuchers verdienen.

Nirgends anders, als bei der Beschreibung der Teufelsmauer, dürfte die Erwähnung einer Naturmerkwürdigkeit so passend sein, welche streng genommen noch zu der Teufelsmauer gehört und so zu sagen ihren Schlußstein bildet; es sind dies die sogenannten

Gegensteine,

nördlich von Ballenstädt nicht weit von dem Wege nach Quedlinburg, nahe bei der Fasanerie Zehling, deren Name von einem hier noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesenen Dorfe herrührt. — In der Ferne schon erblickt man zwei riesig und ungeheuer aus der schönen Ebene empor steigende dunkle Massen und weiß sich nicht zu deuten, was man sieht; ob die Natur diese Kolosse, Producte ihrer Allgewalt, als Zeichen ihrer Größe dahinstellte, oder ob es die Trümmern eines Titanenbaues sind, mit welchen die Wogen der Sündfluth ihr zerstörendes Spiel trieben. — Je näher man aber kommt, desto mehr wird man überrascht, denn man erkennt, daß es zwei einzeln stehende Felsen oder Bruchstücke einer Felsenwand sind, welche sich von einer mäßigen Anhöhe mehr als achtzig Fuß hoch erheben, deren einer jedoch beträchtlich höher liegt als der andere. — Der am niedrigsten liegende dieser Felsen gibt, wenn man nach seiner Mittagsseite spricht, in starkem Echo Alles zurück und heißt daher „der laute." Der höher liegende besaß diese Eigenschaft früher gar nicht, und heißt von daher noch jetzt „der stumme", obgleich er, wahrscheinlich seit Wegräumung von Gesträuch und Abtragung einer Erhöhung, auch eine wiederholende Stimme, jedoch nicht in dem hohen Grade wie sein Bruder, von sich gibt. Bis auf die Spitze des Letzteren führt seit 1817 eine Treppe und es bietet sich auf derselben dem Auge ein Panorama dar, welches besonders in der Morgenbeleuchtung überaus reizend ist. —

Ueber nichts sind die chronistischen Notizen mangelhafter, als über die Entstehung der Naturmerkwürdigkeiten, denn der große Weltenbaumeister bedarf keines Buches, in welchem er seine Wunderwerke verzeichnet; und wenn er ein solches bedürfte, so hält er es in seinem Heiligthum verschlossen, bis in welches das sterbliche Auge nicht zu dringen vermag, und daher bleibt der Erdensohn über den Inhalt desselben nur an die Vermuthung, an die Vorstellung von der Wahrscheinlichkeit verwiesen. Daher sei es auch ferne, der Entstehung und Umwandelung der Gegensteine bis zu ihrer jetzigen Gestalt nachspüren zu wollen. Aber der Hang zum Wunderbaren

und Mährchenhaften ist zu mächtig und war es besonders in früheren Zeiten, die dem Geiste keine befriedigenden Resultate seiner Forschungen boten, als daß sich nicht auch an den Gegensteinen die geschäftige Sage hätte versuchen sollen und ich will dem geehrten Leser daher nicht vorenthalten, was noch heutiges Tages, als Uebertragung von Urvätern und Müttern, die Bewohner der Umgegend sich von den Gegensteinen erzählen und den Reisenden, welche nur irgend einige Wißbegier zeigen, mit wichtiger Miene, als ob sie es selbst erlebt hätten, mittheilen:

Zu jener Zeit, als noch dichter undurchdringlicher Wald die Gegend bedeckte, welche man jetzt als lachende, mit Erndtesegen geschmückte Ebene sieht, wo in den Thälern Sümpfe und Moräste lagen und die Höhen von wilden Thieren wimmelten, noch kein Weg und Steg war, auf welchem ein menschlicher Fuß wandeln konnte, da trieben auf der Stelle, wo jetzt die beiden Felsen herausragen, die man die Gegensteine nennt, böse Geister ihr Wesen. Aus der Ferne sahe man es, wie sie zur Nachtzeit, besonders in der Mitternachtstunde, bald wie feurige Kugeln, bald wie hüpfende Flämmchen erschienen, mit Zeterstimmen schrieen und tobten, oder reizende Töne hören ließen, damit die Menschen anzulocken und zu verderben. Viele, die ihrer spotteten, auf keine Warnung hörten und das Treiben der Unholde in der Nähe sehen wollten, sich auch wohl gar bis zu der Erscheinung durch das Dickicht drängten, kamen nicht zurück. Sie wurden von den bösen Geistern durch die Lüfte geführt, man hörte ihr Wimmern und fand sie Meilenweit von der Höhe herabgeschleudert, todt zur Erde liegen. — Nur wer ein Gott geheiligtes Leben führte, reines Herzens, fromm und gläubig unsrem Herrn und Heiland eigen war, dem konnten die Bösen nichts anhaben.

Da ritt ein Ackersmann aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenstedt, früh vor Sonnenaufgang aus, um in der Stiftskirche zu Quedlinburg, welche die Kaiserin Mathilde kaum erst gestiftet hatte, sein Gebet zu verrichten und Absolution zu holen, denn in Ballenstedt war damals noch weder Kirche noch Pater. In frommen Gedanken und daher ohne Furcht, ritt er langsam vor sich hin; es überfiel ihn aber eine unwiderstehliche Müdigkeit, und er schlief ein. — Der Gaul, der keine lenkende Hand mehr am Zügel fühlte, ging vom Wege ab, sich Grünes zu suchen, blieb stehen und fraß. Da erwachte der Bauersmann. Er rieb sich verwundert die Augen, denn er sahe sich in einer ganz unbekannten Gegend, im dunklen Dickicht, ohne Weg und Steg; rings um ihn her thürmten sich hohe Felsen auf, die ihn beinahe einschlossen; — er hörte Wasser brausen und unter sich ein tobendes Geräusch, im Vordergrund aber gähnte ihn eine tiefe Höhle an.

Der Ackersmann hatte von alle dem nie etwas gehört und kannte eine solche wilde Gegend in der Nähe seines Wohnortes nicht; er meinte durch Zauberei in ein fernes Land versetzt zu sein. Besorgt schauete er vom Gaule herab Alles an und überzeugte sich endlich, daß er nicht träume, denn die Sonne glänzte über der schauerlichen Ge-

gend und der Gaul graſete munter fort. — Wohl kam ihm der Gedanke bei, daß er ſich in dem Bereich böſer Geiſter befinde, und eiskalt lief es ihm über den Rücken hinab; doch hatte er auch nicht den Muth umzukehren, denn er fürchtete die Unholde möchten ihn verfolgen; — er befand ſich daher in einer peinlichen Lage, denn hier verweilen durfte er ja auch nicht. — Indeſſen verlor ſich alles unheimliche Geräuſch und Toben, es ward ruhig um ihn her, munter flatterten die Vöglein der Sonne entgegen und kein Zeichen von Unſicherheit und Gefahr war bald mehr vorhanden. — Da faßte der Ackersmann Zuverſicht und Vertrauen, blickte ohne Scheu umher und beſah Alles genau, wobei er ſich vornahm, am andern Tage mit Weib und Kindern an dieſelbe Stelle zu gehen und ſie zu überzeugen, daß es Lügen wären, wenn die Leute ſprächen, es ſei hier nicht geheuer.

Aber, was dort in der finſtern Höhle wohl ſein möge? — das mochte er doch auch gern noch wiſſen, und es entſtand ein Kampf zwiſchen der Neugierde und Furcht in ihm; doch die erſtere trug den Sieg davon. — Ach! ich wage es! — rief er aus, ſprang vom Gaul, band ihn an einen Baum und ſchlich leiſen Trittes, als ob es niemand hören ſollte, über die umherliegenden Felsbrocken nach der Höhle. Endlich ſtand er am Ziele, bog ſich vorwärts und blickte mit langem Halſe in den Schlund. — Jeſus, Marie und Joſeph! ſchrie er auf, indem er die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug — was ſehen meine Augen! — und was ſahen ſie? — Mitten in der Höhle eine große Braupfanne voll lauter Goldſtücke, wie eine inwendige Hand, ſo groß. Darauf lag eine ſilberne, glänzende, viereckige Tafel mit rothfeurigen karfunkelnden Steinen eingefaßt und Buchſtaben und Zahlen in der Mitte von großen Granaten; daneben lehnte eine nagelneue Fuhrmannspeitſche und auf der andern Seite lag — ein grimmig großer ſchwarzer Bullenbeißer mit glühend feurigen Augen, die hin und her rollten. — Mit verſchränkten Armen ſtand der Ackersmann wohl zehn Minuten vor dem überſchwenglich großen Schatze, ſinnend, was zu thun ſei; denn der grimmige Wächter flößte ihm zu viel Reſpect ein und er hatte auch nicht einmal etwas in ſeinen Taſchen, womit er ihn vielleicht hätte beſchwichtigen können. — Endlich rief er, ſich ein Herz faſſend, aus: ich verſuche es, ich wage es; ich will mir ja nicht viel nehmen; aber die ſchöne Peitſche, die muß ich auch mit haben. Beherzt ſchritt er nun vorwärts in die Höhle, jedoch unverwandten Auges nach dem ſchwarzen Wächter blikkend, ob er ſich nicht rühre. — Er ſchritt immer weiter vor, — der Schwarze rührte ſich nicht; — er kam bis an den Rand der Braupfanne, — er rührte ſich nicht; — er bog ſich über den Rand, hob die Hand zum Zugreifen — und immer blieb er ruhig. Nun griff er mit beiden Händen in die goldenen Thaler, füllte die Taſchen und ſprang mit zwei Sätzen wieder herauf an den Rand der Höhle.

Hier ſank er ermattet von Angſt und Freude nieder. Aber kaum hatte er ſich erholt, da leerte er die Taſchen und überzählte die Thaler und im Entzücken über den unerwarteten Reichthum überließ er ſich den ausſchweifendſten Träumen einer beglückenden Zukunft. —

Da wieherte sein Roß und scharrte mit dem Fuße. — Geduld alter Gaul! rief der Ackersmann, ich komme gleich; erst muß ich mir nur noch die neue Peitsche holen, die ich vorhin vergessen. — Und wieder stieg er ohne alle Besorgniß vor dem schwarzen Wächter, der ganz ruhig blieb, hinab in die Höhle, ergriff die Peitsche und wollte schon umkehren, — da fiel sein Blick noch einmal auf die goldenen Thaler; und er konnte nicht widerstehen, griff ein- und zweimal hinein mit voller Faust und barg die Beute in der Tasche. Da erhob sich langsam der schwarze Wächter und fletschte knurrend die scharfen Zähne; aber Jakob fürchtete ihn nicht mehr, sondern dachte: „knurre du nur, aller guten Dinge müssen dreie sein, ich nehme noch eine Hand voll. — Aber wie er den dritten Griff thun wollte, da sprüheten die Augen des Thieres sengende Feuerstrahlen, ein fürchterliches Geheul und Getöse, ein Brausen und Stürmen, Blitzen, Donnern und Krachen entstand. Die Erde erbebte, die Felsen umher stürzten zusammen, die Bäume brachen nieder, Sturzbäche rauschten hervor, der Himmel umhüllte sich mit Nacht und Flammen stiegen hoch empor aus der Tiefe.

Zwar wußte der Landmann nicht, wie er aus der Höhle gekommen war, aber so viel Besinnung behielt er doch, um zu sehen, wie der Gott sei bei uns unter gräßlichem Getümmel und Feuerregen, in riesiger Gestalt, in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldstücken, in der andern die glänzende Tafel haltend, aus der Höhle heraufstieg, umgeben von tausend kleinen Teufelsgestalten, und wie Alles umher verschwand und versank, und nur zwei Felsstücke einzeln stehen blieben; wie sich das Teufelscorps hohnlachend in die Luft schwang nach dem am tiefsten liegenden, von den beiden Felsen, (dem lauten) ihn mit einem Fußtritt spaltete, in die Oeffnung hinabfuhr, aus welcher stinkender Schwefeldampf heraufstieg, sie sich dann wieder schloß, und nur im Innern des Felsen, die Goldthaler klingend, wie von Stufe zu Stufe immer tiefer hinabstürzten, dann Alles wieder ruhig ward, sich der Himmel klärte, die Sonne leuchtete und der Gaul immer ungeduldiger scharrte.

Der Bauersmann zitterte und bebte, würde jedoch gern Alles für einen Traum gehalten haben, wenn ihn nicht die Peitsche in seiner Hand vom Gegentheil überzeugt hätte; und in den Taschen fühlte er ja auch das Gewicht der Goldstücke. Er wollte aufstehen, aber die Last in den Taschen zog ihn wieder nieder. Hoch erfreut über die Größe des eroberten Schatzes, griff er in die Tasche; — doch was brachte er hervor? — für jedes Goldstück einen doppelt so großen Kieselstein, und nichts als lauter Kieselsteine, nicht einen einzigen Thaler. — Da starrte er mit gefalteten Händen auf den Kieselsteinhaufen, wimmerte und zitterte vor Schmerz und Jammer über das selbst bereitete Geschick. Weinend setzte er sich auf den Gaul, von dem er zu Hause ermattet sank, sich niederlegte und nicht wieder aufstand, denn nach zwei Wochen deckte die Erde seinen Sarg.

Seitdem dieses passirt ist, soll nun der Gott sei bei uns im lauten Gegensteine sitzen, bei seinem Golde, der Vorübergehenden durch Nachäffen ihrer Töne und Nachsprechen ihrer Worte spotten,

damit die ruhigen Wanderer schrecken, und wer ihn foppt, zu viel auf den Felsen einspricht und lacht, den soll er mit Steinen werfen.

Doch würde diese Sage höchst unvollkommen sein, wenn nicht auch der Möglichkeit darin gedacht wäre, den bösen Geist zu bannen und den Schatz zu heben; diese nun ist in folgender Erzählung enthalten:

Einst zog ein ehrwürdiger Pater des Weges ohnweit der Gegensteine, der hörte von dem Geisterspuk, an welchen er anfänglich nicht glauben wollte; — er ließ sich vor dem Felsen auf die Kniee nieder, schlug drei Kreuze und betete laut zu Gott, daß er diesem Spuk des Höllenfürsten ein Ende machen möge. — Da rief der Böse keines der Worte des frommen Mannes zurück, aber ein leises Geflüster wie von Engelsstimmen erhob sich und gestaltete sich zu folgenden Worten: „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeeres geboren, keusch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtstunde am Tage aller Heiligen vor dem Felsen erscheint, knieend, mit aufgehobener Rechten, dreimal ihren ganzen Namen mit lauter Stimme gegen den Felsen ausruft und dann den Höchsten bittet, den Zauber zu lösen und das Ungethüm im Felsen zu vernichten, so wird der Felsen niedersinken, der Goldschatz heraufsteigen, der Jungfrau Eigenthum sein und der Geisterspuk auf ewig weichen."

Der Mittheiler dieser Erzählung, fügte die Bemerkung hinzu: „Es werde sich wohl schwerlich ein Mägdlein zu diesem Lösungswerk finden; denn gesetzt auch es gäbe eines, geboren auf dem Wasser und so keusch und rein wie die Morgenröthe, was Beides unter die Seltenheiten zu rechnen sein dürfte, so würde es ihm doch ohne Zweifel an Muth fehlen, sich in stürmischer, düstrer Novembernacht allein an diesen schaurigen Ort zu begeben. — Es wird daher mit der Sache wohl beim Alten bleiben, bis es dem, der sie so gestaltete wie sie ist, gefällt, darüber anderweitig zu bestimmen."

Und so wird ohne Zweifel der geehrte Leser mit mir auch denken, den Sinn, der in dem Mährchen von den Gegensteinen, so wie in den meisten der alten Sagen und Legenden, verborgen liegt, aber gewiß ohne weitere Erklärung herausfinden und nach Gebühr würdigen.

Friedrich von Sydow.

Kloster Worbis.

Der Stifter des Kloster Worbis, welches in der kleinen, auf dem preußischen Untereichsfelde liegenden Land- und Kreisstadt Worbis, auch Stadtworbis genannt, 3 Meilen von Mühlhausen und 2 Meilen östlich von Heiligenstadt entfernt, in einer kahlen, ringsum von Bergen eingeschlossenen Gegend gelegen ist, war Friedrich Graf von Beichlingen. Auf welche Weise die Grafschaft Lohra, welcher auch Worbis einverleibt war, nach dem Absterben dieses gräflichen Hauses an das Geschlecht der Grafen von Beichlingen kam, läßt sich aus Mangel an Urkunden gegenwärtig nicht mehr ermitteln. Gewiß aber bleibt es, daß in den ersten dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts die Herrschaft Lohra, mit dem Marktflecken Worbis ein Besitzthum der Grafen von Beichlingen wurde. Als nun die in der Nähe liegenden Cistercienserklöster Büren und Annrode ein neues Kloster ihres Ordens zu gründen beschlossen, war es Friedrich, der sich in einer Urkunde, vom Jahre 1311 als den älteren Grafen von Beichlingen und Herrn von Rotenburg bezeichnet, welcher dem Vorhaben jener Klostervereine willigen Vorschub leistete. Er betrachtete es als eine fromme Pflicht, die Errichtung dieses Klosters zu übernehmen, und der ewigen Belohnung für dieses gottselige Vorhaben gewiß, zu seinem eigenen, wie zu seiner Vorfahren und Nachkommen Segen — wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt — gestattete er zunächst die Anlegung des Klosters in seiner Stadt Marktworbis. Doch den Ehrennamen Stifter und Gönner des neuerrichteten Klosters, welchen er selbst seinen Söhnen Friedrich und Gerhard später beilegt, hätte er ohne Anmaßung von sich nicht geltend machen können, hätte er nicht den Aufbau des Klosters anderweitig kräftig unterstützt. So verlieh er vor Allem einen Bauplatz in der Nähe der St. Peterskirche, und schenkte, das Kloster herzustellen und zu erhalten, eine in der Nähe der Peterskirche gelegene Mühle mit einer Hufe Landes, die Waldung Lyndelo und das Gut Ridisbach. Zugleich gab er der neuen Stiftung die Peterskirche selbst nebst den dazu gehörigen Kapellen des heiligen Nicolaus und der heiligen Brigida zum Eigenthume, mit der Befugniß, Patronatsrechte über jene Kirche auszuüben; so wie denn Friedrichs Willen gemäß das Kloster

aller vor den übrigen Klöstern des Cistercienserordens genossenen Vorrechte und Privilegien ungetheilt genießen, den zeitlichen Vorstehern desselben auch das Recht zustehen sollte, alle im Gebiete des Klosters ergriffene Verbrecher zum Tode zu verurtheilen und dergl. Nehmen wir zu dem Allen hinzu, wie auch das Kloster Annrode, von welchem der erste Impuls zur Gründung eines neuen Klosters zu Worbis ausgegangen war, sein Vorhaben nach Kräften auszuführen strebte, wie unter Andern der damalige Probst desselben, Johann, von den drei Gebrüdern von Sibeleben, die ihnen zugehörige, in der Nähe der Peterskirche unbebaute Stätte Behufs des neuen Baues für 1½ Mark feines Silber käuflich an sich brachte, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn das Werk selbst in der Kürze der Ausführung nahe kam und vollendet wurde. Zwar wird auch hier der Mangel an Nachrichten fühlbar, indem von den nähern Umständen des Baues gegenwärtig nichts Näheres zu ermitteln ist; jedoch bleibt so viel ausgemacht, daß er in den Jahren 1311 — 1320 wirklich zu Stande gekommen war, da in dem zuletzt erwähnten Jahre ein Vergleich zwischen den Konventen des Klosters zu Worbis und zu Annrode abgeschlossen wurde. Jene Anzahl Jungfrauen nämlich, welche von letztgenanntem Kloster unter der Aebtissin Bertradis, Priorin Helmburgis und unter dem Propste Thymo nach Worbis gegangen waren, um eine neue geistliche Colonie daselbst zu gründen, mochten erst nach mannichfachen Versprechungen sich entschlossen haben, ihren zeitherigen Wohnsitz zu vertauschen. Mit den gemachten Versprechungen hatte es aber bisher sein Bewenden gehabt; während die Lage der Nonnen in einem kaum gegründeten, nicht eben reichlich ausgestatteten Kloster, keineswegs von der Art war, auf die ihnen früher gemachten Versprechungen Verzicht zu leisten, auf deren Erfüllung sie dagegen jetzt nachdrücklich drangen. So kam denn der bereits erwähnte Vergleich zwischen beiden Klöstern zu Stande, in welchem das Kloster Worbis gegen eine jährlich überwiesene Rente von 6 Pfund Mühlhäusischen Pfennigen und gegen das Versprechen einer Lieferung von 25 Schafen und 2 Pferden feierlich und mit Zustimmung der Grafen von Beichlingen aller übrigen Ansprüche auf Annrode sich begab, zugleich mit der Erklärung, sich von jetzt an als eigenes, selbstständig bestehendes Kloster betrachten zu wollen, dem mit jenem fernerhin nichts gemeinschaftlich sein sollte, als das Gebet und die geistlichen Fürbitten. Der damals herrschende Sinn und Eifer für eine vermeintliche Religiosität kam jedoch auch der neuen Klosterwelt in Worbis trefflich zu Statten, und wir sehen, wie in der Kürze von verschiedenen Seiten für das Fortbestehen des Klosters gesorgt wurde. Zu den Besitzungen desselben kam auch ein in Thüringen gelegenes Gut Kleinmehler, und ein anderes Sachsenthal genannt, welche insgesammt aber im Vergleich mit mehreren in der Nähe sich befindenden, reichlich ausgestatteten Klöstern nur gering waren. Die innere Entwickelung des Klosters dagegen war die gewöhnliche, und was an die Spitze aller klösterlichen Einrichtungen als eine durch die Geschichte leider nur allzu bekräftigte Wahrheit ge-

stellt werden könnte, daß auf die Zeit des Lebens und Eifers, zu welchem der erkünstelte Reiz der Neuheit antrieb, nur zu schnell Erschlaffung, Lauigkeit und andere damit in Verbindung stehende Verirrungen folgten, ereignete sich auch hier. Wie gut demnach auch die Bemühungen des Erzbischof Dietrich von Mainz waren, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dem herrschenden Verderben durch eine Art Reformation Einhalt zu thun, so konnten sie doch, wofern sie nicht den eigentlichen Kern des Uebels kräftig trafen, den drohenden Untergang nicht abwenden, da dieser wie ein verhaltenes Gift auch von andern Seiten an dem Klosterkörper mächtig zehrte. Die ökonomischen Verhältnisse des Klosters hatten sich nämlich von Jahr zu Jahr immer mehr verschlechtert und im Jahre 1521 war es bereits dahin gekommen, daß der Klosterverein von dem Erzbischof von Mainz, Albert, in einem demüthigen Schreiben die Erlaubniß erbat, welche ihm auch bewilligt wurde — Allmosen zu sammeln. Wie viel nun auch von dieser traurigen Verfassung auf andere, außer der Gewalt des Ordens liegende Umstände fallen mochte, jedenfalls trug er durch unzweckmäßige Benutzung vorhandener Hülfsquellen und durch seine schlechte Verwaltung einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld. Da trat die verhängnißvolle Catastrophe durch den Bauernkrieg ein, in welchem auch Worbis nicht verschont blieb. Das wüthende Heer der Bauern, nachdem es geplündert hatte, wie es Zeit und Gelegenheit gestattete, verwüstete die Wohngebäude und die Kirche des Klosters, steckte die Trümmern in Brand und verwandelte das Ganze in Schutt und Asche. Es blieb bei dem Wunsche, das Kloster von Neuem herzustellen, da einmal dem Kloster selbst alle Mittel dazu fehlten, und da fürs Andere der herrschende Geist jener gährungsvollen Zeit eine Richtung genommen hatte, welche solche und ähnliche Unternehmungen mehr hindern als fördern konnte. So mußte sich denn der Erzbischof von Mainz entschließen, das Cistercienserkloster für aufgehoben zu erklären, und es geschah dieses im Jahre 1540 unter der Priorin Margaretha Thukkers. Von den Klostergütern wurde ein verschiedener Gebrauch gemacht, theils und vor Allem zu Bezahlung der gemachten Schulden, theils zur Dotirung eines Geistlichen an der früheren Nicolauscapelle des Klosters, welche nun zur Pfarrkirche wurde. Einen nicht unbedeutenden Theil derselben bestimmte Churfürst Daniel im Jahre 1580 zur Gründung eines Jesuitencollegiums in Heiligenstadt und der Rest derselben wurde den anliegenden Bewohnern in Erbzins gegeben. — Das Kloster sollte aber in Worbis, wenn gleich unter veränderter Gestalt, noch einmal aufleben, und es trug dazu vor Allem der fühlbare Mangel an Priestern in dem mühsamen Geschäfte der Seelsorge bei, welchem der Erzbischof Johann Philipp abhelfen zu müssen glaubte. Der heilige Franz von Padua hatte nun vor Allem der von ihm gestifteten klösterlichen Gesellschaft die Bestimmung gegeben, durch religiöse Belehrung auf das Volk zu wirken, und so war denn der Orden der Franziskaner gerade derjenige, welcher hier in seiner ursprünglichen Wirksamkeit thätig sein konnte. Das frühere Cistercien-

ser-Nonnenkloster wurde sonach zum Franziskanerkloster. Zwar hatte der eben erwähnte Erzbischof Johann Philipp anfangs nicht die Absicht, das Franziskanerkloster nach Worbis zu verlegen, indem die von ihm herbeigerufenen Franziskaner im Jahre 1666 ihren Wohnsitz zunächst in Dingelstädt nahmen, doch traten manche jetzt unbekannte Umstände ein, welche seinen Entschluß änderten, und es räthlich machten, denselben Worbis zum Aufenthalte anzuweisen. Hier wohnten sie zunächst zerstreut in der Stadt, errichteten eine Kapelle zum heiligen Antonius, woher der Name ihres Klosters: Antoniusresidenz, bis ein im Jahre 1669 am 19. März in Limburg gehaltenes Generalcapitel die neue Verbindung unter Matthias Rütten zum Guardianat erhob. Nach nicht zehn Jahren war schon der Kirchenbau vollendet, so daß am 4. August 1678 durch den Weihbischof Volusius die Kirche mit dem hohen Altare zu Ehren des heiligen Antonius von Padua eingeweiht werden konnte. Die jetzige Gestalt derselben, ein steinernes Gewölbe ohne Pfeiler, rührt jedoch erst aus spätern Zeiten her und sie ist mit den 5 Altären und der Kanzel das Werk eines gewissen Hyacinth Wiegand aus den Jahren 1765 — 1779. Kehren wir nun schließlich noch einmal zu unsern Franziskanern zurück, so bietet deren fernere Geschichte wenig Merkwürdiges dar. Sie sollen thätig in ihrem Berufe gewesen sein, weshalb auch die von ihnen geleistete Unterstützung oftmals nachgesucht und das Verlangen rege wurde, ihre Zahl, die sich bisher auf 18 beschränkt hatte, nach Verlauf der ersten zehn Jahre zu vermehren. Unter ihren Gönnern verdient der vormalige Statthalter im Eichsfelde Domprobst zu Mainz Graf von Elz einer dankbaren Erwähnung. Die neuesten Ereignisse im Gefolge der französischen Revolution bewirkten zunächst das Verbot der Aufnahme von Novizen; die ältern Franziskaner starben allmählig weg, und mit dem Jahre 1824 hörte das klösterliche Beisammenleben gänzlich auf. Das Klostergebäude, welches in dem verhängnißvollen letzten Kriege oftmals zum Lazarethe gebraucht wurde, stand seit jener Zeit unbenutzt da. Erst in neuester Zeit wurde ihm eine andere zweckmäßige Bestimmung gegeben, indem die auf dem Eichsfelde nur zu häufig vorkommende Erscheinung junger rüstiger Bettler besondere Maßregeln nothwendig zu machen schien. So wurde es denn im Jahre 1838 zu einem Zwangs-Arbeitshause eingerichtet und besteht die Anstalt gegenwärtig unter der thätigen Leitung des Rittmeisters Herrn von Rothmaler. Zwar scheiterte der Wunsch für den evangelischen Theil der in dieser Anstalt zu bessernden Individuen die frühere Klosterkirche zu einem Gottesdienste eingeräumt zu sehen, da zeither in Worbis nur ein katholischer Gottesdienst bestand; — doch wurde, um dem Mangel abzuhelfen, ein geräumiges Local der Anstalt für diesen Zweck zum Betsale eingerichtet, zu dessen einfacher, einer christlichen Gottesverehrung angemessener Ausschmückung, sowohl der evangelische Theil der Stadt, als auch Preußens frommer König willfährig die Hand bot.

A. Kegel.

Die Cattenburg.

Versetzen wir uns in jene graue Vorzeit, wo Thüringen ein Feld voller Sümpfe war und kein Sonnenstrahl den dicht verwachsenen Hain erhellte und durchwärmte, so finden wir in einem versteckten Winkel und in undurchdringlicher Waldung eine Burg der alten Catten, die sich mit den Hermunduren um den Salzquell von Frankenhausen stritten. Da, wo das gypsige, reichliches Salz mit sich führende Gebirge etwa eine halbe Stunde abendwärts von Frankenhausen, eine Einbiegung macht, gleichsam eine Bucht bildet, da liegt, fast getrennt vom Gebirg und nur morgenwärts durch eine Erdzunge mit ihm zusammenhängend, der Hügel, welcher eine Burg der alten Catten trug. Nichts ist aber davon noch übrig, als blos dieser Hügel, dessen Gipfel geebnet und zu einem Garten vorgerichtet worden.

Man hat nur eine beschränkte Aussicht von der Höhe der Cattenburg; etwa nur eine halbe Stunde weit nach Süden, wo die dort vorbeiziehende Hainleede den Gesichtskreis schließt und die Oeffnung der Bucht, worin die Cattenburg liegt, gleichsam sperrt. Aber doch war diese Burg an einer frequenten Straße gelegen — an der Straße vom Thüringer Walde nach dem Harze; welche späterhin als Poststraße von Weißensee nach Stolberg gebraucht wurde, jetzt aber nicht mehr gangbar ist. Und wer wollte wohl daran zweifeln, daß die Catten, auf ihren Nomadenzügen, sich solcher Straßen nicht auch bedient haben sollten? — Fand auch kein Verkehr, kein Handel und Wandel statt, so mußte doch leichte Verbindung unter den verschiedenen Gauen, in welche das Land getheilt war, statt finden. — Die Catten übten so gut den Ackerbau wie den Krieg; freilich mag das Feld wohl nicht so begattet worden sein, wie wir jetzt unsere Fluren erblicken; aber der Krieg war ihr Element. Sie werden uns als ein kluges und tapferes Volk geschildert, das den römischen Waffen immer furchtbar war. Ihre Kleidung war ein Thierfell — Milch, Käse und Wildpret waren ihre Nahrung. Niemand hatte Eigenthum — sie lebten, Einer für Alle, und Alle für Einen. Das Land war in Gaue abgetheilt, von welchen ein jeder 1000 Mann jährlich ins Feld stellen mußte, während die Anderen den Acker zu

bearbeiten hatten; der Jagd und Fischerei oblagen. Ein jeder Gau hatte seinen Heerführer, Herzog, der auch das Eigenthum unter die verschiedenen Familien vertheilte.

Die alten Deutschen überhaupt waren entweder Küstenbewohner oder Bewohner des Binnenlandes (Hermionen). Die Catten gehörten zu den Hermionen, und bewohnten das Land zwischen dem Main und der Lahn, dehnten sich aber bis an die Saale und Unstruth aus. Hessen ist das eigentliche Land der Catten, welches durch die Hassi bevölkert worden ist, die aber mit den Catten (Catti) ein und dasselbe Volk ausmachen sollen. Von den Hermunduren wurden sie dorthin verdrängt, die sich darauf in Thüringen behaupteten.

Uebrigens ermangeln über die Cattenburg alle geschichtliche Nachrichten; denn vielleicht schon vor der christlichen Zeitrechnung, in den Kämpfen der Deutschen mit den Römern — in den darauffolgenden Kämpfen der germanischen Völker unter sich selbst, erstand die Burg, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Drusus, welcher in Germanien bis an die Elbe vordrang, verband sich mit den Catten gegen die Cherusker, und legte mehrere Festungen in ihrem Lande an. Es wahr ungefähr im Jahr 9 vor Christus. Durch diese Verbindung wurden die Catten groß und mächtig; zumal die vorher mit den Cheruskern im Bunde gestandenen Völker sich mit ihnen vereinigten. Sie führten daher mit den Cheruskern und Hermunduren viele und blutige Kriege, mußten aber zuletzt doch unterliegen.

Ob Drusus nicht auch die Cattenburg gegründet? Nero Claudius Drusus, Sohn des Tiberius Nero und der Livia, römischer Prätor und Heerführer, zuletzt Consul, unternahm drei Züge um die Germanen zu bekämpfen und unter das römische Joch zu beugen, legte mehrere Festen im Lande der Germanen an; unter andern an der Weser und im Lande der Catten. Warum könnte man ihm nicht auch die Erbauung der Cattenburg zuschreiben?

W. G. Bleichrodt.

Die Kunitzburg.

In dem romantischen Saalthal, ungefähr eine Stunde von Jena entfernt, erheben sich auf der hohen Stirn des Gleisberges, der seinen Fuß in die Saale streckt, die Ruinen der Kunitzburg, so genannt von dem unten liegenden Dorfe Kunitz, im Mittelalter jedoch Gleisburg oder Glitzburg geheißen. Die noch erhaltenen Ueberreste lassen auf den Umfang schließen, den sie ehemals hatte. An dem schroffen Felsenabhang erhebt sich noch eine hohe Mauer mit zwei Fensteröffnungen, die eine durch mannigfache Abwechselung reizende Aussicht auf einen großen Theil des Saalthales gewähren, auf den Strom, der dasselbe in vielfachen Krümmungen durchschlängelt, und auf die rings umher liegenden fruchtbaren Aecker, Obstgärten und Rebenhügel. Ueber die der Kunitzburg gegenüber liegende Bergkette, die sich am Landgrafenberge thalabwärts zieht, und auf deren Höhen den 14. October 1806 die für Preußen und ganz Deutschland unglückliche Schlacht bei Jena geliefert ward, blickt man von der Kunitzburg an einigen Stellen mehrere Stunden weit hinaus. Etwa hundert Schritte hinter den Trümmern jener alten Bergfeste findet man noch in dichtem Gebüsch Spuren des halb verschütteten Schloßbrunnens. Nicht weit davon stand noch vor einigen Jahren ein kleines ländliches Haus, aus neuerer Zeit herrührend und im Jahre 1811 von einer schwedischen Gräfin erbaut, die aus unbekannten Ursachen sich jenen einsamen Zufluchtsort gewählt, doch seit längerer Zeit ihn bereits wieder verlassen.

Die Erbauung der Kunitzburg fällt wahrscheinlich ins zehnte, wo nicht ins neunte Jahrhundert. Wahrscheinlich war sie anfangs das Eigenthum irgend eines deutschen Kaisers oder Königs, und einzelnen Commandanten oder Vögten übergeben, die sie nachher für sich selbst in Besitz nahmen, und alsdann den Geschlechtsnamen davon entlehnten. Alte Urkunden erwähnen die Besitzer der Burg bald als Grafen, bald als Herren von Glitzberg (Comites oder Domini de Glitzberg). Es läßt sich daher nicht genau bestimmen, ob sie zum höhern oder niedern Adel gehörten. Von den ältesten Burgbesitzern möchte man fast Letzteres annehmen.

Nach der gewöhnlichen Meinung soll die Kunitzburg zu den Bergfesten gehört haben, welche Kaiser Rudolph, weil sie in Raubschlösser ausgeartet, im Jahr 1290 zerstören ließ. Die Burg scheint jedoch nur als ein kaiserliches Reichslehn eingezogen worden zu sein, und vielleicht wurden nur die äußern Befestigungswerke, nicht das Schloß selbst, niedergerissen. Wenigstens erscheint es, nach zuverlässigen Angaben, unter Rudolphs nächsten Nachfolgern als stark befestigt. So empfing es im Jahr 1327 der Vogt Reuß von Plauen von dem deutschen Kaiser Ludwig dem Vierten als erbliches Besitzthum, laut einer Urkunde und einem Lehnsbriefe, die noch beide in den Archiven des fürstlichen Hauses Reuß zu Greiz aufbewahrt worden. So viel ist gewiß, daß Reuß von Plauen damals nicht nur die Burg selbst, sondern auch den dazu gehörenden Bezirk, und folglich die meisten in der Nähe liegenden Orte zum Geschenk erhalten. Auch die mit diesem Besitze verbundene Gerichtsbarkeit scheint ihm eingeräumt worden zu sein. Wenigstens findet sich in einer noch vorhandenen Urkunde die Angabe, daß Reuß von Plauen, als es 1343 der Michaeliskirche in Jena gewisse Jahreszinsen in Klein-Kunitz abtrat, die in jenen Zinsgütern ihm zustehende Gerechtsame sich ausdrücklich vorbehalten.

Seit jener Zeit finden sich keine Spuren mehr von kaiserlicher Belehnung, und überhaupt nur höchst dunkle und unzuverlässige Nachrichten über die Schicksale der Burg und des dazu gehörigen Bezirks in der Periode von 1270 — 1329. Gewiß ist, daß die Kunitzburg noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich im Besitz der Reußischen Nachkommen befand, und daß sie dieselbe auch nicht einbüßten in dem damaligen Kriege, den der Markgraf Friedrich der Strenge mit Heinrich Reuß führte, und in welchem Letzterer die Ortschaften Auma, Triptis und Ziegenrück verlor. Denn zwei jüngere Brüder aus dem Hause Reuß erhielten 1359, folglich bald nach Beendigung jener Fehde, bei einer damaligen Herrschaftstheilung, die Kunitzburg oder die Gleisbergische Herrschaft, wie es in den Urkunden heißt, die dann späterhin der Markgrafschaft Meißen zufiel. Wenn dies geschehen, ist nicht auszumitteln. Vielleicht fanden jene beiden Brüder sich durch irgend eine Ursache bewogen, die Burg noch bei Lebzeiten dem Markgrafen von Meißen abzutreten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß die Kunitzburg erst nach dem Tode der Brüder, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, an Meißen gefallen, nachdem dies Fürstenhaus auf eine oder die andere Weise bereits die Lehnsherrlichkeit über die Burg erhalten hatte.

Schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts muß sie unter markgräflicher Botmäßigkeit gestanden haben, weil der Markgraf Wilhelm von Meißen 1405 die Gleisbergischen Schloßgüter an die Familie von Buttelstädt verpfändete. Nach Wilhelms Tode fiel dieser Bezirk (1410) bei der damaligen Ländertheilung, an Thüringen, und zwar an den Landgrafen Friedrich den Jüngern, gewöhnlich der Friedfertige geheißen. Er verkaufte 1429 jenes Besitzthum wieder

an seinen Vetter, den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Gütigen. Im Jahr 1450 belehnte Herzog Johann Wilhelm III. die Familie von Vitzthum und einen Herrn von Witzleben mit der Burg, die bis dahin wüst gelegen, unter der Bedingung ihres Wiederaufbaues, um sie zu benutzen in seinem damaligen Kriege mit seinem Bruder dem Churfürsten Friedrich II. von Sachsen. Nach dem Frieden, den die Brüder drei Jahre später schlossen, ward die Familie Vitzthum aus allen ihren Besitzungen in Thüringen und Meißen vertrieben. Auch die Kunitzburg ward ihnen wieder genommen und zerstört. Seit jener Zeit liegt sie in Ruinen. Im Jahr 1485 kam sie als ein Theil der Herrschaft Gleisberg an das Amt zu Jena, und ward, was sie noch jetzt ist, ein Eigenthum des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Die malerischen Ansichten aus der Gegend der Universitätsstadt Jena (Jena 1806.) liefern eine treue Abbildung der Ruinen, gezeichnet und gestochen von J. Roux.

Heinrich Doering.

Nebra — Stadt und Schloß.

Auf einem Felsenabhange, welcher gegen Norden sanft, gegen Westen steiler abfällt — am rechten Ufer der Unstrut liegt die kleine Stadt Nebra. — Fast auf dem höchsten Punkte des Abhanges, wo er gegen Westen ganz steil abfällt, befinden sich die Ruinen des alten Schlosses, welche auf der Westseite mit einem viereckigen, von Mauern begrenzten Platze umgeben sind, von wo aus man eine herrliche Aussicht in das Unstrutthal, welches sich zwischen den beiden Dörfern Wangen und dem Schlosse Vitzenburg hinzieht, genießt. —

Wie alt Schloß und Stadt sind, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Geräthschaften und Waffen, welche man in der Nähe, besonders in den gegenüber liegenden Besitzungen des Freiherrn von Seckendorf auf Zingst, ausgegraben hat, scheinen zu beweisen, daß es schon zur Zeit der Könige von Thüringen hier Niederlassungen gegeben haben müsse. Es ist nicht undenkbar, daß sich Nebra an das zwei Stunden entfernte Burgscheidungen, den Sitz der Könige von Thüringen, angeschlossen hat. — In älteren Zeiten lag die Stadt nördlicher im Thale, auch das Schloß befand sich auf einem einzeln liegenden Felsenhügel, von welchem das Thal beherrscht wird. Noch jetzt wird diese Anhöhe die alte Burg und die Flur in diesem Thale die alte Stadt, der alte Markt, der alte Gottesacker genannt. Die Lage des letzteren erkennt man an einem kleinen Hügel, welcher aus Menschengebeinen besteht und der Grabenmühle gegenüber liegt. Trümmer von altem Mauerwerk bezeichnen die alte Stadt. Da die Unstrut an dieser Stelle sich oft über ihre Ufer zu ergießen pflegt, so mag dies wohl die Bewohner bewogen haben, sich auf der Höhe eine sicherere Wohnstätte zu suchen. — Geschichtliche Thatsachen sind folgende:

Im Jahre 1060 wird als Burgherr von Nebra ein Graf Mezelin genannt, welcher auf seiner Burg seinen ebenbürtigen Nachbarn ein Bankett gab, auf welchem der Landgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Springer, die schöne Adelheid, Tochter des Markgrafen Udo zu Stade und Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich kennen lernte. Im J. 1341 werden als Burgherrn die Gebrüder Kunemund genannt. Da diese den vom Kaiser Ludwig den Lagerern gebotenen

Landfrieden nicht achteten, so belagerte der Landgraf von Thüringen Friedrich der Erste Stadt und Burg — vom Kaiser dazu beauftragt — erstürmte sie, ließ die Burgherrn hängen und behielt Stadt und Burg nach dem Eroberungsrechte. Herzog Wilhelm, ein Enkel dieses Eroberers, verkaufte Nebra gegen die den Brüdern Berthold und Friedrich von Nyßmyetz (Nißmitz) gehörige Hälfte von Freiburg. Dieser Familie, welche außerdem die Güter Birkigt, welches noch jetzt zu Nebra gehört, Weischütz und Markrölitz besaßen, verblieb Nebra von 1458 bis 1712, in welchem Jahre die Nebraische Linie ausstarb, und ein Erbe Wolf Heinrich von Nißmitz es an den königl. polnischen und churfürstl. sächsischen General-Feldmarschall Grafen von Flemming und dieser 1724 wieder an Ludwig Gebhard Grafen von Hoym auf Droysig verkaufte. Eine Enkelin des Letzteren, Louise Henriette Fürstin Reuß zu Ebersdorf, verkaufte es vor einigen Jahren an den jetzigen Besitzer, den Freiherrn von Helldorf auf Gleina. —

Früher war das Städtchen arm; seit 50 Jahren jedoch hat sich die Gewerbthätigkeit in demselben gehoben. Besonders zog die Schiffbarmachung der Unstrut im J. 1791 aus der Ferne viele Menschen — Maurer, Steinhauer, Schiffer ꝛc. — nach Nebra. Einen großen Aufschwung erhielten diese Gewerbe, als die preußische Regierung nach Uebernahme der ehemaligen sächsischen Landestheile für die Fortsetzung der Schifffahrt durch Schiffbarmachung der Saale bis Halle Sorge trug. Sowohl der Steinbedarf zu den nöthigen Schleusen und Brücken, als auch die dadurch bewerkstelligte Communication zu Wasser mit einem großen Theile des preußischen Staates hatte einen großen Absatz von Steinen zur Folge, welche letzteren in den Steinbrüchen gebrochen werden, welche sich an dem rechten Ufer der Unstrut drei Stunden weit ausdehnen. —

Ist auch die Stadt selbst nicht sehr freundlich, so fesseln dagegen die Umgebungen derselben das Auge des Beschauers, welcher der Stadt gegenüber, das Schloß Vitzenburg mit schönen Gartenanlagen und Weinbergen — dem Grafen von Schulenburg gehörig — erblickt. Unter demselben liegt das schöne Rittergut Zingst, in der Nähe befinden sich Memleben und Wendelstein, über die letzteren wird das Werk nächstens sprechen. —

Thg.

Quedlinburg.

Die Stadt Quedlinburg, in alten Zeiten der Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser sächsischen Stammes und der Hauptort des geistlichen Stiftes gleiches Namens, jetzt zum Königreich Preußen gehörig, liegt an der nördlichen Seite des Unterharzes, 1½ Stunde von demselben entfernt*), in einer reizenden, fruchtbaren und von mehreren Hügelreihen durchschnittenen Ebene.

Die oft angeführte Ableitung des Namens dieser Stadt von dem Hunde Quedle muß in das Reich der Fabeln verwiesen werden. Dahingegen kann als ziemlich gewiß angenommen werden, daß schon zu Zeiten der alten Sachsen und zwar noch vor der Einführung des Christenthums, da, wo sich jetzt die große und die kleine Hohe-Straße hinziehen, ein nicht unbedeutendes Dorf, Namens Quitlingen, stand. Die Begräbnißplätze desselben waren auf dem Weingarten, theils wo jetzt die Druckereigebäude des Herrn Buchhändler Basse stehen, theils hinter dem Hospitale „der Todtenkopf;" es sind dort oft, namentlich im Garten des Herrn Basse, Urnen ausgegraben worden. Damals scheint auch eine Burg auf dem Berge, westlich der Stadt, der noch jetzt die Altenburg heißt, sich erhoben zu haben; sie soll nach Winningstedt um das Jahr 800 zerstört worden sein. Der Wartthurm, welcher noch jetzt dort steht, ist jedoch erst um das Jahr 1100 erbauet worden. Schon im neunten Jahrhundert war eine Burg auf dem jetzigen Schloßberge aufgeführt, doch ist die Zeit der Erbauung derselben nicht genau zu ermitteln. Sie wird auf der Ostseite des Felsens gestanden haben, denn die Gebäude des Stiftes wurden im Jahre 936 jener Burg im Westen errichtet. Einige neuere Schriftsteller versetzen freilich die Lage der Burg nach dem Strohberge, westlich vom Münzenberge, allein eine Prüfung der Gründe scheint nicht dafür zu sprechen. Gewöhnlich wird Heinrich I. als Erbauer dieser Burg genannt; aber es ist nur so viel gewiß, daß er sich oft auf derselben aufhielt. Man findet hin und wieder angeführt, daß sie von dem Grafen Hoyer von Falkenstein zerstört worden sei, als er 1224, während seiner Streitigkeiten mi

*) Vom Dorfe Suderode.

der Aebtissin Sophie, Gräfin von Breno, wegen der Schutzgerechtigkeit, Quedlinburg eroberte; allein wir müssen der Behauptung anderer beipflichten, nach welcher sie im dreizehnten Jahrhundert in Folge des Testamentes Otto IV. abgebrochen und der Platz der Aebtissin überlassen worden ist.

Bekanntlich maßen sich mehrere Oerter auf dem Harze die Ehre an, daß auf einem nahen Platze, welcher in der Regel „der Finkenheerd" heißt, Heinrich I. seine Wahl zum deutschen Kaiser zuerst erfahren habe. Ein Platz solches Namens ist auch unterhalb des Schlosses, und die Sage will, daß hier der wahre Ort sei, wo der nachherige Kaiser, mit dem Vogelfange beschäftigt, jene Nachricht empfangen habe. Dem sei jedoch wie ihm wolle, der Kaiser hielt sich gern und oft, wie wir schon oben gesagt haben, auf seinem Schlosse zu Quedlinburg auf und er muß als der Gründer der Stadt betrachtet werden. Denn in Urkunden von 922 und 929 ist noch von einem Dorfe die Rede, und erst in einer solchen vom Jahre 937 und zwar vom Kaiser Otto I. wird Quedlinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwischen 930 und 936, also in den letzten Jahren der Regierung Heinrich I. († 936) zur Stadt umgestaltet sein. Dieses soll auch nach dem Anführen mehrerer alten Schriftsteller im Jahre 933 dadurch geschehen sein, daß eine mit Thürmen versehene Stadtmauer erbauet wurde.

Der Bau der Stiftsgebäude fand, wie schon erwähnt, unter Heinrich I. statt, doch starb er bald nach dessen Beendigung zu Memleben an der Unstrut. Er ward in der Stiftskirche, nahe vor dem Hauptaltare, der St. Petrus geweihet war, beigesetzt, und auch seine Gemahlin Mathilde fand im Jahre 968 ihre Ruhestätte neben ihm.

Ueber die erste Aebtissin des Stiftes ist man nicht einig. Von mehreren alten Schriftstellern wird als solche die damalige Aebtissin des Klosters Wenthusen (im Dorfe Thale) Namens Diemot oder Demot, aufgeführt. Es ist jedoch nur so viel gewiß, daß sie nach Quedlinburg versetzt worden ist; aber es bleibt sehr zweifelhaft, ob sie wirklich dem Stifte als Aebtissin vorgestanden hat, welches von vielen nicht eingeräumt wird, die der Ansicht sind, daß sie mit ihrem Convente nur mit der ersten Einrichtung beauftragt gewesen sei. Einige wollen wissen, daß eine Tochter Heinrich I., Namens Mathilde, zuerst dem Stifte als Aebtissin vorgestanden habe; wogegen aber von Anderen eingewandt wird, daß der Kaiser gar keine Tochter dieses Namens gehabt habe. Hin und wieder wird auch eine Adelheid, welche Heinrichs Schwester gewesen sein soll, genannt; aber ohne geschichtlichen Beweis. — Mit geschichtlicher Zuverlässigkeit kann daher nun die Reihe der Aebtissinnen mit Mathilde', Kaiser Otto II. Schwester, welche von 966 bis 999 regierte, eröffnet werden. Ihr folgten 35 Aebtissinnen bis zur Aufhebung des Stiftes, so daß seit 966 im Ganzen 36 derselben regiert haben.

Ohne uns auf eine Geschichtserzählnng einzulassen, halten wir es doch für nothwendig, einige der wichtigsten Vorfälle zu erwähnen.

Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren d
Grafen von Falkenstein mit der Schutzgerechtigkeit des Stiftes bel
hen. Unter der Aebtissin Bertrade II., welche von 1270 bis 13
regierte, traten jedoch die Grafen Ulrich und Albert von Reinste
als solche auf, und es entspannen sich Streitigkeiten, die unter ihr
Nachfolgerin Jutta oder Brigitta, Gräfin von Kranichfeld (reg. v
1308 bis 1347) sehr ernstlich wurden. Der Bischof von Halbe
stadt bekämpfte im Verein mit der Bürgerschaft die Grafen u
endlich schlug im Jahre 1336 die Letztere den Grafen Albert au
Haupt und nahm ihn gefangen. Wir werden später darauf zurü
kommen.

Unter der Aebtissin Ludgard, Gräfin von Stolberg, (1347—5
wüthete in Quedlinburg die Pest auf eine schreckliche Weise.

Während der Regierung der Aebtissin Elisabeth von Hakebo
(1362 bis 1375) ward die Schutzgerechtigkeit den Herzögen vo
Sachsen erblich übertragen. Daraus entwickelten sich später me
rere Nachtheile für die Stadt. Unter der Aebtissin Hedwig, Herz
gin von Sachsen, Tochter des Churfürsten Friedrich II., welche scho
in ihrem dreizehnten Jahre Aebtissin ward, und die von 1458 bi
1511 regierte, entstand nämlich ein Streit zwischen ihr und der Bü
gerschaft wegen Ausübung der Voigtei, welche die Letztere unter de
Schutze des Bischofs von Halberstadt in Anspruch nahm. Dies
Streit gedieh so weit, daß die Brüder der Aebtissin, die Herzög
Ernst und Albrecht, mit Heeresmacht heranzogen, und die Stad
1477 erstürmten. Wie dieselbe viele ihrer Privilegien bei diesem Vo
falle verlor, werden wir später noch erwähnen.

Magdalene, Fürstin von Anhalt, war die letzte katholische Ae
tissin. Ihr folgte 1514 Anna II., Tochter des Grafen Botho vo
Stolberg, welche 1539, den Wünschen der Bürgerschaft genügen
die Reformation einführte. Die Klöster wurden eingezogen und
dem Franziskanerkloster das noch jetzt bestehende Gymnasiu
errichtet.

Während der Regierung der Aebtissin Dorothea Sophia, To
ter des Administrators von Churſachsen, Herzogs Friedrich Wilhel
die von 1617 bis 1645 regierte, litt die Stadt sehr viel durch d
dreißigjährigen Krieg. Unter andern wurde sie im Jahre 1642 v
den Schweden unter General Königsmark 6 Stunden lang gepl
dert. Den Bürgermeister Lödel und den Kämmerer Heidfeld na
er als Geißeln mit nach Braunschweig, auch eignete er sich d
Schwerdt des Grafen Albert von Reinstein zu, welches bei den
deren noch vorhandenen Gegenständen*) seit seiner Gefangennehm
auf dem hiesigen Rathhause aufbewahrt ward. Für die Freilass
der Geißeln mußten 2000 Thlr. gezahlt werden.

Die Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin zu Sachsen-Wei
(reg. von 1684 bis 1704) gründete die Schloßbibliothek.

*) Davon wird weiter unten die Rede sein.

sehr wichtige und folgenreiche Begebenheit war die, daß die Schutzgerechtigkeit des Stiftes während ihrer Regierung von Sachsen an Brandenburg überging. Als nämlich das Bisthum Halberstadt im westphälischen Frieden säcularisirt und an Churbrandenburg gekommen war, machte schon damals das Letztere Ansprüche auf die Schutzgerechtigkeit, weil die ausgestorbenen Grafen von Reinstein, deren Besitzthümer größtentheils mit jenem Bisthume vereinigt worden waren, einst Schutzherrn des Stifts gewesen. Die daraus entstandenen Streitigkeiten dauerten fort, bis Friedrich August von Sachsen Churfürst und 1696 auch König von Polen ward. Nun brauchte er Geld, und verkaufte daher die streitige Schutzgerechtigkeit an Brandenburg für 340,000 Thlr. im Jahre 1697. Die Aebtissin protestirte freilich dagegen, aber vergeblich. Brandenburg nahm auf folgende Weise Besitz von der Stadt. Am 30. Januar 1698, Morgens sehr früh, blies ein Postillon, Einlaß begehrend, vor dem Oehringer Thore. Als die Thorwache dasselbe öffnete, drangen etliche Soldaten herein, denen sogleich zwei Compagnien folgten, welche die Huldigung erzwangen. Von da an folgten Streitigkeiten auf Streitigkeiten. Unter anderen gab die Accise, welche übrigens schutzherrlicher Seits schon 1688 eingeführt war, die aber nun erhöhet werden sollte, manche Veranlassung dazu. Die Aebtissin starb aus Gram zu Anfange des Jahres 1704.

Nun folgte eine 14jährige Vacanz, während welcher das Capitel unter Vorsitz der 1700 zur Pröbstin erwählten Gräfin Aurora von Königsmark die Regierung übernahm. Eine Reihe von Streitigkeiten bezeichnen diesen Zeitraum. Aurora starb in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728.

Unter der Regierung Anna Amaliens, Friedrich des Großen Schwester (reg. von 1755 bis 1787) fällt der siebenjährige Krieg. Die Stadt mußte während desselben unter andern am 18. October 1760 an 800 französische Dragoner von der Armee des Marschalls Broglio 30,000 Thlr. Contribution und 12,000 Thlr. Douceur bezahlen.

Die Reihe der Aebtissinnen beschließt Sophie Albertine, Tochter Königs Adolph Friedrich von Schweden. In Folge des Luneviller Friedens versammelte sich zu Regensburg eine Reichsdeputation — vom 24. August 1802 bis den 10. Mai 1803 — durch welche das Stift aufgehoben und, als Entschädigung für das durch jenen Frieden an Frankreich Verlorne, Preußen zugetheilt ward. Die Aebtissin behielt freilich noch die Einnahmen und auch einige Rechte, aber dennoch reisete sie im September 1803 nach Schweden. Nachher ward das Stift ein Theil des Königreichs Westphalen, und später, nachdem dieses Königreich zertrümmert war, kam es im Jahre 1815 völlig an Preußen.

Die Aebtissinnen hatten das Münzrecht; es war ihnen von den Ottonen verliehen und vom Pabste Innocenz im Jahre 1206 bestätigt worden. Gewöhnlich wurden Soliden, 40 auf eine Mark, und Denarien, 12 auf einen Soliden, geprägt.

Die Schloßgebäude, welche auf der Südwestseite der Stadt, auf einem Felsen gelegen, hoch über dieselbe hervorragen, sind jetzt in einem ziemlich verfallenen Zustande. In einigen Zimmern ist die Bibliothek aufgestellt. Um sie zu benutzen oder zu besichtigen, muß man sich an den Director des Gymnasiums wenden. In dem ehemaligen Probsteigebäude ist seit 1825 eine Anstalt für verwahrloste Kinder.

Was nun die Stadt anbetrifft, so hob sich dieselbe bald. Die Kaiser, namentlich die Ottonen, begünstigten sie außerordentlich. Der dritte derselben gab ihr gleiche Freiheiten mit den Städten Cöln, Mainz und Magdeburg. Conrad dehnte diese Freiheiten noch mehr aus. Lothar bewilligte ihr im Jahre 1038 eine völlige Zollfreiheit diesseits der Alpen, blos mit Ausschluß einiger Städte, worunter Cöln und Bardowick. Anfangs waren der Handel und der Gewerbebetrieb die einzigen Hauptquellen von Quedlinburgs Wohlstand. Als jedoch die Bewohner mehrerer nahegelegenen Dörfer dieselben verließen und sich mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts nach und nach in Quedlinburg, vorzüglich in der Neustadt, anbaueten, hob sich der Ackerbau mehr.

Das erste Rathhaus scheint gleich Anfangs am Markte, wo das jetzige steht, erbauet worden zu sein. Als die Stadt im dreizehnten Jahrhundert dem hanseatischen Bunde beitrat, wurde vor demselben ein Roland aufgestellt. Dieser ward jedoch 1477 bei der Erstürmung der Stadt durch die oben genannten Herzöge von Sachsen umgestürzt und zertrümmert. Vor einiger Zeit lagen die Trümmer noch auf dem Hofe des ehemaligen Rathskellers.

Die Stadtmauern waren im vierzehnten Jahrhundert sehr verfallen; daher machte man dem gefangenen Grafen Albert von Reinstein, von welchem später noch die Rede sein wird, zu einer Bedingung seiner Freilassung, sie wieder herzustellen und an der westlichen Seite 7 Thürme in derselben zu erbauen. Jetzt sind davon nur noch 4 vorhanden.

Die Neustadt, welche früher von der Altstadt durch eine Mauer geschieden war, ist erst im zwölften Jahrhundert angebauet. Die Aebtissin Adelheid III., welche von 1161 bis 1184 regierte, ließ sie mit einer Mauer umgeben. Die Aebtissin Bertrade verkaufte sie im Jahre 1300 an den Grafen Ulrich von Reinstein, der 1327 den Magistrat der Altstadt mit derselben belieh.

Die Vorstadt, das Westendorf, wird schon 964 erwähnt.

Die Gröper-Vorstadt hieß im dreizehnten Jahrhundert „bei den Töpfern;“ es ist jedoch nicht bekannt, wann sie zuerst angebauet worden.

Der Neueweg war früher ein freier Platz, auf welchem das Gericht „unter dem hohen Baume“ gehalten wurde — ein Fürstengericht, wo die Streitigkeiten zwischen Fürsten oder zwischen diesen und den Städten, Stiften u. s. w. entschieden wurden. Es ist in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts scheint der Platz mit Häusern umgeben worden zu sein.

Ein anderes öffentliches Gericht ward auf dem Hosikenberge, wahrscheinlich die Höhe, welche nahe vor Dittfurt am Fußwege von Quedlinburg nach dort rechts liegt, gehegt; hier ließen die Aebtissin, der Bischof von Halberstadt und der Graf von Anhalt Recht sprechen. Ein drittes öffentliches Gericht ward noch am Fuße des Felsens, worauf das Schloß liegt, abgehalten. Alle diese Gerichte sind jedoch bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingegangen, und durch die nachherigen Voigteigerichte ersetzt worden.

Ein eigentliches Magistrats-Collegium kommt erst im Jahre 1284 vor; früher ist in den Scripturen immer nur von einer Stadtverwaltung die Rede. Jenes Collegium bestand damals aus zwei Bürgermeistern und mehreren Rathmännern. Dies gilt von der Altstadt. Die Neustadt hatte erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts einen Magistrat, welcher im Jahre 1317 aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern bestand. Als jedoch, wie bereits erwähnt, im Jahre 1327 der Graf von Reinstein den Magistrat der Altstadt mit der Neustadt belieh, vereinigten sich die beiden Rathscollegien, und es ist von da an nur von einem Magistrate beider Städte die Rede. Derselbe wurde, wie schon früher, jährlich neu erwählt. Im Jahre 1332 bestand er aus zwei Bürgermeistern und zwölf Rathmännern. Nach der Erstürmung der Stadt durch die Brüder der Aebtissin Hedwig, die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen (s. o.) änderte sich jedoch diese Verfassung wesentlich. Nachdem nämlich die Stadt geplündert worden war, ward am 9. August 1477 folgender Vergleich erzwungen:

1) Es mußte von der Bürgerschaft ein neuer Magistrat auf ein Jahr gewählt werden, aus zwölf Personen bestehend; dann aber fiel die fernere Wahl weg. Der so zum letzten Male erwählte Magistrat ernannte bei seinem Abgange einen neuen zweiten, dieser bei seinem Abgange einen neuen dritten, und unter jedem zwei Bürgermeister, einen für die Altstadt und einen für die Neustadt. Dadurch entstanden drei Rathsglieder oder Rathsmittel, die auf Lebenszeit ihre Würde behielten, aber in der Regierung wechselten, so daß ein Mittel regierte, zwei aber ruheten. Beiläufig erwähnen wir, daß diese Verfassung 250 Jahre bestand.

2) Die Aebtissin behielt sich die Bestätigung der Wahlen vor, hatte auch zugleich das Recht, die Erwählten zu verwerfen, wenn sie ihr nicht gefielen.

3) Die Rathsherren mußten von nun an der Aebtissin den Eid leisten.

4) Der Magistrat mußte der Aebtissin jährlich Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegen.

Außerdem verlor der Magistrat die Gerichtsbarkeit in Civilsachen, die er bisher gehabt hatte, indem ein Richter unter seinen Mitgliedern saß, dem die Rathmänner als Schöffen beigeordnet waren. Die Aebtissin setzte ein besonderes Stadtgericht ein.

Das Ansehen der Stadt, als Mitglied des hanseatischen Bundes ward auf diese Weise gebrochen.

Von nun an hatte Quedlinburg sechs Bürgermeister (in jedem Mittel zwei), 3 aus der Altstadt und 3 aus der Neustadt, und 30 Rathmänner, welche nachher Kämmerer genannt wurden, davon 18 aus der Altstadt und 12 aus der Neustadt. Im Jahre 1661 änderte sich dieses insofern ab, daß die drei Mittel von da an nur aus 18 Kämmerern bestanden. Im Jahre 1738 ward das dritte Mittel ganz aufgehoben und nur die beiden übrigen wechselten. Diese Einrichtung ward im Jahre 1793 nochmals abgeändert; statt zwei Bürgermeistern blieb nur einer. Daß im Jahre 1808 eine Zeit lang die westphälische Verfassung eintrat und im Jahre 1832 die revidirte Städteordnung eingeführt worden ist, ist bekannt.

Mehrere Klöster waren nahe bei der Stadt und in derselben.

1) Das Wipertikloster im Südwesten nahe bei der Stadt, am Brühl; es wurde von dem Bischof Haimo zu Halberstadt gegründet. Schon 964 war der Bau desselben vollendet. Anfangs waren Benedictiner- nachher Praemontratensermönche, letztere seit 1184, darin. Nachdem es im Bauernkriege zerstört worden war, nahm es später bei der Reformation die Aebtissin in Besitz. Jetzt ist es eine Privatbesitzung. Die noch vorhandene Kirche wird als Scheuer benutzt.

2) Das Marienkloster, ein Nonnenkloster, auf dem Münzenberge, ward von der Aebtissin Mathilde 986 gestiftet. Die Nonnen waren von der Regel des heiligen Benedict. Im Bauernkriege ward es von ihnen verlassen. Einige kehrten freilich später zurück, gingen aber in weltlicher Kleidung. Bei Einführung der Reformation im Jahre 1539 zog es die Aebtissin Anna ein. Jetzt ist der Münzenberg mit 65 kleinen Häusern bebauet, und bildet dem Schlosse im Westen eine Art Vorstadt. Als nämlich das Kloster aufgehoben war, verfielen die Gebäude, und unter der Regierung der Aebtissin Elisabeth, Gräfin von Blankenburg-Reinstein (reg. von 1574 bis 1584) begannen mehrere Personen sich zwischen den Trümmern anzusiedeln, denen sich im Laufe der Zeit mehrere zugesellten. — Eine Nonne aus diesem Kloster veranlaßte übrigens die Gründung des Klosters Huysburg; sie hieß Bia. Es entstand nämlich in ihr der Wunsch, ein Einsiedlerleben zu führen, und sie vertrauete dieses einem Domcanonicus zu Halberstadt, Namens Eggehardus. Der Bischof von Halberstadt, durch diesen von dem Wunsche der 40jährigen Nonne unterrichtet, überließ ihr ein einsames Haus nebst einer Kapelle in dem Huywalde, und da sie natürlich einen Geistlichen haben mußte, der in der Kapelle u. s. w. den Gottesdienst besorgen könne, so wußte es Eggehardus, der sich ebenfalls nach der Einsamkeit sehnte, so einzuleiten, daß er ihr 1070 zu dem obigen Zwecke beigegeben wurde. Bald gesellte sich noch eine Adelheid von Gandersheim zu ihnen, später aber erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch mehrere Mönche, unter anderen Graf Volkmar von Clettenberg, der dem neu entstandenen Kloster sein Gut Walkenried nebst 30 Hufen Acker unter der Bedingung verschrieb, daß es seine Gemahlin während ihrer Lebenszeit behalte. Da diese aber im

Jahre 1127 auch den Entschluß faßte, das Kloster Walkenried zu stiften, so tauschte sie jenes Gut für verschiedene andere zu Werther, Witzleben und Benneckenstein ein.

3) Das Franziscanerkloster in der Altstadt wurde nach Einigen im Jahre 1257 von Aleke (Adelheid) von Gernrode, vermuthlich eine Stiftsdame, nach Anderen aber von dem Halberstädter Bischofe, Herrmann von Reinstein, gestiftet. Wahrscheinlich ist es von der Erstgenannten gegründet, von Letzterem aber erweitert worden. Die Güter des Klosters wurden bei Einführung der Reformation eingezogen; die Gebäude aber, wie wir schon oben erwähnt haben, dem damals neu errichteten, jetzt noch bestehenden Gymnasium eingeräumt.

4) Das Augustinerkloster in der Neustadt war schon im Jahre 1317 eingerichtet, ward aber erst unterm 9. Juni 1318 von dem Bischofe Albert von Halberstadt bestätigt. Ebenfalls bei der Reformation aufgehoben, sind die Besitzungen damals eingezogen worden. Eine Straße, woran die Gebäude, die jetzt Privateigenthum sind, hinterwärts grenzen, heißt noch jetzt „das Augustinern."

An Kirchen hat Quedlinburg folgende:

1) Die St. Servatius- oder Stiftskirche wurde schon im Jahre 930 zu bauen angefangen, und deren Hauptaltar, vor welchem, wie schon erwähnt, Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde begraben liegen, dem heiligen Petrus geweihet. Im Jahre 997 fing man an, sie zu erweitern, war aber erst 1021 damit fertig. Im Jahre 1070 ward sie durch eine Feuersbrunst verwüstet; erst im Jahre 1128 war sie, noch mehr vergrößert, wieder hergestellt. Kaiser Lothar war selbst bei der Einweihung zugegen, die am zweiten Pfingsttage 1129 von den Bischöfen zu Minden und Hildesheim geschah. Im Jahre 1501 ward sie noch einmal durch eine Feuersbrunst beschädigt, aber bald wieder hergestellt. Seit 1813 ist sie der ehemaligen Wiperti-Gemeinde überwiesen.

Neben der Sakristei befindet sich ein uraltes Gewölbe, die Zither oder Zyther genannt, worin verschiedene Alterthümer aufbewahrt werden. Ursprünglich ist dieses Gewölbe wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Reliquien bestimmt gewesen, deren das Stift eine Menge besaß, wovon noch jetzt einige da sind, z. B. Knochen von der heiligen Corona u. s. w. Sehenswürdig sind folgende Gegenstände:

a) Der sogenannte Wasserkrug von der Hochzeit zu Cana. Er ist 16½ Zoll hoch, seine größte Weite 12 Zoll und er faßt 23 preuß. Maaß. Die Masse, woraus er gearbeitet ist, hält man für Tramertin. Wenn nun auch dieser Krug nicht zu jenem Zwecke gedient hat, so ist er doch als ein sehr altes und schön gearbeitetes Kunstwerk merkwürdig. Man ist übrigens der Meinung, daß er durch Kaiser Otto II. Gemahlin, Theophania, aus Griechenland hierher gebracht sei. Es ist zu bedauern, daß der Deckel, der eine Handgriff und ein Stück vom Fuße fehlt.

b) Ein alter Bischofsstab.

Nebra — Stadt und Schloß.

Auf einem Felsenabhange, welcher gegen Norden sanft, gegen Westen steiler abfällt — am rechten Ufer der Unstrut liegt die kleine Stadt Nebra. — Fast auf dem höchsten Punkte des Abhanges, wo er gegen Westen ganz steil abfällt, befinden sich die Ruinen des alten Schlosses, welche auf der Westseite mit einem viereckigen, von Mauern begrenzten Platze umgeben sind, von wo aus man eine herrliche Aussicht in das Unstrutthal, welches sich zwischen den beiden Dörfern Wangen und dem Schlosse Vitzenburg hinzieht, genießt. —

Wie alt Schloß und Stadt sind, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Geräthschaften und Waffen, welche man in der Nähe, besonders in den gegenüber liegenden Besitzungen des Freiherrn von Seckendorf auf Zingst, ausgegraben hat, scheinen zu beweisen, daß es schon zur Zeit der Könige von Thüringen hier Niederlassungen gegeben haben müsse. Es ist nicht undenkbar, daß sich Nebra an das zwei Stunden entfernte Burgscheidungen, den Sitz der Könige von Thüringen, angeschlossen hat. — In älteren Zeiten lag die Stadt nördlicher im Thale, auch das Schloß befand sich auf einem einzeln liegenden Felsenhügel, von welchem das Thal beherrscht wird. Noch jetzt wird diese Anhöhe die alte Burg und die Flur in diesem Thale die alte Stadt, der alte Markt, der alte Gottesacker genannt. Die Lage des letzteren erkennt man an einem kleinen Hügel, welcher aus Menschengebeinen besteht und der Grabenmühle gegenüber liegt. Trümmer von altem Mauerwerk bezeichnen die alte Stadt. Da die Unstrut an dieser Stelle sich oft über ihre Ufer zu ergießen pflegt, so mag dies wohl die Bewohner bewogen haben, sich auf der Höhe eine sicherere Wohnstätte zu suchen. — Geschichtliche Thatsachen sind folgende:

Im Jahre 1060 wird als Burgherr von Nebra ein Graf Mezelin genannt, welcher auf seiner Burg seinen ebenbürtigen Nachbarn ein Bankett gab, auf welchem der Landgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Springer, die schöne Adelheid, Tochter des Markgrafen Udo zu Stade und Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich kennen lernte. Im J. 1341 werden als Burgherrn die Gebrüder Kunemund genannt. Da diese den vom Kaiser Ludwig den Lagerern gebotenen

Landfrieden nicht achteten, so belagerte der Landgraf von Thüringen Friedrich der Erste Stadt und Burg — vom Kaiser dazu beauftragt — erstürmte sie, ließ die Burgherrn hängen und behielt Stadt und Burg nach dem Eroberungsrechte. Herzog Wilhelm, ein Enkel dieses Eroberers, verkaufte Nebra gegen die den Brüdern Berthold und Friedrich von Nyßmyetz (Nißmitz) gehörige Hälfte von Freiburg. Dieser Familie, welche außerdem die Güter Birkigt, welches noch jetzt zu Nebra gehört, Weischütz und Markrölitz besaßen, verblieb Nebra von 1458 bis 1712, in welchem Jahre die Nebraische Linie ausstarb, und ein Erbe Wolf Heinrich von Nißmitz es an den königl. polnischen und churfürstl. sächsischen General-Feldmarschall Grafen von Flemming und dieser 1724 wieder an Ludwig Gebhard Grafen von Hoym auf Droysig verkaufte. Eine Enkelin des Letzteren, Louise Henriette Fürstin Reuß zu Ebersdorf, verkaufte es vor einigen Jahren an den jetzigen Besitzer, den Freiherrn von Helldorf auf Gleina. —

Früher war das Städtchen arm; seit 50 Jahren jedoch hat sich die Gewerbthätigkeit in demselben gehoben. Besonders zog die Schiffbarmachung der Unstrut im J. 1791 aus der Ferne viele Menschen — Maurer, Steinhauer, Schiffer ꝛc. — nach Nebra. Einen großen Aufschwung erhielten diese Gewerbe, als die preußische Regierung nach Uebernahme der ehemaligen sächsischen Landestheile für die Fortsetzung der Schifffahrt durch Schiffbarmachung der Saale bis Halle Sorge trug. Sowohl der Steinbedarf zu den nöthigen Schleusen und Brücken, als auch die dadurch bewerkstelligte Communication zu Wasser mit einem großen Theile des preußischen Staates hatte einen großen Absatz von Steinen zur Folge, welche letzteren in den Steinbrüchen gebrochen werden, welche sich an dem rechten Ufer der Unstrut drei Stunden weit ausdehnen. —

Ist auch die Stadt selbst nicht sehr freundlich, so fesseln dagegen die Umgebungen derselben das Auge des Beschauers, welcher der Stadt gegenüber, das Schloß Bitzenburg mit schönen Gartenanlagen und Weinbergen — dem Grafen von Schulenburg gehörig — erblickt. Unter demselben liegt das schöne Rittergut Zingst, in der Nähe befinden sich Memleben und Wendelstein, über die letzteren wird das Werk nächstens sprechen. —

Thg.

Quedlinburg.

Die Stadt Quedlinburg, in alten Zeiten der Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser sächsischen Stammes und der Hauptort des geistlichen Stiftes gleiches Namens, jetzt zum Königreich Preußen gehörig, liegt an der nördlichen Seite des Unterharzes, $1\frac{1}{2}$ Stunde von demselben entfernt*), in einer reizenden, fruchtbaren und von mehreren Hügelreihen durchschnittenen Ebene.

Die oft angeführte Ableitung des Namens dieser Stadt von dem Hunde Quedle muß in das Reich der Fabeln verwiesen werden. Dahingegen kann als ziemlich gewiß angenommen werden, daß schon zu Zeiten der alten Sachsen und zwar noch vor der Einführung des Christenthums, da, wo sich jetzt die große und die kleine Hohe-Straße hinziehen, ein nicht unbedeutendes Dorf, Namens Quitlingen, stand. Die Begräbnißplätze desselben waren auf dem Weingarten, theils wo jetzt die Druckereigebäude des Herrn Buchhändler Basse stehen, theils hinter dem Hospitale „der Todtenkopf;" es sind dort oft, namentlich im Garten des Herrn Basse, Urnen ausgegraben worden. Damals scheint auch eine Burg auf dem Berge, westlich der Stadt, der noch jetzt die Altenburg heißt, sich erhoben zu haben; sie soll nach Winningstedt um das Jahr 800 zerstört worden sein. Der Wartthurm, welcher noch jetzt dort steht, ist jedoch erst um das Jahr 1100 erbauet worden. Schon im neunten Jahrhundert war eine Burg auf dem jetzigen Schloßberge aufgeführt, doch ist die Zeit der Erbauung derselben nicht genau zu ermitteln. Sie wird auf der Ostseite des Felsens gestanden haben, denn die Gebäude des Stiftes wurden im Jahre 936 jener Burg im Westen errichtet. Einige neuere Schriftsteller versetzen freilich die Lage der Burg nach dem Strohberge, westlich vom Münzenberge, allein eine Prüfung der Gründe scheint nicht dafür zu sprechen. Gewöhnlich wird Heinrich I. als Erbauer dieser Burg genannt; aber es ist nur so viel gewiß, daß er sich oft auf derselben aufhielt. Man findet hin und wieder angeführt, daß sie von dem Grafen Hoyer von Falkenstein zerstört worden sei, als er 1224, während seiner Streitigkeiten mit

*) Vom Dorfe Suderode.

der Aebtissin Sophie, Gräfin von Breno, wegen der Schutzgerechtigkeit, Quedlinburg eroberte; allein wir müssen der Behauptung anderer beipflichten, nach welcher sie im dreizehnten Jahrhundert in Folge des Testamentes Otto IV. abgebrochen und der Platz der Aebtissin überlassen worden ist.

Bekanntlich maßen sich mehrere Oerter auf dem Harze die Ehre an, daß auf einem nahen Platze, welcher in der Regel „der Finkenheerd" heißt, Heinrich I. seine Wahl zum deutschen Kaiser zuerst erfahren habe. Ein Platz solches Namens ist auch unterhalb des Schlosses, und die Sage will, daß hier der wahre Ort sei, wo der nachherige Kaiser, mit dem Vogelfange beschäftigt, jene Nachricht empfangen habe. Dem sei jedoch wie ihm wolle, der Kaiser hielt sich gern und oft, wie wir schon oben gesagt haben, auf seinem Schlosse zu Quedlinburg auf und er muß als der Gründer der Stadt betrachtet werden. Denn in Urkunden von 922 und 929 ist noch von einem Dorfe die Rede, und erst in einer solchen vom Jahre 937 und zwar vom Kaiser Otto I. wird Quedlinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwischen 930 und 936, also in den letzten Jahren der Regierung Heinrich I. († 936) zur Stadt umgestaltet sein. Dieses soll auch nach dem Anführen mehrerer alten Schriftsteller im Jahre 933 dadurch geschehen sein, daß eine mit Thürmen versehene Stadtmauer erbauet wurde.

Der Bau der Stiftsgebäude fand, wie schon erwähnt, unter Heinrich I. statt, doch starb er bald nach dessen Beendigung zu Memleben an der Unstrut. Er ward in der Stiftskirche, nahe vor dem Hauptaltare, der St. Petrus geweihet war, beigesetzt, und auch seine Gemahlin Mathilde fand im Jahre 968 ihre Ruhestätte neben ihm.

Ueber die erste Aebtissin des Stiftes ist man nicht einig. Von mehreren alten Schriftstellern wird als solche die damalige Aebtissin des Klosters Wenthusen (im Dorfe Thale) Namens Diemot oder Demot, aufgeführt. Es ist jedoch nur so viel gewiß, daß sie nach Quedlinburg versetzt worden ist; aber es bleibt sehr zweifelhaft, ob sie wirklich dem Stifte als Aebtissin vorgestanden hat, welches von vielen nicht eingeräumt wird, die der Ansicht sind, daß sie mit ihrem Convente nur mit der ersten Einrichtung beauftragt gewesen sei. Einige wollen wissen, daß eine Tochter Heinrich I., Namens Mathilde, zuerst dem Stifte als Aebtissin vorgestanden habe; wogegen aber von Anderen eingewandt wird, daß der Kaiser gar keine Tochter dieses Namens gehabt habe. Hin und wieder wird auch eine Adelheid, welche Heinrichs Schwester gewesen sein soll, genannt; aber ohne geschichtlichen Beweis. — Mit geschichtlicher Zuverlässigkeit kann daher nun die Reihe der Aebtissinnen mit Mathilde, Kaiser Otto II. Schwester, welche von 966 bis 999 regierte, eröffnet werden. Ihr folgten 35 Aebtissinnen bis zur Aufhebung des Stiftes, so daß seit 966 im Ganzen 36 derselben regiert haben.

Ohne uns auf eine Geschichtserzählnng einzulassen, halten wir es doch für nothwendig, einige der wichtigsten Vorfälle zu erwähnen.

Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren die Grafen von Falkenstein mit der Schutzgerechtigkeit des Stiftes beliehen. Unter der Aebtissin Bertrade II., welche von 1270 bis 1308 regierte, traten jedoch die Grafen Ulrich und Albert von Reinstein als solche auf, und es entspannen sich Streitigkeiten, die unter ihrer Nachfolgerin Jutta oder Brigitta, Gräfin von Kranichfeld (reg. von 1308 bis 1347) sehr ernstlich wurden. Der Bischof von Halberstadt bekämpfte im Verein mit der Bürgerschaft die Grafen und endlich schlug im Jahre 1336 die Letztere den Grafen Albert aufs Haupt und nahm ihn gefangen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Unter der Aebtissin Ludgard, Gräfin von Stolberg, (1347—54) wüthete in Quedlinburg die Pest auf eine schreckliche Weise.

Während der Regierung der Aebtissin Elisabeth von Hakeborn (1362 bis 1375) ward die Schutzgerechtigkeit den Herzögen von Sachsen erblich übertragen. Daraus entwickelten sich später mehrere Nachtheile für die Stadt. Unter der Aebtissin Hedwig, Herzogin von Sachsen, Tochter des Churfürsten Friedrich II., welche schon in ihrem dreizehnten Jahre Aebtissin ward, und die von 1458 bis 1511 regierte, entstand nämlich ein Streit zwischen ihr und der Bürgerschaft wegen Ausübung der Voigtei, welche die Letztere unter dem Schutze des Bischofs von Halberstadt in Anspruch nahm. Dieser Streit gedieh so weit, daß die Brüder der Aebtissin, die Herzöge Ernst und Albrecht, mit Heeresmacht heranzogen, und die Stadt 1477 erstürmten. Wie dieselbe viele ihrer Privilegien bei diesem Vorfalle verlor, werden wir später noch erwähnen.

Magdalene, Fürstin von Anhalt, war die letzte katholische Aebtissin. Ihr folgte 1514 Anna II., Tochter des Grafen Botho von Stolberg, welche 1539, den Wünschen der Bürgerschaft genügend, die Reformation einführte. Die Klöster wurden eingezogen und in dem Franziskanerkloster das noch jetzt bestehende Gymnasium errichtet.

Während der Regierung der Aebtissin Dorothea Sophia, Tochter des Administrators von Churſachsen, Herzogs Friedrich Wilhelm, die von 1617 bis 1645 regierte, litt die Stadt sehr viel durch den dreißigjährigen Krieg. Unter andern wurde sie im Jahre 1642 von den Schweden unter General Königsmark 6 Stunden lang geplündert. Den Bürgermeister Lödel und den Kämmerer Heidfeld nahm er als Geißeln mit nach Braunschweig, auch eignete er sich das Schwerdt des Grafen Albert von Reinstein zu, welches bei den anderen noch vorhandenen Gegenständen*) seit seiner Gefangennehmung auf dem hiesigen Rathhause aufbewahrt ward. Für die Freilassung der Geißeln mußten 2000 Thlr. gezahlt werden.

Die Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin zu Sachsen-Weimar, (reg. von 1684 bis 1704) gründete die Schloßbibliothek. Eine

*) Davon wird weiter unten die Rede sein.

sehr wichtige und folgenreiche Begebenheit war die, daß die Schutzgerechtigkeit des Stiftes während ihrer Regierung von Sachsen an Brandenburg überging. Als nämlich das Bisthum Halberstadt im westphälischen Frieden säculariſirt und an Churbrandenburg gekommen war, machte schon damals das Letztere Ansprüche auf die Schutzgerechtigkeit, weil die ausgestorbenen Grafen von Reinstein, deren Besitzthümer größtentheils mit jenem Bisthume vereinigt worden waren, einst Schutzherrn des Stifts gewesen. Die daraus entstandenen Streitigkeiten dauerten fort, bis Friedrich August von Sachsen Churfürst und 1696 auch König von Polen ward. Nun brauchte er Geld, und verkaufte daher die streitige Schutzgerechtigkeit an Brandenburg für 340,000 Thlr. im Jahre 1697. Die Aebtissin protestirte freilich dagegen, aber vergeblich. Brandenburg nahm auf folgende Weise Besitz von der Stadt. Am 30. Januar 1698, Morgens sehr früh, blies ein Postillon, Einlaß begehrend, vor dem Oehringer Thore. Als die Thorwache dasselbe öffnete, drangen etliche Soldaten herein, denen sogleich zwei Compagnien folgten, welche die Huldigung erzwangen. Von da an folgten Streitigkeiten auf Streitigkeiten. Unter anderen gab die Accise, welche übrigens schutzherrlicher Seits schon 1688 eingeführt war, die aber nun erhöhet werden sollte, manche Veranlassung dazu. Die Aebtissin starb aus Gram zu Anfange des Jahres 1704.

Nun folgte eine 14jährige Vacanz, während welcher das Capitel unter Vorsitz der 1700 zur Pröbstin erwählten Gräfin Aurora von Königsmark die Regierung übernahm. Eine Reihe von Streitigkeiten bezeichnen diesen Zeitraum. Aurora starb in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728.

Unter der Regierung Anna Amaliens, Friedrich des Großen Schwester (reg. von 1755 bis 1787) fällt der siebenjährige Krieg. Die Stadt mußte während desselben unter andern am 18. October 1760 an 800 französische Dragoner von der Armee des Marschalls Broglio 30,000 Thlr. Contribution und 12,000 Thlr. Douceur bezahlen.

Die Reihe der Aebtissinnen beschließt Sophie Albertine, Tochter Königs Adolph Friedrich von Schweden. In Folge des Luneviller Friedens versammelte sich zu Regensburg eine Reichsdeputation — vom 24. August 1802 bis den 10. Mai 1803 — durch welche das Stift aufgehoben und, als Entschädigung für das durch jenen Frieden an Frankreich Verlorne, Preußen zugetheilt ward. Die Aebtissin behielt freilich noch die Einnahmen und auch einige Rechte, aber dennoch reisete sie im September 1803 nach Schweden. Nachher ward das Stift ein Theil des Königreichs Westphalen, und später, nachdem dieses Königreich zertrümmert war, kam es im Jahre 1815 völlig an Preußen.

Die Aebtissinnen hatten das Münzrecht; es war ihnen von den Ottonen verliehen und vom Pabste Innocenz im Jahre 1206 bestätigt worden. Gewöhnlich wurden Soliden, 40 auf eine Mark, und Denarien, 12 auf einen Soliden, geprägt.

Die Schloßgebäude, welche auf der Südwestseite der Stadt, auf einem Felsen gelegen, hoch über dieselbe hervorragen, sind jetzt in einem ziemlich verfallenen Zustande. In einigen Zimmern ist die Bibliothek aufgestellt. Um sie zu benutzen oder zu besichtigen, muß man sich an den Director des Gymnasiums wenden. In dem ehemaligen Probsteigebäude ist seit 1825 eine Anstalt für verwahrlosete Kinder.

Was nun die Stadt anbetrifft, so hob sich dieselbe bald. Die Kaiser, namentlich die Ottonen, begünstigten sie außerordentlich. Der dritte derselben gab ihr gleiche Freiheiten mit den Städten Cöln, Mainz und Magdeburg. Conrad dehnte diese Freiheiten noch mehr aus. Lothar bewilligte ihr im Jahre 1038 eine völlige Zollfreiheit diesseits der Alpen, blos mit Ausschluß einiger Städte, worunter Cöln und Bardowick. Anfangs waren der Handel und der Gewerbebetrieb die einzigen Hauptquellen von Quedlinburgs Wohlstand. Als jedoch die Bewohner mehrerer nahegelegenen Dörfer dieselben verließen und sich mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts nach und nach in Quedlinburg, vorzüglich in der Neustadt, anbaueten, hob sich der Ackerbau mehr.

Das erste Rathhaus scheint gleich Anfangs am Markte, wo das jetzige steht, erbauet worden zu sein. Als die Stadt im dreizehnten Jahrhundert dem hanseatischen Bunde beitrat, wurde vor demselben ein Roland aufgestellt. Dieser ward jedoch 1477 bei der Erstürmung der Stadt durch die oben genannten Herzöge von Sachsen umgestürzt und zertrümmert. Vor einiger Zeit lagen die Trümmer noch auf dem Hofe des ehemaligen Rathskellers.

Die Stadtmauern waren im vierzehnten Jahrhundert sehr verfallen; daher machte man dem gefangenen Grafen Albert von Reinstein, von welchem später noch die Rede sein wird, zu einer Bedingung seiner Freilassung, sie wieder herzustellen und an der westlichen Seite 7 Thürme in derselben zu erbauen. Jetzt sind davon nur noch 4 vorhanden.

Die Neustadt, welche früher von der Altstadt durch eine Mauer geschieden war, ist erst im zwölften Jahrhundert angebauet. Die Aebtissin Adelheid III., welche von 1161 bis 1184 regierte, ließ sie mit einer Mauer umgeben. Die Aebtissin Bertrade verkaufte sie im Jahre 1300 an den Grafen Ulrich von Reinstein, der 1327 den Magistrat der Altstadt mit derselben belieh.

Die Vorstadt, das Westendorf, wird schon 964 erwähnt.

Die Gröper-Vorstadt hieß im dreizehnten Jahrhundert: „bei den Töpfern;" es ist jedoch nicht bekannt, wann sie zuerst angebauet worden.

Der Neueweg war früher ein freier Platz, auf welchem das Gericht „unter dem hohen Baume" gehalten wurde — ein Fürstengericht, wo die Streitigkeiten zwischen Fürsten oder zwischen diesen und den Städten, Stiften u. s. w. entschieden wurden. Erst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts scheint der Platz mit Gebäuden umgeben worden zu sein.

Ein anderes öffentliches Gericht ward auf dem Hosikenberge, wahrscheinlich die Höhe, welche nahe vor Dittfurt am Fußwege von Quedlinburg nach dort rechts liegt, gehegt; hier ließen die Aebtissin, der Bischof von Halberstadt und der Graf von Anhalt Recht sprechen. Ein drittes öffentliches Gericht ward noch am Fuße des Felsens, worauf das Schloß liegt, abgehalten. Alle diese Gerichte sind jedoch bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingegangen, und durch die nachherigen Voigteigerichte ersetzt worden.

Ein eigentliches Magistrats-Collegium kommt erst im Jahre 1284 vor; früher ist in den Scripturen immer nur von einer Stadtverwaltung die Rede. Jenes Collegium bestand damals aus zwei Bürgermeistern und mehreren Rathmännern. Dies gilt von der Altstadt. Die Neustadt hatte erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts einen Magistrat, welcher im Jahre 1317 aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern bestand. Als jedoch, wie bereits erwähnt, im Jahre 1327 der Graf von Reinstein den Magistrat der Altstadt mit der Neustadt belieh, vereinigten sich die beiden Rathscollegien, und es ist von da an nur von einem Magistrate beider Städte die Rede. Derselbe wurde, wie schon früher, jährlich neu erwählt. Im Jahre 1332 bestand er aus zwei Bürgermeistern und zwölf Rathmännern. Nach der Erstürmung der Stadt durch die Brüder der Aebtissin Hedwig, die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen (s. o.) änderte sich jedoch diese Verfassung wesentlich. Nachdem nämlich die Stadt geplündert worden war, ward am 9. August 1477 folgender Vergleich erzwungen:

1) Es mußte von der Bürgerschaft ein neuer Magistrat auf ein Jahr gewählt werden, aus zwölf Personen bestehend; dann aber fiel die fernere Wahl weg. Der so zum letzten Male erwählte Magistrat ernannte bei seinem Abgange einen neuen zweiten, dieser bei seinem Abgange einen neuen dritten, und unter jedem zwei Bürgermeister, einen für die Altstadt und einen für die Neustadt. Dadurch entstanden drei Rathsglieder oder Rathsmittel, die auf Lebenszeit ihre Würde behielten, aber in der Regierung wechselten, so daß ein Mittel regierte, zwei aber ruheten. Beiläufig erwähnen wir, daß diese Verfassung 250 Jahre bestand.

2) Die Aebtissin behielt sich die Bestätigung der Wahlen vor, hatte auch zugleich das Recht, die Erwählten zu verwerfen, wenn sie ihr nicht gefielen.

3) Die Rathsherren mußten von nun an der Aebtissin den Eid leisten.

4) Der Magistrat mußte der Aebtissin jährlich Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegen.

Außerdem verlor der Magistrat die Gerichtsbarkeit in Civilsachen, die er bisher gehabt hatte, indem ein Richter unter seinen Mitgliedern saß, dem die Rathmänner als Schöffen beigeordnet waren. Die Aebtissin setzte ein besonderes Stadtgericht ein.

Das Ansehen der Stadt, als Mitglied des hanseatischen Bundes ward auf diese Weise gebrochen.

Von nun an hatte Quedlinburg sechs Bürgermeister (in jedem Mittel zwei), 3 aus der Altstadt und 3 aus der Neustadt, und 30 Rathmänner, welche nachher Kämmerer genannt wurden, davon 18 aus der Altstadt und 12 aus der Neustadt. Im Jahre 1661 änderte sich dieses insofern ab, daß die drei Mittel von da an nur aus 18 Kämmerern bestanden. Im Jahre 1738 ward das dritte Mittel ganz aufgehoben und nur die beiden übrigen wechselten. Diese Einrichtung ward im Jahre 1793 nochmals abgeändert; statt zwei Bürgermeistern blieb nur einer. Daß im Jahre 1808 eine Zeit lang die westphälische Verfassung eintrat und im Jahre 1832 die revidirte Städteordnung eingeführt worden ist, ist bekannt.

Mehrere Klöster waren nahe bei der Stadt und in derselben.

1) Das Wipertikloster im Südwesten nahe bei der Stadt, am Brühl; es wurde von dem Bischof Haimo zu Halberstadt gegründet. Schon 964 war der Bau desselben vollendet. Anfangs waren Benedictiner- nachher Praemontratensermönche, letztere seit 1184, darin. Nachdem es im Bauernkriege zerstört worden war, nahm es später bei der Reformation die Aebtissin in Besitz. Jetzt ist es eine Privatbesitzung. Die noch vorhandene Kirche wird als Scheuer benutzt.

2) Das Marienkloster, ein Nonnenkloster, auf dem Münzenberge, ward von der Aebtissin Mathilde 986 gestiftet. Die Nonnen waren von der Regel des heiligen Benedict. Im Bauernkriege ward es von ihnen verlassen. Einige kehrten freilich später zurück, gingen aber in weltlicher Kleidung. Bei Einführung der Reformation im Jahre 1539 zog es die Aebtissin Anna ein. Jetzt ist der Münzenberg mit 65 kleinen Häusern bebauet, und bildet dem Schlosse im Westen eine Art Vorstadt. Als nämlich das Kloster aufgehoben war, verfielen die Gebäude, und unter der Regierung der Aebtissin Elisabeth, Gräfin von Blankenburg-Reinstein (reg. von 1574 bis 1584) begannen mehrere Personen sich zwischen den Trümmern anzusiedeln, denen sich im Laufe der Zeit mehrere zugesellten. — Eine Nonne aus diesem Kloster veranlaßte übrigens die Gründung des Klosters Huysburg; sie hieß Bia. Es entstand nämlich in ihr der Wunsch, ein Einsiedlerleben zu führen, und sie vertrauete dieses einem Domcanonicus zu Halberstadt, Namens Eggehardus. Der Bischof von Halberstadt, durch diesen von dem Wunsche der 40jährigen Nonne unterrichtet, überließ ihr ein einsames Haus nebst einer Kapelle in dem Huywalde, und da sie natürlich einen Geistlichen haben mußte, der in der Kapelle u. s. w. den Gottesdienst besorgen könne, so wußte es Eggehardus, der sich ebenfalls nach der Einsamkeit sehnte, so einzuleiten, daß er ihr 1070 zu dem obigen Zwecke beigegeben wurde. Bald gesellte sich noch eine Adelheid von Gandersheim zu ihnen, später aber erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch mehrere Mönche, unter anderen Graf Volkmar von Clettenberg, der dem neu entstandenen Kloster sein Gut Walkenried nebst 30 Hufen Acker unter der Bedingung verschrieb, daß es seine Gemahlin während ihrer Lebenszeit behalte. Da diese aber im

Jahre 1127 auch den Entschluß faßte, das Kloster Walkenried zu stiften, so tauschte sie jenes Gut für verschiedene andere zu Werther, Witzleben und Benneckenstein ein.

3) Das Franziscanerkloster in der Altstadt wurde nach Einigen im Jahre 1257 von Aleke (Adelheid) von Gernrode, vermuthlich eine Stiftsdame, nach Anderen aber von dem Halberstädter Bischofe, Herrmann von Reinstein, gestiftet. Wahrscheinlich ist es von der Erstgenannten gegründet, von Letzterem aber erweitert worden. Die Güter des Klosters wurden bei Einführung der Reformation eingezogen; die Gebäude aber, wie wir schon oben erwähnt haben, dem damals neu errichteten, jetzt noch bestehenden Gymnasium eingeräumt.

4) Das Augustinerkloster in der Neustadt war schon im Jahre 1317 eingerichtet, ward aber erst unterm 9. Juni 1318 von dem Bischofe Albert von Halberstadt bestätigt. Ebenfalls bei der Reformation aufgehoben, sind die Besitzungen damals eingezogen worden. Eine Straße, woran die Gebäude, die jetzt Privateigenthum sind, hinterwärts grenzen, heißt noch jetzt „das Augustinern."

An Kirchen hat Quedlinburg folgende:

1) Die St. Servatius- oder Stiftskirche wurde schon im Jahre 930 zu bauen angefangen, und deren Hauptaltar, vor welchem, wie schon erwähnt, Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde begraben liegen, dem heiligen Petrus geweihet. Im Jahre 997 fing man an, sie zu erweitern, war aber erst 1021 damit fertig. Im Jahre 1070 ward sie durch eine Feuersbrunst verwüstet; erst im Jahre 1128 war sie, noch mehr vergrößert, wieder hergestellt. Kaiser Lothar war selbst bei der Einweihung zugegen, die am zweiten Pfingsttage 1129 von den Bischöfen zu Minden und Hildesheim geschah. Im Jahre 1501 ward sie noch einmal durch eine Feuersbrunst beschädigt, aber bald wieder hergestellt. Seit 1813 ist sie der ehemaligen Wiperti-Gemeinde überwiesen.

Neben der Sakristei befindet sich ein uraltes Gewölbe, die Zither oder Zyther genannt, worin verschiedene Alterthümer aufbewahrt werden. Ursprünglich ist dieses Gewölbe wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Reliquien bestimmt gewesen, deren das Stift eine Menge besaß, wovon noch jetzt einige da sind, z. B. Knochen von der heiligen Corona u. s. w. Sehenswürdig sind folgende Gegenstände:

a) Der sogenannte Wasserkrug von der Hochzeit zu Cana. Er ist 16½ Zoll hoch, seine größte Weite 12 Zoll und er faßt 23 preuß. Maaß. Die Masse, woraus er gearbeitet ist, hält man für Tramertin. Wenn nun auch dieser Krug nicht zu jenem Zwecke gedient hat, so ist er doch als ein sehr altes und schön gearbeitetes Kunstwerk merkwürdig. Man ist übrigens der Meinung, daß er durch Kaiser Otto II. Gemahlin, Theophania, aus Griechenland hierher gebracht sei. Es ist zu bedauern, daß der Deckel, der eine Handgriff und ein Stück vom Fuße fehlt.

b) Ein alter Bischofsstab.

c) Ein alter Kamm von Elfenbein, der Bartkamm Heinrich I. genannt. Da man ihn seit vielen Jahrhunderten in diesem Gewölbe bei den Reliquien aufbewahrt hat, so ist dieses sehr wahrscheinlich.

d) Mehrere schön gearbeitete und mit Steinen verzierte Reliquienkasten, wovon einer das Eigenthum Heinrich I. gewesen sein soll.

e) Verschiedene Gegenstände von Silber, Aebtissin-Kreuze, ein St. Laurentius auf dem Roste liegend u. s. w.

f) Alte sehr kunstvoll gearbeitete Teppiche mit eingewirkten Figuren. Sie sind wahrscheinlich von der Aebtissin Agnes, Markgraf Conrad von Meißen Tochter, gewebt.

g) Mehrere alte Manuscripte u. s. w.

Noch ist das im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Todtengewölbe merkwürdig, denn mehrere Leichname sind unversehrt darin erhalten. Darunter auch die einst so schöne Gräfin Aurora von Königsmark, ausgetrocknet und wurmdurchlöchert; dennoch wollen Einige noch Spuren der ehemaligen Schönheit an diesen Ueberresten erkennen. Wer sich davon überzeugen will, mag sich den Sarg öffnen lassen.

Um die Kirche mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, muß man sich an den zeitigen Prediger wenden.

2) Die St. Benedictikirche, deren Bau schon im Jahre 1110 begonnen haben soll, wird erst 1252 in Urkunden erwähnt. Da sie am Markte liegt, wird sie auch wohl Marktkirche genannt. Der Altar ist sehenswerth; er wurde 1700 von dem Bildhauer Querfurth zu Wolfenbüttel gefertigt und kostete 2000 Thlr.; die Gemälde daran sind von Luhn aus Hamburg.

3) Die St. Nicolaikirche in der Neustadt, auch wohl die Schäferkirche genannt, von welcher erzählt wird, daß sie auf Kosten der Neustädter Bürgerschaft im Jahre 1201 zu bauen angefangen sei, die beiden sie schmückenden Thürme aber aus den Mitteln eines reichen Schäfers und seiner beiden Söhne, die einen Schatz in irgend einer wüsten Kirche gefunden, aufgeführt wären. Unter andern sagt dies auch Winningstädt, welcher von 1540 bis 1569 Prediger an der St. Blasiikirche war; auch erwähnt er, daß das Fundament der Kirche auf Ellernblöcke gelegt sei, welches von mehreren Andern bestätigt wird. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren übrigens die Pelze jener Schäfer und mehrere andere Kleidungsstücke in der Kirche noch vorhanden. Auch scheinen die in Stein ausgehauenen und an den Ecken der beiden Thürme, wo deren Mauerwerk sich endet, aufgestellten beiden Schäfer jener Erzählung Gewicht zu geben. Der Bau der Kirche muß nicht gar lange gedauert haben, denn im Jahre 1222 hatte sie schon ihren Prediger. Die Kirche erhielt bald darauf mehrere Schenkungen, wodurch sie ziemlich wohlhabend wurde. Die große Glocke ward 1294 gegossen; im Jahre 1817 zersprang sie und 1833 ward sie umgegossen.

4) Die St. Blasiikirche wird für die Kirche des ehemaligen Dorfes Quitlingen gehalten. Die erste Erbauung derselben ist unbekannt; sie geschah höchst wahrscheinlich als das Christenthum sich verbreitete. Doch stand die alte Kirche nur bis zum Jahre 1268. Um diese Zeit wurde durch milde Beiträge, für welche der Erzbischof von Mainz einen 40tägigen Ablaß bewilligte, eine neue Kirche auf der Stelle der alten erbauet. Aber auch diese blieb nur bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man begann damals den Bau einer neuen Kirche mit Ausschluß der Thürme, welche stehen blieben, und im Jahre 1714 war derselbe vollendet.

5) Die St. Aegidiikirche. Die Erbauung derselben ist völlig unbekannt. Sie kommt zuerst 1179 in Urkunden vor.

6) Die Kirche des Hospitals St. Spiritus. Der Ursprung dieses Hospitals ist unbekannt, so wie die Erbauung der Kirche. In Urkunden wird zuerst 1301 davon gesprochen.

7) Die Kirche des Hospitals St. Johannis vor der Stadt am Wege nach Ballenstedt. Dieses Hospital lag in älteren Zeiten nicht da, wo es jetzt ist, sondern unterhalb des Schlosses, wahrscheinlich auf dem Finkenheerde. Man glaubt, daß es von der Aebtissin Adelheid II., Kaiser Heinrich IV. Schwester, gestiftet worden ist; allein gewiß ist nur so viel, daß es schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts bestand. Im zwölften Jahrhundert scheint da, wo jetzt das Hospital steht, eine Siechenanstalt gewesen zu sein, und man vermuthet, daß im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert beide Anstalten vereinigt worden sind, und auf diese Weise das Hospital, wie es jetzt besteht, entstanden ist. Die Entstehung der Siechenanstalt wird in alten Chroniken folgendermaßen erzählt:

Das Geschlecht der Edlen von Donfuß besaß im Anfange des zwölften Jahrhunderts einen Hof in der Gegend des jetzigen Johannishospitals. In der Nähe desselben sprudelte damals eine Quelle, deren Wasser sich in manchen Fällen heilsam erwiesen hatte. Ein Graf von Askanien und Ballenstedt, mit dem Aussatze behaftet, ward von der heilenden Kraft dieser Quelle in Kenntniß gesetzt und nahm versuchsweise ein Bad darin. Da er sich besser danach befand, so kaufte er denen von Donfuß die Quelle nebst einem hinreichenden Raum um derselben ab, und ließ dort eine Wohnung erbauen, worin er oft badete. Einst besuchten den Grafen seine 6 Geschwister, und fanden ihn frei von seinem Uebel. Da pflanzten sie zum Andenken 6 Linden in einem Kreise nahe bei der Quelle. Der genesene Graf aber stiftete gegen Ende seines Lebens an dem Orte, wo er seine Heilung von dem schrecklichen Uebel gefunden hatte, ein Hospital für 150 arme Leute, und dotirte dasselbe mit 29 Hufen Acker. Auch ließ er ein Bad für Ausschlagskranke daselbst anlegen. — Einige von den Linden sollen vor mehreren Jahren noch gestanden haben, und auch jetzt findet sich noch eine solche, die ein hohes Alter verräth.

In den Kirchen der beiden eben genannten Hospitäler wird Gottesdienst gehalten; bei jeder ist ein Prediger angestellt.

Auf dem am Markte belegenen Rathhause werden verschiedene Alterthümer und Sehenswürdigkeiten aufbewahrt. Dahin gehören:

1) Ein Menschenhaupt und zwei rechte Hände, denen der Daumen fehlt; alles gedörret. An und für sich ohne Interesse, gibt die sich daran knüpfende Erzählung diesen Gegenständen eine geschichtliche Bedeutung. Man ist nämlich der Meinung, daß es Ueberreste von den Leichnamen der gegen das Leben Kaiser Otto I. verschworen gewesenen Großen sind, welche, entdeckt, im Jahre 942 in Quedlinburg hingerichtet wurden. Der Kaiser wollte im genannten Jahre zu Quedlinburg das Osterfest feiern. Vorher war ihm verrathen worden, daß mehrere Große, an deren Spitze ein Graf Erich stand, beschlossen hätten, ihn bei dieser Gelegenheit zu ermorden, und seinen Bruder Heinrich auf den Thron zu setzen. Er umgab sich daher bei der Feier mit seinen treuesten Anhängern, und ließ nach Beendigung der Festlichkeiten die Verschwörer festnehmen, wobei einer derselben, ein Graf Eserich, sich vertheidigend, sein Leben verlor. Fünf der Verschwörer, nämlich die Grafen Reinward, Buco, Varinus, Hermann und noch ein zweiter Eserich, wurden hingerichtet, ein siebenter aber, der greise Graf Lothar oder Luchard, Großvater des Bischofs Ditmar von Merseburg, ward begnadigt.

2) Ein großer Kasten von sehr starken Bohlen, worin der bereits erwähnte Graf Albert von Reinstein 20 Monate eingesperrt war.

3) Eine dem Grafen abgenommene Armbrust.

4) Dessen Streitaxt.

5) Die Sporen desselben.

6) Seine Feldflasche.

7) Ein Gefäß von Metall, welches bei Zerstörung der Gersdorfer Burg, die dem Grafen gehörte, erbeutet wurde; wahrscheinlich ein Trinkgefäß.

Um die Bedeutung der vorstehend aufgeführten Gegenstände zu erklären, müssen wir hier folgende geschichtliche Begebenheit einschalten.

Wir haben schon oben erwähnt, daß unter der Aebtissin Bertrade Streitigkeiten wegen der Schutzgerechtigkeit des Stiftes mit dem Grafen von Reinstein, welchem die Aebtissin die Neustadt verkauft hatte, entstanden, und da diese unter ihrer Nachfolgerin, Jutta von Kranichfeld, so ernstlich wurden, daß die genannten Grafen mit dem Bischof von Halberstadt, welcher Anspruch auf die Schutzgerechtigkeit machte und der die Bürgerschaft auf seiner Seite hatte, in offenen Kampf geriethen. Jutta von Kranichfeld übertrug nämlich im Jahre 1320 dem Herzoge Rudolph von Sachsen die Schutzgerechtigkeit und die Voigtei zu Quedlinburg, jedoch mit einigen Ausnahmen, namentlich des Wipertiklosters, des Münzenberges u. s. w. und mit der Bedingung, daß der Graf Ullrich von Reinstein mit der Voigtei wieder belehnt werden sollte, welches auch geschah. Dieses nahm jedoch der Bischof von Halberstadt übel auf, und derselbe wußte die Bürgerschaft so für sich zu gewinnen, daß diese ihm die Stadt, welche

damals zum hanseatischen Bunde gehörte, zu Schutz und Schirm übertrug. Zugleich verband sich Quedlinburg mit Halberstadt und Aschersleben zu gemeinsamer Vertheidigung. Darüber erbittert, besetzten die Grafen die Höhen um Quedlinburg, so wie das Kloster Wiperti und die Warte auf der Altenburg. Von da aus nahmen sie mehrere Bürger gefangen, störten den Handel der Stadt und thaten ihr überhaupt vielen Abbruch. Im Jahre 1327 beliehen freilich die Grafen von Reinstein den Magistrat der Altstadt mit der Neustadt, allein sie hatten durch ihr gewaltsames Verfahren die Bürgerschaft zu sehr erbittert, als daß sie dadurch hätten beruhigt werden können. Der Kampf währte daher fort. Die Bürger stürmten bald darauf, unterstützt von den Mannen des Bischofs zu Halberstadt, die nahe bei der Stadt gelegene Güntekenburg, zerstörten diese, schlugen einen Theil der Mannschaften der Grafen bei dem Münzenberge und dann diese selbst bei dem Dorfe Gersdorf. Dabei wurden die Bürger, welche die Grafen auf der Altenburg und zu Gersdorf gefangen hielten, befreiet. Die Grafen rüsteten sich jedoch stärker wie vorher, verbanden sich mit den Grafen von Anhalt, Mansfeld und Hohenstein, und erlangten so wieder einige Ueberlegenheit über die Stadt. Diese ward immer heftiger bedrängt. Vorzüglich ängstigte sie Graf Albert von Reinstein von der Neustadt aus, die er besetzt hielt, so wie von der Altenburg und dem Kloster Wiperti. Nun errichteten die Bürger zwei Thürme gegen die Neustadt, da wo sie durch die Bode von derselben getrennt wird. Von hier aus brachen sie eines Tages, unterstützt von den Mannen des Bischofs, so wüthend hervor, daß der Graf Albert aus der Neustadt verjagt, und zugleich von seiner Gersdorfer Burg, wohin er sich zurückziehen wollte, abgeschnitten wurde. Am 7. Juli 1336 kam es unweit derselben zu einem verzweifelten Kampfe, in welchem die Bürger Sieger blieben. Der Graf suchte sich, nachdem er den größten Theil seiner Leute verloren hatte, zu retten; er wollte nach dem befestigten Wipertikloster entfliehen. Allein durch den sumpfigen Boden des Hakelteiches (südöstlich von Quedlinburg; er ist jetzt ganz trocken) aufgehalten, bemerkte ihn ein Theil der Bürgerschaft, welcher hier aufgestellt war, und nahm ihn gefangen. Während seiner Gefangenschaft in dem oben erwähnten Kasten, ward ihm von den Hanseestädten der Proceß gemacht; er ward als Störer des Landfriedens zum Tode verurtheilt. Der Kaiser bestätigte dieses Urtheil, welches jedoch nicht zur Ausführung kam. Der Graf erlangte nämlich dadurch seine Begnadigung, daß er der Schutzgerechtigkeit entsagte, die Stadtmauer ausbessern und an der Westseite 7 Thürme in derselben erbauen ließ. Das darüber von ihm ausgestellte Document enthält die Schlußworte: „gegeben to Quedelingborch vor der Stadt." Es ist danach wahrscheinlich, daß er schon auf den Richtplatz geführt war, als er sich dazu verstand, diese Bedingungen zu unterschreiben, und sich dadurch zu retten. In Folge dieser Vorfälle ist demnächst auch der Ramberg, ein etwa 5000 Morgen haltendes Waldrevier auf dem Unterharze, worin die Trümmer der Lauenburgen liegen, an die Stadt gekommen.

Bei der Gefangennehmung des Grafen sind die oben verzeichneten Gegenstände erbeutet worden; sein Schwert ist, wie erwähnt, von dem schwedischen General Königsmark im dreißigjährigen Kriege weggenommen.

Nach dieser Abschweifung fahren wir in Aufzählung der merkwürdigen Gegenstände auf dem Rathhause fort.

8) Ein großer gläserner Trinkbecher, welcher von Luther dem damaligen Rector Absdorf geschenkt worden, und von diesem der Stadt bei seinem Abgange gelassen ist.

9) Eine Sammlung alter Waffen, welche mehreres Merkwürdige enthält, darunter eine Kanone von besonderer Construction, die früher auf dem Thurme des Oehringer Thores aufgepflanzt war.

10) Eine kleine Gemäldesammlung. Sie enthält: Alle protestantische Aebtissinnen von Anna II. bis auf Sophie Albertine, die Könige von Preußen seit Friedrich dem Großen, die Gemahlin Friedrich Wilhelm II. und die Königin Luise, die Kaiser Mathias und Ferdinand II., König Gustav Adolph und Tilly, König Karl XII. von Schweden, Friedrich August I. König von Polen und Churfürst von Sachsen, Aurora von Königsmark, deren Sohn Moritz, Graf von Sachsen und mehrere andere.

11) Ein Manuscript des Sachsenspiegels. — Ein zweites Exemplar befindet sich auf der Schloßbibliothek.

12) Eine Karte vom alten Thüringen, Holzschnitt mit dazwischen befindlichen geschichtlichen Bemerkungen von Typendruck. Sie ist im Jahre 1510 von einem Prediger in Thüringen entworfen.

13) Einige alte Münzen.

14) Mehrere Urnen, welche aus den alten Begräbnißplätzen der Sachsen, den sogenannten Hühnengräbern, ausgegraben worden sind.

Wer die aufgeführten Gegenstände sehen will, wendet sich an den Castellan des Rathhauses und zwar in den Nachmittagsstunden.

Die Stadt besitzt mehrere ausgezeichnete Fabriken in Wolle, die größtentheils Coatins verfertigen. Dahin gehören: die Fabrik des Herrn Krage, die Kranz'sche, jetzt Eigenthum des Herrn Grünhagen und die des Herrn Verdens. Die erste beschäftigt 220 Arbeiter und die beiden letztern jede 100. Rechnet man die Tiebe'sche Fabrik und mehrere kleinere dazu, so werden dadurch bei 126 Stühlen 160 Stuhl- und 400 Handarbeiter beschäftigt.

Die Runkelrübenzuckerfabrik nebst Raffinerie, dem Herrn Pape und den Gebrüdern Hanewald gehörig und vor dem Oehringer Thore gelegen, beschäftigt in den Monaten September bis Februar täglich gegen 120 Arbeiter; im Frühjahr noch mehrere.

Die Basse'sche Buchdruckerei hat 8 Druck- und 2 lithographische Pressen; 50 Personen sind dabei angestellt.

Die eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Bleiweisfabrik am Wege nach Dittfurt beschäftigt 70 Arbeiter.

Die Kornbranntweinbrennerei, welche früher in Quedlinburg in bedeutendem Maßstabe betrieben wurde, hat in neuerer Zeit, vorzüglich seit Einführung des neuen Besteurungsgesetzes, sehr abgenom-

men; mehrere Brennereien sind ganz eingezogen, indem dieselben nicht mit den Kartoffelbranntweinbrennereien der Umgegend Concurrenz halten konnten.

Quedlinburg hat übrigens nach der statistischen Tabelle, welche im Jahr 1838 aufgenommen worden ist, 1690 Gebäude, worunter 58 öffentliche incl. des Schlosses; die Einwohnerzahl beträgt 12,954.

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Umgegend.

Im Südwesten nahe an der Stadt liegt der Brühl, ein Lustholz, welches, in frühesten Zeiten dem Wipertikloster gehörig, bei der Aufhebung desselben an die Abtei kam, und in neuerer Zeit vom Könige der Stadt geschenkt worden ist. Acht Hauptalleen laufen von einem in der Mitte befindlichen Rondeel, welches von der Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin von Sachsen-Weimar (reg. von 1684 bis 1704) angelegt worden ist, strahlenförmig aus, und am Ende einer derselben, die nach Südost läuft, erblickt man Klopstocks Denkmahl, des großen vaterländischen Dichters. Das Haus, worin er geboren worden ist, steht unterhalb des Schlosses am Schloßplatze; es ist an zwei Säulen, welche das Portal der Eingangsthür tragen, leicht zu erkennen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Wort „Brühl" von dem altdeutschen Worte „Bruoch" verkleinernd „Bruochil" (kleiner Bruch) abstammt.

Das Steinholz, der botanische Garten Norddeutschlands, liegt im Norden der Stadt, drei Viertelstunden entfernt. Es besteht aus einem waldbewachsenen Höhenzuge, parallel mit dem Harze, welcher sehr interessante Aussichten auf denselben darbietet. Der Botaniker findet hier die reichste Flora. In einem Kaffeehause, mitten im blüthenreichen Walde, erhält man alle Arten von Erfrischungen.

Der Kleers, nahe vor dem Gröperthore im Nordosten der Stadt, ist ein großer mit Alleeen umgebener Rasenplatz, wo jährlich das Schützenfest gefeiert wird.

Auf mehreren Höhen der Umgegend hat man höchst anziehende Aussichten, vorzüglich nach der Gegend des Harzes. Dahin gehören: Die Siewekenberge, ein Kalk- und Gipsgebirge drei Viertelstunden im Osten von der Stadt, worin ein ausgezeichnetes Marienglas vorkommt und viele Versteinerungen urweltlicher Thierarten gefunden werden, — der Strohberg nahe am Münzenberge, — die Langenberge, die sich jenem anschließen, — die Weinberge, — die Altenburgsberge, auf deren höchstem Punkte der Eingangs erwähnte Wartthurm steht; wollte man auf dem südwestlichen Abhange dieses Höhenzuges, nach dem Dorfe Weddersleben zu unweit der Neuenmühle, Bohrversuche machen, so würde man höchst wahrscheinlich Braunkohlen oder die sogenannte Pechkohle finden. In Hinsicht der Versteinerungen von urweltlichen Seethieren ist noch der Salzberg, zwischen der Altenburg und der Stadt am Wege nach Weddersleben, merkwürdig; sie finden sich in Masse darin aufgehäuft.

Zu der Zeit, als sich das Dorf Quitlingen zur Stadt gestaltete, lagen viele Dörfer in der Umgegend, die nach und nach wüste ge-

worden sind, deren ehemalige Lage aber noch jetzt nachgewiesen werden kann.

1) Marsleben am Berge unter dem Steinholze; es bestand bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Durch Krieg, Pest und Raub verheert, verließen es zu jener Zeit die übrig gebliebenen Bewohner, und siedelten sich nach einer Ueberlieferung größtentheils in der Gegend der Altstadt Quedlinburgs an, die noch jetzt „Marslingerhof" heißt. Zwei alte Begräbnißplätze der Einwohner dieses Ortes sind bekannt. Einer war am Steinholzberge in einem Thonboden, der andere auf einem Ackerstücke zwischen der Steinholz- und der Bruchmühle. Die Urnen, welche hin und wieder auf dem letzteren ausgegraben werden, sind ohne irgend eine Verzierung und von sehr lockerer Masse, so daß sie leicht zerbröckeln.

2) Camperode, auch Camp, ein einzeln gelegenes Gut, unter dem Heidberge im Süden, wo man noch die Verwaltungen sieht. Schon in früher Zeit war es eine Besitzung des Klosters Michelstein. Im Jahre 1422 war es so verwüstet, daß es der damalige Abt Nicolaus, die Kosten der Wiederherstellung scheuend, verkaufte, doch so, daß ein Erbenzins darauf ruhen blieb. Muthmaßlich ist der nahe gelegene Münchenhof statt Camperode erbauet worden. Zu altsächsischen Zeiten scheint dieses Gut die Besitzung eines Edelings gewesen zu sein, dem das Thal zwischen dem Heidberge und Liebfrauenberge gehörte, denn es befinden sich hier mehrere sogenannte Hühnengräber. Der Magistrat ließ im vergangenen Jahre eines derselben öffnen. Man fand Urnen von verschiedener Form und Größe, alle weit zierlicher gearbeitet, als die auf den Marsleber Begräbnißplätzen. Das Merkwürdigste aber war, daß man in der Regel bei jeder Urne einen Todtenschädel fand, je nach der Größe der Urne den Schädel eines Erwachsenen oder eines Kindes. Alle Schädel hatten vorne keine Schneidezähne, sondern durchweg runde, woraus man schließen möchte, daß es die Ueberreste von Sclaven sind, die bei dem Tode eines Mitgliedes der Familie des Edelings geschlachtet wurden, damit dasselbe in jener Welt nicht ohne Bedienung sei. Bei den Begräbnißplätzen der Dörfer findet sich diese Erscheinung nicht.

3) Groß-Sallersleben auf einer Höhe im Westen des Lehhofsberges.

4) Klein-Sallersleben näher nach Ditfurt.

5) Klein-Ditfurt, eine kleine halbe Stunde nordwestlich von Ditfurt, welches früher Groß-Ditfurt hieß.

6) Ballersleben, ebenfalls nicht weit von Ditfurt.

7) Ihlenstedt nicht weit von jenem.

8) Großorden in der Gegend der eben Genannten, doch näher nach Quedlinburg an der Bode. Nahe dabei lag

9) Kleinorden.

10) Sülten, ebenfalls an der Bode, nicht weit von Großorden. Dieser Ort war sehr groß; er hatte im Jahre 1312 einen Magistrat, an dessen Spitze zwei Bürgermeister standen.

11) Gersdorf im Süden des Sievekenberges östlich von Quedlinburg. Dieses Dorf war wahrscheinlich bei der Erstürmung der Burg im Jahre 1336 (s. o.) zerstört. Auf der Stelle des Dorfes stehen jetzt die Oeconomiegebäude eines Gutes, welches die Gersdorfer Burg heißt. Der achteckige Thurm der zerstörten Burg steht noch, sehr gut erhalten und von hohen Verwaltungen umgeben.

12) Bicklingen am Hakelteiche, der jetzt trocken ist.

13) Quarmbeck im Süden der Stadt; eine Stelle heißt noch jetzt: „der Kirchhof von Quarmbeck."

14) Krüppelrode zwischen dem Brühl und Dippenworth, wo der von Suderode herunter kommende Bach in die Bode fällt; es war sehr klein.

Alle diese Dörfer sind im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wüste geworden. Die Einwohner bevölkerten die Neustadt Quedlinburg. Bicklingen und Quarmbeck wurden im Jahre 961 von Otto I. und Groß- und Klein-Ditfurt 974 von Otto II. dem Stifte geschenkt.

Folgende Wartthürme in der Umgegend sind bemerkenswerth: Der Bicklinger Thurm (am Wege nach Ballenstedt), der Lehthurm (am Wege nach Gernrode), die Steinholzwarte (auf dem Steinholze), die Heidbergswarte (auf dem Heidberge am Wege nach Wegeleben).

H. A. Braungard.

Die Rosenkirche zu Elende.

Wo sind sie, deren Lied aus Deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all' ihr trübes Erdenloos? —
Wo sind sie? — Ihrem Liede nachgezogen! —

Nikolaus Lenau.

An der Straße, welche von Nordhausen nach Heiligenstadt führt, drei Stunden von Sondershausen und eine Stunde von dem freundlichen Städtchen Bleicherode entfernt, liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Lohra. Hinter dem halbverfallenen Thurme, der noch jetzt, wie ein grauer Zeuge aus längstverklungener Zeit, zwischen neueren Gebäuden emporragt, stand, der Sage nach, unter einer tempelartigen Bedachung, das Bild der Göttin Lohra oder Lara. (cf. v. Rohr's Merkw. des Oberharzes pag. 139). Am Fuße des Berges aber, da, wo jetzt das unbedeutende Dorf Elende liegt, war in einem düstern Haine zu Ehren dieser Göttin ein Altar aufgerichtet und liebende Jünglinge und sehnende Jungfrauen naheten sich oft dem heiligen Opfersteine, weiheten ihr Blumen und Lieder und reichten sich vor ihrem Angesichte unter furchtbaren Schwüren die Hände zum unauflöslichen Bunde. Freundlich blickte Lohra die treuen Liebenden an, segnete den geschlossenen Bund und ließ den neuen Hausstand fröhlich gedeihen, aber ihren ganzen Zorn wandte sie gegen diejenigen, welche sich ihr mit falschen Herzen naheten oder den Schwur brachen, den sie an ihrem Altare gesprochen. Lohra verfolgte sie und ließ nicht nach, bis sie die begangene Untreue bestraft und den gebrochenen Schwur gräßlich gerächt hatte. — Groß war daher das Ansehen der Göttin im Volk und ihr Dienst wurde feierlich begangen von Jung und Alt. —

Da durchzog Germaniens Wälder ein Mann, Bonifacius, später „der Apostel der Deutschen" geheißen. Wo er erschien, begannen die alten Landesgötter zu wanken, ihre Tempel wurden von seiner

Hand gebrochen, ihre Bildsäulen von ihm in den Staub gestürzt, selbst die heilige Eiche des Donnergottes bei Geismar fiel unter den Streichen seiner Art und heulend über den Fall ihrer Götter flohen die Deutschen in das Dunkel ihrer unzugänglichen Wälder. — Von Hessen her drang er im J. 723 auch in den heiligen Wald ein, in welchem der Göttin Lohra Bildsäulen und Altäre errichtet waren. Er zertrümmerte das Bildniß, warf ihre Altäre um und da er gewohnt war, an der Stelle eines heidnischen Baumes oder Tempels Heiligenbilder aufzustellen oder Kapellen und Klöster zu bauen, — denn auf solche Weise schonte er der Angewöhnungen des Volks und machte ihm glaublich, daß die alte Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sei, sondern fortan von der Gegenwart des wahren Gottes abhänge, (cf. Grimm's treffliches Werk über deutsche Mythologie pag. 56 sq.) — so errichtete er auch auf der Stelle, wo jetzt Elende liegt, ein Oratorium oder eine Kapelle (**Beatae Virginis in Miseriis Larae vicinis**) zur Ehre der heiligen Jungfrau, die in ihrem Leiden und Elende beim Leiden Christi vorgestellt ward (cf. Letzner in vit. Bonif. c. 12) und gab dadurch zu der Entstehung wie zu dem Namen des jetzigen Dorfes Elende Veranlassung.

Lange Zeit hatte diese, von Bonifacius gestiftete, Kapelle gestanden, ohne, wie es scheint, einer besondern Achtung genossen zu haben, als plötzlich das darin befindliche Muttergottesbild ein Wunder that und dadurch die Aufmerksamkeit aller Gläubigen auf das unscheinbare und fast ganz vergessene Kirchlein wandte. —

Es war nemlich eine stürmische, unheimliche Winternacht, als ein Fuhrmann mit einer schweren Ladung Wein auf der damals noch fast unwegsamen Straße daherzog. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur selten durch die dunklen Wolken, welche rastlos und stets von neuen gefolgt, über den Himmel jagten. Ein scharfer Nordwind schüttelte die kahlen Aeste der Bäume, die dicht auf beiden Seiten des Weges standen, trieb den Schnee in die Tiefen und ballte ihn dort zu Schneewehen zusammen, in denen dem unkundigen Wanderer unvermeidliche Gefahr drohete. Immer schneidender wurde die Luft, immer höher häufte sich der Schnee auf und immer unmöglicher wurde es den müden Rossen, den schweren Wagen von der Stelle zu bringen. — Oft stand der Fuhrmann lauschend still und schaute aufmerksam umher, ob sich noch immer keine gastliche Herberge zeige, oft rufte er laut in den Wald hinein und horchte auf den Ton einer antwortenden menschlichen Stimme,

Doch so weit er auch spähte und blickte
Und die Stimme, die rufende, schickte, —

Alles blieb öde, stumm und schauerlich. Kein Hundegebell, das den nächtlichen Wanderer so sehr erfreut, kein Gebrüll aus gastlichen Ställen, nichts ließ sich hören. Todesstille weit um ihn her; nur dann und wann strich eines Vogels Fittich über seinem Haupte weg; nur hier und da raschelte es unheimlich in den dürren Zweigen und

Gesträuchen, die Sterne, die dann und wann durch die zerrissene Wolkendecke hervorblickten, hingen wie neugierige Augen über seinem Scheitel, die Wolken glitten still darüber hin, zuweilen schneiete es wieder, aber auch der Schnee war so stumm! — Dem einsamen Fuhrmanne wurde immer ängstlicher zu Muthe, zu immer größerer Eile trieb er seine Rosse an, und desto größer war sein Schrecken, als der Wagen plötzlich in eine Vertiefung sank und, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht wieder aus derselben herauszubringen war. — Laut rief der verlassene Mann um Hülfe! — Niemand hörte. — Er hieb auf die Pferde. — Sie zogen mit dem letzten Aufwande der Kraft an, — aber der Wagen bewegte sich nicht. — Verzweiflungsvoll rang er die Hände und flehte zur Himmelskönigin! — Da rauschte es in den dürren Zweigen und hinter den Büschen hervor trat, gleich dem silbernen Monde, wenn er über dunkeln Gebirgskuppen erscheint, eine weibliche Gestalt von überirdischer Schönheit; schlank wie die Tanne des Harzes, rosig wie das Frühlicht, frisch wie der Wiesenthau und schön wie die ewige Jugend. Ein Schein wie Frühlingsabendröthe umschwamm die himmlische Gestalt und hauchte auf die starren Schneemassen rings umher einen zarten Schimmer wie sanftes Alpenglühen. Erschrocken starrte der Fuhrmann nach der schönen Jungfrau, die mit holdseligem Lächeln auf das versunkene Gespann zuschritt und mit einem einzigen Griffe Wagen und Pferde aus der Tiefe zog. Ueberrascht von der geheimnißvollen Erscheinung und erfreut über die unerwartete Hülfe, wollte der Fuhrmann der schönen Helferin gern seine Dankbarkeit zu erkennen geben und bedauerte laut, daß er kein Gefäß habe, um ihr für ihre Mühe von dem besten Weine seiner Ladung mittheilen zu können. — Da berührte die Fremde einen Strauch, der neben ihr seine dürren, stachlichten Zacken emporstreckte und plötzlich trieb derselbe Blätter und Knospen und bald war das ganze Gebüsch mit den herrlichsten Rosen bedeckt, die einen wunderlieblichen Duft aushauchten. — Die Jungfrau Maria, denn sie war es selbst, brach die herrlichen Blumen ab und formte daraus ein Gefäß, das den Wein hielt, war aber verschwunden, als der Fuhrmann ihr dasselbe gefüllt wieder überreichen wollte.

Die Pferde hatten unterdessen den Wagen mit Leichtigkeit fortgezogen, standen aber plötzlich vor dem Kirchlein zum Elende still und waren nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann betrat ehrfurchtsvoll das Innere der Kapelle, um dem Höchsten für seine Rettung zu danken, erkannte in dem dort aufgestellten Bilde der hohen Himmelskönigin seine Helferin und setzte das Blumengefäß, als ein kostbares Heiligthum, auf dem Altare daselbst nieder. — Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich nun der Ruhm der Kirche zu Elende aus und Gläubige aus allen Gegenden Deutschlands eilten herbei, das Wunder zu sehen. Das Original dieses Trinkgefäßes wurde als eine große Seltenheit nach Rom gebracht, vorher aber ganz genau in Thon nachgebildet, von welcher Copie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Stücke in Elende vorgezeigt wurden. (cf. von Rohr's Merkw. des Oberharzes pag. 141).

Das Marienbild fuhr nun fort, so viele und unzweifelhafte Wunder zu thun, daß man, wegen der ungeheuern Menge Andächtiger, welche die Kirche beständig umwimmelten, genöthigt war, fünf große Thüren in die Kirchenmauer zu brechen, und da es auch Gebrechen aller Art heilte,

So hatte es viel zu schaffen,
Es kamen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute brachten
Ihm dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert',
Dem heilt' an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert',
Dem ward der Fuß gesund.

Daß die Besuche und Geschenke, welche die Kranken und Gebrechlichen der Maria zum Elende machten, nicht vergeblich waren, verkündete die ungeheure Menge von Krücken, Wanderstäben und dergl., welche die Gesundeten zum Zeichen ihrer Heilung in der Kirche aufhingen und die bald alle Wände derselben bedeckten. Von diesen Krücken war noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl zu sehen, so wie auch 1790 noch ein alter Ablaßkasten in der Kirche gezeigt wurde. — Viele Kranke, um längere Zeit in der Nähe des gnadenreichen Bildes verweilen zu können, bauten sich bei der Kirche Lauben und Hütten und da andere Wallfahrer diesen Armen und Siechen reichlich Almosen spendeten, so entstand später das nicht unbeträchtliche Hospital zum Elende, über welches der jedesmalige Lohraische Hofprediger und ein Rechtsgelehrter die Aufsicht führten, weshalb auch der Lohraische Hofprediger in Elende wohnen und der elendische Prediger sich in einem andern Hause aufhalten mußte, bis im J. 1585 die Hofpfarre, um dem Schlosse näher zu sein, nach Großwenden verlegt ward und der elendische Prediger die bessere Hofpredigerwohnung beziehen konnte.

Durch die reichlichen Gaben der von allen Seiten, und sogar aus fernen Landen herbeiströmenden Menge, hatte die Kirche bald so viel Schätze aufgehäuft, daß zu dem bereits vorhandenen Nonnenkloster (cf. Hoche's Gesch. der Grfschft. Hohenstein pag. 104) noch ein Wohngebäude für sechs Canonici errichtet und eine neue, große, prachtvoll decorirte Kirche erbauet werden konnte, die im J. 1400 vollendet und die Rosenkirche genannt wurde, weil sie unter dem Dache mit hundert und zwei und siebenzig großen und zwei kleinen, in Stein gehauenen Rosen geziert war. Außerdem erbaute man noch eine, mit einem Thurme und dem Hohenstein'schen Wappen gezierte

Kapelle, welche ausschließlich dem Dienste der Jungfrau Maria gewidmet wurde.

Das für unzählige Schlösser und Klöster so verhängnißvolle Jahr 1525 brachte auch über Elende großes Unheil. Die Bauern im Lohraischen griffen nämlich, gleich ihren Brüdern in andern Gegenden, zu den Waffen, zerstörten die Klöster Dietenborn und Münchenlohra und zogen dann nach Elende. Sie plünderten die schöne Kirche, zerstörten sie aber nicht, wahrscheinlich aus der ihnen von Jugend auf eingeflößten Ehrfurcht gegen dieselbe, beschlossen jedoch, um ihrer Zerstörungswuth wenigstens ein Opfer zu bringen, die Pfarrwohnung zu plündern und dann der Erde gleich zu machen. Mit pochendem Herzen sah der am Fenster lauschende Pfarrer den tobenden Haufen gegen seine friedliche Wohnung heranziehen, er sah die wilden Gestalten, die mordgierigen Blicke und drohend geschwungenen Waffen,

Und machte sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen.

Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Im Hause standen nämlich sehr viel Bienenstöcke und schnell wie der Blitzstrahl eilte er aus dem Gemache, stellte die Bienenkörbe, mit der Vorderseite gegen die Hausthür gewendet, wie eine Batterie vor sich hin und schlug in dem Augenblicke, in welchem die Bauern herein stürmten, verzweiflungsvoll an die Stöcke. Die Bienen fuhren wild aus ihren Wohnungen heraus und auf die andringenden Bauern ein, die so jämmerlich von ihnen zerstochen wurden, daß sie wie Spreu auseinander stoben und sich nach allen Seiten hin zerstreuten. (cf. Eckstorm. Chron. Walck. pag. 201).

Als sich die evangelische Religion in der Grafschaft Hohenstein immer weiter ausbreitete, sah sich die Jungfrau Maria sehr vernachlässigt. Sie war darüber theils betrübt, theils zornig, und that viele Zeichen und Wunder, die Wankenden und Kaltsinnigen wieder zu ihrem Dienste zurückzuführen. So fingen im J. 1619 plötzlich alle Glocken an, von selbst zu läuten, und als man nach den Thürmen eilte, so schwieg das Geläut und es war Niemand zu sehen. — Als im J. 1620 die Gläubigen zur Kirche kamen, fanden sie die Mutter Maria mitten in der Kirche auf dem Angesichte liegend, wie im tiefsten Schmerze und da auch dieses und andere Zeichen keinen Erfolg hatten, so verwandelte sie 1632 das Wasser im Teich zu Elende viermal in Blut; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Im J. 1656 ward die evangelische Religion in der ganzen Grafschaft förmlich und feierlich eingeführt, die sechs Canonici, welche in Elende residirt hatten, wurden abgeschafft, die Einkünfte des Stifts, welche, außer den reichen Geschenken, nur in Zinsfrüchten bestanden, an die Räthe Böttcher, von Zengen und von Bila gegeben oder verkauft und nur einen geringen Theil davon behielten die beiden Pfarrherren zu Lohra und Elende zu ihrem Unterhalte. Das gnadenreiche Bild der Maria aber ward von der Stelle, auf der es Jahrhunderte

hindurch von unzähligen Tausenden hochverehrt und gefeiert, gestanden, herabgenommen und in die Sacristei gebracht; worüber sie aber so böse wurde, daß sie an einem schönen, thauigen Morgen Elende verließ und nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde wanderte, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurde. Noch heute hält man sie dort in großen Ehren und zeigt ihr Kleid, dessen Saum noch immer naß vom Thaue ist. — Der damalige Küster zu Elende, Conradi, ein geheimer, aber eifriger Katholik und ein überaus schlauer Mann, steht in dem Verdachte, die vermeintlichen Wunder gethan und auch das Marienbild heimlich nach Heiligenstadt geschafft zu haben. Daß man wenigstens damals allgemein davon überzeugt war, geht aus der Gleichgültigkeit hervor, mit welcher das Volk alle diese Wunder, und selbst die Entfernung des Muttergottesbildes, aufnahm.

Seit dieser Zeit wurde gar nichts mehr auf die Erhaltung der herrlichen Rosenkirche verwandt und sie zerfiel nach und nach gleich der Marienkapelle, deren Thurm abgebrochen wurde, um seine Steine beim Bau der Pfarrwohnung zu benutzen. In einem Theile der Rosenkirche wurde aber noch lange, selbst noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Gottesdienst gehalten, und ihr Ruhm war immer noch so groß, daß viele Reisende dieselbe besuchten und Franzosen, welche im siebenjährigen Kriege unter Broglio in die Gegend von Elende und nach Elende selbst kamen, sogleich nach der Rosenkirche frugen, von der sie schon in Paris gehört haben wollten. (cf. Hohenst. Mag. pag. 306). Bald aber schwand auch das Letzte, was Fremde hätte herbeizichen können; denn was sich noch an Heiligenbildern und Reliquien vorfand, wurde in den siebenziger Jahren auf Befehl der Regierung in die katholische Kirche gebracht, welche in dem nahen Friedrichslohra erbaut worden war; so, außer einer kleinen Glocke, der große Christoph in Lebensgröße, welcher inwendig hohl und so geräumig war, daß sich Jemand in ihm verbergen und aus ihm heraus sprechen konnte, ein Altarstück mit zwölf schön vergoldeten Aposteln, viele Heiligenbilder, ein Ecce homo und eine mater dolorosa. Unter den Bildern der Heiligen werden die Maria im Chor, die mit einer unverweslichen Schürze bekleidet war, und der mit Dornen gekrönte Heiland als Meisterstücke gerühmt, weil sie, je mehr man sie ansieht, desto mehr anziehen und das Auge des Beschauers an sich fesseln. —

So, alles ihres frühern Schmuckes und Glanzes beraubt, stand die Rosenkirche noch einige zwanzig Jahre trauernd da, bis sie endlich, weil sie den Einsturz drohte, bis auf einen unbedeutenden Rest, in welchem noch jetzt Gottesdienst gehalten wird und der früher wahrscheinlich eine Seitenkapelle war, abgebrochen wurde. Das Hospital aber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und zählte noch vor Kurzem zwei und dreißig Individuen. Vor einigen Wochen wurde ein Hospitalit, als er eben im Innern des Gebäudes beschäftigt war, von einem Unbekannten, durch einen Flintenschuß, meuchlerisch ermordet.

Es wird viel von Schätzen gesprochen, die in Elende vergraben sein sollen, und zwar, wie Herr von Rohr (l. l. pag. 139) meint, von Templern, welche auf Lohra eine Kapelle gehabt, von welcher ein unterirdischer Gang bis nach Elende geführt habe. Andere (z. B. Schmaling im Hohenst. Mag. pag. 307) dagegen sagen: Die vertriebenen Canonici, welche lange vorher ihr Schicksal geahnet, hätten einen ungeheuern Schatz von vielen Hunderttausenden hinter dem Altare vergraben und den Platz durch ein in einen Pfeiler eingehauenes Grabescheid und ein aus der Mauer hervorragendes Stück Metall bezeichnet, und wirklich erinnern sich noch einige Leute, diese Zeichen gesehen zu haben. Nach einer Sage wurde in jedem Kloster, für den Fall, daß es etwa zerstört würde, so viel Geld vergraben, als zu einem neuen Bau nöthig war. Um diesen Platz wußten nur wenige, zuverlässige Ordensleute; aber in Rom befand sich eine genaue Anweisung, wo die Schätze standen und daher kommt es, daß man zuweilen in verwüsteten Klöstern, z. B. in Walkenried, Mönche gewahrt, welche nachsehen müssen, ob die Stellen, wo die Schätze liegen, auch noch unversehrt sind. (ib.)

Die Benennung des Ortes rührt, wie gleich Anfangs gesagt ist, von Bonifacius selbst her, doch leugnen es einige alte Schriftsteller und meinen: der Ort sei Elende genannt worden, entweder weil die Jungfrau Maria dem Fuhrmanne in seiner Noth und seinem Elende beigestanden, oder: weil viele Kranke hier von ihrem Elende befreit worden wären, oder auch: weil viele Elende hier ein Unterkommen gefunden hätten. Ja Schraube, der im J. 1747 Prediger in Elende wurde, leitet den Namen gar von der elenden Beschaffenheit des Ortes her, weil die Einwohner desselben immer großen Wassermangel und einst eine wirkliche Wassernoth erlitten hätten, als ein naher Teich, Elende's einziger Trost, ausgetrocknet sei. — Schraube hatte Mitleid mit seiner durstigen Gemeinde, ließ auf eigene Kosten einen Brunnen in den felsigen Boden schlagen und war auch so glücklich, in einer Tiefe von 32 Ellen eine reiche, überaus reine und gesunde Quelle zu finden. In einer Tiefe von 15 Ellen fanden die Arbeiter eine Ader reiner Masse, die fett und klebrig war, und wie Silber glänzte; doch wird nirgends gesagt, daß dies Metall von einem Sachverständigen untersucht worden sei.

Aus der Umgegend von Elende ist noch zu bemerken:

a) Die Knochenquelle oder der Knöchelbrunnen, eine Viertelstunde von Elende und nicht sehr weit von Bleicherode entfernt. Dieser Brunnen machte in frühern Zeiten viel Aufsehen und der durch mehrere naturhistorische Werke bekannte Prorector Ritter in Ilefeld, so wie später Göze, Prediger zu Quedlinburg (cf. dessen 4. Harzreise pag. 136) haben dieselbe genau untersucht und beschrieben. In einem Umfange von 6 Fuß entspringen 7 Quellen, die alle ein klares, überaus kaltes, untrinkbares und im Winter nie zufrierendes Wasser hatten. In der Nähe ist gypsartiges Alabastergebirge. Sie sprudelten alle einen weißen, theils runden, theils eckigen und durchsichtigen Sand aus, zwischen welchem auch Flinkern, gelbe, rothe,

grüne Steinchen und schneeweiße, undurchsichtige Kügelchen zum Vorschein kamen. In diesem Sande wurden kleine Gartenschnecken, zarte Muscheln, Turbiniten, längliche, gelbe Schnecken, Füße, Krallen von Käfern, kleine, schwarze Flügeldecken, Stückchen Kohlen u. s. w. entdeckt. Das Wunderbarste aber waren die feinen Knochen, welche dieser Brunnen auswarf und woher er eben den Namen „Knöchelbrunnen" erhalten hat. Die Knochen sind meistens weiß, doch finden sich auch hellbranne und schwarze dazwischen. Sie sind sehr verschiedener Art. Man findet Röhrchen, Knöchelchen mit der Pfanne, Kugeln, Wirbel, Schulterblätter, Gelenke, kleine Kinnbacken mit Zähnchen, Rippen, Fischgräten u. s. w. Der Prorector Ritter zog ganze Frosch- und Vogelskelete heraus, so wie einige lange Zähne und den Kinnbacken eines Eichhörnchens. Alle diese Sachen fanden sich häufig in diesen Quellen und man konnte, als sie noch offen flossen, ganze Hände voll davon herausnehmen. Zu Ritters Zeit wurden dieselben auch häufig für Naturaliencabinete gesammelt. — Jetzt sind die Quellen meist verschüttet, aber es wäre wohl der Mühe werth, sie einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Hoche meint zwar (Gesch. der Grfschft. Hohenstein pag. 328): die Thiere seien ganz natürlich in die Quelle gerathen und von dem ätzenden Wasser skeletirt; allein woher gerade hier die große Masse von Knochen? —

b) Eine andere Merkwürdigkeit sind die vielen Todtengebeine, ja die Hügel von Menschen- und Pferdeknochen, die man in frühern Zeiten, nur mit einer dünnen Erddecke überworfen, in der Gegend von Elende fand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Haufe der im J. 933 bei Jechaburg geschlagenen Hunnen, sich nach dieser Gegend wandte und von den nachfolgenden Sachsen und Thüringern theils zwischen Nohra und Wolkramshausen, wo noch heute der große, und mit einem Kreuz bezeichnete Stein steht, welcher nicht umsonst „der Hunnenstein" heißt, geschlagen, theils auf der Stelle, wo jetzt Nieder-Gebra liegt, in letzter, verzweiflungsvoller Gegenwehr aufgerieben wurden, denn als man im J. 1735 in diesem, eine Viertelstunde von Elende entfernten Dorfe, das Fundament zu der Kirche legen wollte, stieß man auf eine ungeheure Menge aufgehäufter Todtengebeine. —

E. Duval.

Hagenrode und Mägdesprung.

Von der Sonne hellem Morgengruß schon auf der Victorshöhe bewillkommnet, stieg ich von des Rambergs breitem Rücken zum schönen Selkenthale hernieder. Ich wählte die Richtung nach dem freundlichen Alexisbade, um jedoch nach Erreichung des Thales in entgegengesetzter Richtung darin fortzuwandern. Der Wald war vom Chore der gefiederten Sänger schon völlig belebt. Der funkelnde Thautropfen wiegte sich im feinen Gewebe der Grasspinne und buntfarbige Schmetterlinge suchten wie im muntern Erhaschen jeder die schönste Waldblume für sich zu gewinnen. Im Vollgenusse aller der Wonne eines schönen Sommermorgens auf dem Harze betrat ich unter dem schattigen Laubgewölbe hoher Buchen und Eichen hinwandelnd und am Bischofsröder Felde den Kirchsteig durchschneidend, bald das freundliche sanfte Friedensthal. Emsige Schnitter schärften am Saume duftender Wiesen schon ihre Sensen, und nachdem ich noch einige Minuten am murmelnden Bache, welcher der Selke zueilt, entlang geschritten war, nahete ich dem von schlanken Erlen versteckten Ausgange des Thales, das zuletzt von schroffen verengenden Bergwänden fast ganz verschlossen zu sein scheint. Um so schöner ist stets die Ueberraschung mit einem Male gleichsam hinter einem grünen Vorhange hervortretend eine ganz neue Landschaftsscene zu erblicken. Ein alter, verwitterter, viereckiger Kirchthurm mit seinen Schallöchern, der letzte Ueberrest eines Klosters, ein niedriges Mühlgehöfft neben dem frei auf grünem Wiesenteppich stehenden Thurme und ein kleiner Teich ist der Mittelgrund dieses Gemäldes, das rings vom frischen Grün belaubter Bergwände umschlossen ist. Schon manchmal hatte ich durch diese Schluft das auf diesem Punkte besonders liebliche Selkethal betreten und mich am Anblick des alten gemüthvoll gewählten Sitzes für ein stilles beschauliches Leben ergötzt. Auch diesmal suchte ich den wohlbekannten Thurm, — doch vergebens. Als letzter Zeuge dieses Klosters hatte sein morscher Fuß, der Stützen beraubt, ihn nicht mehr tragen wollen, und zur Hälfte längst schon eingesunken, war die verbrüderte Hälfte 1834 und 1838 im Winter auch nachgefolgt. So erscheint auch wie dies Thal anjetzt oft ein Haus so leer und der ehrwürdigen Zierde entbehrend, wenn das

greise Haupt einer Familie ins dunkele Grab gesunken ist, und nur zu oft ist Ehre und Glück auch mit begraben, aber das jüngere Geschlecht arbeitet dennoch fast immer am Falle des ältern. Ich kann es nicht leugnen, diese Spur der Vergänglichkeit stimmte mich recht zur Wehmuth, und mit diesen Gefühlen näherte ich mich einer, wohl noch den Badegästen des Alexisbades gewidmeten Laube. Ein freundlicher Alter, der was ich vermißte und mein Bedauern zu errathen schien, redete mich mit den Worten an: „Wissen Sie noch ein Mehreres darüber, als bloß, daß hier ein Kloster einst gestanden haben soll? Ich verneinte es. Da ich aber ihn zugleich bat, wenn ihm Nachrichten bekannt wären, mir solche gefälligst mittheilen zu wollen, so führte er mich zu einer Bank und erzählte:

Da wo die Fahrstraße von Ballenstedt her, noch ehe sie zum Selkethale herabfällt, zwischen jungem Nadelgebüsch sich etwas senkend durchläuft, legten gegen Mittag hin im Jahre 970 der Erzbischof Gero II. von Cöln und dessen Bruder Ditmar I., Markgraf von der Lausitz, Markgraf Christians Söhne, die durch Erbschaft vom Bruder ihrer Mutter Hidda (Hedwig) vom Markgraf Gero I. (Erbauer von Gernrode) in Besitz dieser Länder gekommen waren, ein Kloster an, und nannten es (nach wem ist unbekannt) Thankmarsfelth, Dagmarisfelth, Tammersfelde. Es wurde zur Ehre der Jungfrau Maria nach den Regeln des Benedictinerordens geweiht und dem Sprengel des Erzstiftes Halberstadt untergeordnet, unter welchem die ganze Gegend damals stand. Auch bestätigte Papst Johann XIII. 971 dieses Kloster und ertheilte ihm das Vorrecht, keiner weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein. Der erste Abt hieß Hagano und war ein Blutsverwandter von Kaiser Otto II., weshalb dieser das Kloster auch in seinen besondern Schutz nahm. Wundern muß man sich freilich, daß die Mönche sich in einer solchen unwirthlichen Gegend ansiedelten, wo weder ein Fluß, noch reiche fruchtbringende Felder, noch eine schöne Lage sie fesseln konnte, weil sie sonst wohl ihre Wohnsitze recht gut da zu wählen verstanden, wo Lebensgenüsse so mancherlei Art in reicher Fülle sich darboten. Das Kloster muß aber durch reiche Schenkungen für seine öde Lage Ersatz bekommen haben, weil nur zu bald ein in Sinnlichkeit versunkenes Leben auch in diese Klostermauern sich einschlich und den Mönchen den Wunsch entlockte, ihren jetzigen Wohnsitz mit einer freundlichern Gegend zu vertauschen. Unter dem Vorgeben, als wolle die Mutter Gottes ihnen hier nicht mehr gnädig sein, trugen sie ihr Begehr dem Kaiser Otto II. vor, und da solcher ihnen willfahrte, so verlegten die Stifter, wie es deren Mutter, der Markgräfin Hidda von der Mutter Gottes selbst eingegeben sein sollte, schon nach fünfjährigem Aufenthalte 975 den Klosterconvent in das verfallene Schloß Nienburg im Nordthüringen, am Einfluß der Bode in die Saale, wo es gute Fische gebe. Mit dieser Versetzung war aber keineswegs ihr Abt Hagano zufrieden, der diese Einsamkeit wahrscheinlich zu einem Gott geweihten Leben viel passender fand. Da er sie jedoch nicht hindern konnte, so blieb er wenigstens selbst in Tagmarsfelde, und als einst

Kaiser Otto III. auf diesen Bergen jagte, erhielt Hagano auf seine Bitte die Erlaubniß, ein neues Kloster in dieser Gegend zu gründen. Da bauete er denn dies Minoritenkloster in diesem stillen einsamen Thale schlicht und ohne Prunk, wie er selbst sein mochte, dessen Dasein im Jahre 993 schon beurkundet ist, weihete es dem heiligen Johannes dem Täufer und nannte es nach seinem Namen Haganrodt. Es erhielt die Eigenschaft einer Probstei oder Präpositur, welche dem Kloster Nienburg untergeordnet ward. An Gütern war es besonders durch den Zuwachs von Tagmarsfelde sehr reich begabt; denn nicht blos eine päpstliche Bestätigungsurkunde vom Jahre 1178 führt deren schon sehr viele auf, sondern auch noch ein späteres Güterverzeichniß vom Jahre 1200 durch einen Abt Heinrich von Nienburg entworfen, gibt jedoch in abweichenden Bezeichnungen deren in solcher Menge an, daß man darnach auf großen Reichthum schließen darf.*) Dessenungeachtet kann es nicht durch Schönheit im Baustyl sich ausgezeichnet haben; wenigstens trug der an 60 Fuß hohe Kirchthurm in seiner lange noch da stehenden Hälfte keineswegs die Merkmale einer mit Aufwand verbundenen Bauart an sich. Das Kloster Tagmarsfelde stand aber verlassen und verfiel. Ja es mag in der Folge vielleicht in ein Dorf verwandelt sein, weil es sowohl in jenem ersten Güterverzeichniß des Klosters Hagenrode vom Jahre 1178, das Papst Alexander III. anfertigen ließ, als auch in dem andern vom Jahre 1200 als Kirchdorf Dagmarisfeld nur aufgeführt steht. Wann und wodurch es seinen Untergang mag gefunden haben, ist gänzlich unbekannt. Hagenrode ist aber nicht weniger in seinen Schicksalen in Dunkel gehüllt; nur weiß man, daß Kaiser Otto III. vermöge eines Documents von Dornburg in Thüringen datirt, 993 den Aebten zu Nienburg das Privilegium schenkte, zu Hagenrode Markt halten, einen Zoll aufsetzen, auch daselbst eine Münze einrichten und münzen zu dürfen, welcher Vorrechte das Kloster Nienburg so wie aller Nutzungen jener Probstei sich auch bedient haben mag.

---

*) Die Besitzungen des Klosters werden in der Urkunde vom Jahre 1200 folgendermaßen aufgeführt:

Güter zu Groß- und Klein-Willisleve, (Willsleben) Wimmingen, Dagmarisfelth (Dorf und Kirche) Risigersberch (das ganze Dorf) Errichesleve, (Errleben?) Welpesleve, (Welbsleben) Asmarsleve, (Osmarsleben) Rodesleve, (Radisleben) Amalesdorp, (Amesdorf) Berzineroth, (Bernrode) Banenleve, Badeburnen, (Badeborn) Westerhusen, (Westerhausen) Aldentorp, (bei Quedlinburg) Harzekenrode, (Harzgerode) Konenrode, (jetzt Wüstung Conrad mit 5 Hufen 20 Morgen Ackers, war das Vorwerk des Klosters, weshalb die Klostermühle auch wohl die Conradsmühle genannt wird und lag 1608 schon wüste) Bolikendorp, (Wüstung zwischen Neudorf und Harzgerode 1608 schon wüste) Swerswende (Schwidderschwende?) Michiloc, Winnelevesbroke, Stasfurde, (Salzquellen) 2 Mühlen bei Hagenrode, 3 Mühlen an der Selke, (Salica) Güter in Heientorp (Hohendorf?) Die päpstliche Bestätigungsurkunde von 1178 führt die Güter anders auf. Merkwürdig sind dabei die Oerter Zrubuech, Wiserebbe und Lusize, welche wohl zwischen der Saale und Mulde lagen. Der Ort Wibike deutet auf ein Dorf an der Wibeck im Anhaltischen. Das Kloster erhielt auch noch später Güter in Groß-Hopm ꝛc.

zumal da in jenem Prädiktegio die Grafen von Ballenstedt, Anhaltischen Geschlechts, auch zugleich zu Erbschutzvögten genannter Klöster bestellt waren. Die Münzstätte wurde 1035 nach Nienburg verlegt. Bis 1570 müssen aber wenigstens die Wirthschaftsgebäude dieses Klosters noch gestanden haben; denn bis dahin ist noch darin gebrauet und Bier geschenkt worden, weshalb in einer alten Schrift erzählt wird, wie 1538 Montags in Ostern einige Leinweber und Schuhknechte darünten gezecht, im Heraufgehen nach Harzgerode aber ihre Waffen gezogen und sich einander verderbt hätten, was im Amte Harzgerode darnach geschlichtet sei. Auch war der Fahrzins in der Stadt Harzgerode, der bei Verlust Hauses und Hofes bei Sonnenschein auf den Tag Katharina gegeben werden muß, jenem Kloster zugestanden worden. Der letzte Hofemeister oder Verwalter, der bis 1570 in diesem Kloster gewesen ist, hat Ciliax Drosendorf geheißen. Da man aber nach der Kirchenverbesserung wegen Einziehung der Güter nichts zur Erhaltung der Gebäude gethan haben mochte, so waren diese wahrscheinlich so baufällig geworden, daß man, um Schaden zu verhüten, auf ihren Abbruch denken mußte. Aus einer alten Rechnung des Rathes zu Harzgerode ersieht man wenigstens, daß 1575 zwei Bergleute den Knauf vom Hagenröder Thurme herunter geholt und dafür 12 Silbergroschen erhalten haben. So wird dies Kloster schon 1608 als wüste und zerfallen geschildert. Der Anhaltische Geschichtschreiber Beckmann, der 1710 schrieb, sah noch den einen Gibel der wüsten Kirche nebst dem Thurme, von welchem noch zwei Seiten und die Hälfte der dritten etwas im Stande waren. Abweichend und darum merkwürdig war es, daß der Thurm nicht am Ende der Kirche, sondern ihr zur Seite stand. Von dem Kloster selbst war aber damals schon keine Spur mehr zu sehen, und dieses mochte wohl im Bauernkriege schon seine Zerstörung erlitten haben. Man hat bisweilen Menschenknochen, ja in einem Grabe schon 16 Schädel beisammen gefunden. Jetzt aber, so schloß mein Erzähler, ist nun vom Kloster nichts mehr übrig geblieben, als der Name und eine schwache Spur im Namen der Klostermühle, und so kann Alles vergehen, was Menschenhand jemals geschaffen hat. Obwohl ich der Erzählung des Alten ein aufmerksamer Zuhörer gewesen war und ihm warm die Hand drückte, so fühlte ich doch, daß ich schon zu lange hier verweilt hatte, und schnell schickte ich mich daher zur Fortsetzung meiner Wanderung an. Da ich das Thal abwärts durchschritt, so fesselte zunächst auf der rechten Thalwand der Alexisbrunnen meinen Blick. Es hat die Nymphe des Alexisbades sich hier noch einen Tempel gegründet, und indem Herzog Alexius durch stärkenden Trank mithelfend den Kranken volle Genesung zu geben wünschte, hat er es nicht fehlen lassen, auch diesen Eisenquell 1830 seiner würdig einfassen und mit Geschmack überbauen zu lassen. Dieser Quell, der 1829 entdeckt wurde, gehört zu den stärkend-auflösenden Wassern, und kein anderer hat einen so bedeutenden Mangangehalt. Die von Trommsdorff gelieferte Analyse lautet Alexisbrunnen in 16 Unzen:

Salzsaure Talkerde	0,128	Gran.
Schwefelsaure Talkerde ...	1,066	=
Schwefelsaure Kalkerde ...	1,363	=
Schwefelsaures Natron ...	1,525	=
Kohlensaure Kalkerde	0,557	=
Kohlensaures Eisenoxydul ..	0,403	=
Kohlensaures Manganoxydul	0,224	=
Kieselsäure	0,178	=
Extraktivstoff	0,218	=
	5,662	Gran.
Kohlensaures Gas	8,000	Kubikzoll.

Sowohl durch die vielfachen Krümmungen wie durch die vielen Anlagen der Industrie und des Schönheitssinnes von dem verstorbenen Herzog Alexius, der in diesem Thale sich einen ewigen Denkstein gesetzt hat, bietet das Selkethal in diesem seinem pittoresken Theile mit jedem Schritte fast eine neue überraschende Ansicht dar; denn bald zwischen freundlichem niedern Gebüsch hinwandelnd scheint vielleicht plötzlich eine schroffe das Thal durchschneidende Felswand den Pfad zu verschließen. Wolkenanstrebende Felszacken drohen dem Wanderer an ihrem Fuße Vernichtung. Schöne und feste Brücken in stets wechselnder Form und Masse führen zur Linken und Rechten der im sanften Laufe hier viel gehinderten auch eng und zierlich wohl eingedämmten und viel gemüheten Selke. Bald sind es Teiche, die zum Betriebe von Hütten ihre Wasser sammeln, bald muß sie dem Zwange enthoben über zahllose Klippen dahinstürzen, um ihr altes heimisches Bette wieder zu suchen, und um vielleicht zu schnell schon wieder im freien Laufe gehindert sich nochmals und immer noch einmal über steile Wehre hinabzustürzen und dem sinnigen Wanderer auf versteckten Plätzchen reichen Stoff zu gemüthvoller Betrachtung darzubieten. Dann sind es sanftere Berglehnen, die auf waldigem Gipfel, die Schalckenburg nennt sich von Alters her diese Stelle, ohne jedoch die Spuren einer Burg aufweisen zu können, mit täuschender Aehnlichkeit das Bild einer Einsiedler-Kapelle hinter Bäumen hervor erkennen lassen, und manchmal wurde der Reisende von diesem Bretter-Tableau nach mühsamen Erklimmen schon schalkhaft geneckt. Auch gepflanzte Allee'n, der Wechsel der Bäume und Holzarten, das eingestreuete Nadelgehölz, so viele versteckte Lauben und Laubgänge mit Ruheplätzen, im fansteren Thale wieder grünende Matten, Menschenwohnungen mit zierlichen Gärten und das fleißige, rührige Leben in den Stätten der Betriebsamkeit wie auf den Wegen, dies Alles zusammengenommen gibt diesem Thale eine Mannichfaltigkeit und Abwechselung, wie sie nirgends im Harze wieder angetroffen wird. Wenn ehedem vor 250 Jahren und darüber gleich unter Hagenrode eine Schmelzhütte nebst Pochwerk und Teich dem Stollen der heiligen Dreifaltigkeits-Fundgruben gegenüber gewesen ist, auch damals von den Ueberresten einer noch ältern Schmelzhütte

weiter unten im Thale und von einer unter der Schalckenburg liegenden Mahlmühle geredet wird, so stoßt man doch jetzt zuerst auf ein solches Werk bei dem Drahtzuge und nähert sich also dem Mägdesprunge, dessen ausgedehnten Hüttenanlagen er angehört. Vor zwei hundert Jahren wurde auf der Stelle des jetzigen Mägdesprunges noch keine Spur menschlicher Wohnungen bemerkt; allein 1686 und 1688 wird schon einer „Eisenhütte unter dem Mägdesprunge" in welcher Stab- und Gußeisen besonders eiserne Oefen gefertigt wären, auch eines Factors daselbst in alten Schriften gedacht.*) Die jetzigen Anlagen zusammen genommen führen den Namen: „Eisenhütte unter dem Mägdesprunge," werden auf Rechnung des Landesherrn betrieben und stehen unter einer besondern Herzogl. Bergwerkscommission. In der Ausdehnung einer Stunde liegen sie sämmtlich im Selkethale und zählen in 30 Häusern gegen 200 Einwohner. Das zu den Arbeiten benöthigte Material liefert größtentheils der Bergbau der Umgegend, die wie der ganze Unterharz sehr reich daran ist. Obiger Drahtzug macht den Anfang der Hüttenwerke, ihm folgt in einiger Entfernung ein Stahl- oder Frischhammer, dann kommt der Mägdesprung selbst.

Der Hüttenort Mägdesprung liegt da, wo die Selke zwischen Harzgerode, Ballenstedt und Gernrode eine starke Biegung in die Gebirgsmasse eingeschnitten und darum auch einen ziemlich breiten und freiern Thalgrund hier gewonnen hat. Die Hauptgebäude, die diesen Ort bilden, sind ein hoher Ofen mit einem Cylindergebläse und zwei Kupolöfen, ein Fabrikgebäude, das die Blank-, Grob- und Zeugschmiede, das Walzenwerk zu Blech- und Stabeisen, ein Dreh- und Bohrwerk, die Werkstatt der Modellirer, Schlosser u. s. w. enthält, das Laboratorium, das Waarenmagazin, die Kirche, deren Grundstein den 14. Juni 1829 gelegt ward, ist den 22. Aug. 1830 eingeweihet worden, weil bis dahin nur im ersten Friedrichshammer ein Bethaus und eine Schule sich befanden, die Wohnungen der Diener, worunter sich das Haus des Directors der Hüttenwerke besonders vortheilhaft auszeichnet, der Gasthof und mehrere andere Gebäude. Unterwärts im Thale liegen endlich noch ein Schneidewerk, Frischhammer und Drahtwalzwerk nach englischer Art, von seinem Erbauer, dem Oberbergrath Herrn Carl Zinken, 1828 das Carlswerk genannt, 3 Hammerhütten gewöhnlich als der erste, zweite und dritte Friedrichshammer bezeichnet und eine Schwarzblechhütte mit einem Ringgebläse, welche der vierte Friedrichshammer heißt. Vor dem letztern, etwas über der jetzigen Schirnsteiger Mühle wurde 1590 auf Kosten der Ballenstedter Amtsunterthanen ein Wolfsgarten von Neuem erbauet. Er bestand in einem ganz steinernen Hause und in einem geraumen, mit ansehnlichen Planken versehenen Platze, der

*) 1688 wurde hier für die neu gebaute Kirche in Siptenfelde von einem Daniel Henneke unter Fürst Wilhelm von Harzgerode (der mit erwähnte Friedrich Christian Arens war wahrscheinlich Factor) schon eine große eiserne Glocke gegossen.

3 Thore hatte und in welchem mit 2 Schock Ellen Leinwand und 200 Lachter Stückleinen die Fallen für die Wölfe gestellt wurden. Schon 1608 wurde er aber nicht mehr gebraucht. Wir kehren jedoch zum Hüttenorte zurück. Mägdesprung ist einer der lieblichsten Puncte auf dem Unterharze und selten läßt ihn ein Harzreisender unberührt. Wie traulich sitzt es sich nicht unter den Linden vor dem ziemlich gentilen Gasthause! Welches Leben, welcher Verkehr durch die sich hier kreuzenden Straßen und durch den starken Hüttenbetrieb! Wie malerisch liegt es im grünen Thalgrunde, magst Du es von einem Berge betrachten, von welchem Du willst! Wie fein zierlich schauet seine kleine bescheidene Kirche mit goldenem Kreuze aus einiger Entfernung von mäßiger Höhe herab, und wie so recht heimisch an Vaterliebe und kindliche Dankbarkeit erinnernd erhebt sich zwischen den Hüttengebäuden der eben so schöne als hohe eiserne Obelisk! Du fragst, lieber Leser, wem er gewidmet sei. Die einfach schöne Inschrift: „Dem Vater des Vaterlandes Friedrich Albrecht, Fürsten von Anhalt errichtet 1812" gibt die Antwort. Dieser 1796 verstorbene Fürst wurde nämlich der Gründer der jetzigen Hüttenwerke, die, wenn sie auch keinen Ueberschuß in die Landescassen liefern, doch viele hundert Familien ernähren, und sein dankbarer Sohn, der Herzog Alexius, errichtete ihm deshalb den 3. August genannten Jahres diese 58 Fuß 6 Zoll hohe eiserne Denksäule, die erste und einzige der Art in Deutschland, bis 1822 bei Braunschweig eine ähnliche emporstieg. Die vier Seiten des Schaftes, von welchen jede aus einer Platte besteht, sind 40 Fuß hoch und die Schönheit dieser Spitzsäule besteht besonders noch in den herrlichen Maßverhältnissen der einzelnen Theile zu einander. Der erhöhete sehr gut gewählte und geschmackvoll angelegte Platz, der mit eisernen Pfählen und Ketten sie umschließt und an der von Gernrode und Ballenstedt nach Harzgerode laufenden Straße liegt, trägt namentlich auch noch sehr zu ihrer imponirenden Schönheit bei. Angefertigt und errichtet wurde sie unter Leitung des Oberbergrath Schlüter, des damaligen Directors der Hüttenwerke. Wie hoch die Kunstfertigkeit in der dasigen Eisenhütte gestiegen sei, davon gibt aber nicht bloß dieser Obelisk einen Beweis, sondern auch die feineren Gußwaaren, die an Schönheit der Ausführung und des Geschmackes nichts zu wünschen übrig lassen. Beabsichtigt man die Betriebsstätten selbst zu besuchen, wozu ich für den hohen Ofen Morgens und Abends einladen möchte, um den Feuerguß der geschmolzenen Massen in die Formen zu sehen, so hat man sich an den Director zu wenden, und die gefälligste Artigkeit tritt jedem honnetten Fremdling aus jeder Werkstätte und jedem Magazine entgegen. Darf es wundern, wenn daher bei so vielen Annehmlichkeiten und Reizen dieses Thales und Fabrikortes Harzreisende lieber hier als im stillen gekünstelten Alexisbade verweilten, und selbst Badegäste schon wünschten, die Saison hier verleben zu können? Hinter dem Hochofengebäude am linken Selkeufer unter dem Zettelberge bricht auch wahrscheinlich aus einem alten Stollen zwischen Schwefel- und Kupferkies eine Heilquelle aus dem Thon-

schiefer hervor. Als gutes, aber doch wenig benutztes Trinkwasser war sie den Hüttenbewohnern schon längst bekannt. Ihr guter Ruf veranlaßte also den Herzog Alexius, auch diese Quelle im Jahre 1828 aufräumen, fassen und überbauen zu lassen, und da eine Untersuchung ihre Nutzbarkeit und auch einen ziemlichen Wärmegrad selbst bei starker Kälte nachwies, (7° Reaumur, so daß sie nie zufror) so trat sie mit in die Reihe der dasigen Heilquellen, und das Brunnenhäuschen zeigte die Inschrift: „Erna's Brunnen."

Der Mägdesprung bietet aber auch der Phantasie einen reichen Stoff dar. Du wirst nämlich, lieber Leser, wenn Du von selbiger Seite herkommst, von wo ich dem regen Oertchen mich näherte, auf steilem Felsenhorste ein hoch thronendes Kreuz wohl erblickt haben. Da hinauf zu klimmen scheue nicht die Mühe und fürchte keine Täuschung; denn da findest du in zwei dem Felsen eingedrückten riesigen Fußtapfen des Namens Ursprung, und indem kindliche Liebe und Dankbarkeit an diesem umgitterten Kreuze Dir wieder begegnen, scheinen sie gleichsam dieses Thal mit seinen umschließenden Bergen zu einem Tempel kindlicher Pietät erwählt zu haben. Prinz Friedrich von Preußen und seine Gemahlin, Alexius Tochter, stellten dies Kreuz nämlich im Herbste 1819 auf, dem gemeinsamen Vater es weihend. Brennt nicht auch in Deinem Herzen, lieber Fremdling, auf dem Altare der Verwandtschaft die heilige Flamme der Liebe, der Dankbarkeit und des freundlichen Zutrauens, und lodert sie nicht mächtiger empor, wenn solche Zeichen eines reinen kindlichen Gemüthes in der schönen heiligen Natur Dir entgegentreten? Woher aber jene Fußtapfen, die schon mehrere Jahrhunderte sichtbar sind?

Ein Mädchen war es, so betheuert es die Sage, eine Hünentochter, die einst hier stand, als die Selke wild schäumend zwischen den Bergen dahinrauschte und das Thal ausfüllend noch tiefer furchte. Da gewahrte sie drüben des Liebhabers, eines jungen Hirten, der bis zum Tode betrübt in schmelzenden Tönen seiner Waldflöte die lange Trennung beklagte. Hatte der Eltern Verbot, hatten wild tobende Elemente zwischen beiden Liebenden eine unübersteigliche Kluft schon lange gebildet, daß sie an des Rammbergs Gipfel so dicht unter den Wolken nicht in gewohnter Weise vielleicht sich ihren Himmel und ihre goldene Zukunft hatten träumen können? Die Sage verschweigt's. Und wie steil auch die Felsen, wie tief auch die Wasser, wie breit auch die Kluft, noch größer und tiefer und mächtiger war die Sehnsucht in der Jungfrau Brust. Das Mägdlein setzt an, versucht's, springt, der Sprung gelingt, zwei riesige Arme umschließen sie freudig sie emporhaltend; aber mit dem gewaltigen Sprunge hatte sie das Bild ihrer Ferse dem Felsen auch eingedrückt diesseits und jenseits.

Das sind die Fußstapfen, die man noch jetzt sieht, neben deren Linken das 10 Fuß hohe gegossene eiserne Kreuz steht, und die zu sehen man nur wenige Schritte vom Harzgeröder Fußsteige abzulenken braucht. Die auf dem jenseitigen Berge sollen aber von Erde

und Moos überdeckt sein.*) Wie sich die Sage jeder erklären will, überlasse ich der eigenen Willkühr; nur so viel erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß schon vor 100 Jahren Bergkundige diese Fußspuren für künstliche Zeichen der früheren Chemiker hielten, womit sie hier auf Silber hätten deuten wollen. Ja sie unterstützen ihre Meinung selbst noch damit, daß Silber und Kupfer mit den weiblichen Namen der Luna und Venus belegt würden, und viele Stollen in der Nähe die weiblichen Namen Tabea, Anna, Dorothea, Albertina ꝛc. geführt hätten. Ich meine, die Erklärung wäre aber so unglaublich wie die Sage selbst, und das weitere Nachsinnen daher den Grüblern überlassend wenden wir lieber den Blick in das liebliche Thal hinab, und — siehe es ist über unserm Plaudern Abend worden. Die Sonne geht hinter dem Rammberge unter, und die vom letzten Abendstrahl beleuchtete Victorshöhe wünscht dem nachbarlichen schon in Dunkel gehüllten Mägdesprunge eine gute Nacht. Heerden mit harmonischem Getön kehren heim. Der Bergmann hat seine Schicht vollendet. Vom Wiederhall der Berge bis hierher getragen ertönt aus weiter Ferne vom pürschenden Jäger noch ein Schuß. Feuchte Nebel lagern sich im Thale. Zu einer heiligen Ruhe in der ganzen Natur haben die Schatten der Nacht gerufen. Nur die wilde Holztaube und das Käuzchen sind bisweilen noch laut. Siehe! — was glänzt da durch das Gebüsch, und speiet gleich einem gewaltigen Krater das Feuer in Strömen aus? Das sind die Hütten die mit wild lodernder Gluth Funken nach allen Richtungen ausspühen. Je mehr ich mich näherte, desto deutlicher hörte ich bei der Stille der Nacht nun auch die tobenden Hämmer, um welche cyclopische Gestalten in geschäftiger Eile bemühet waren, glühende Massen zu formen und zu kühlen. So schön diese Landschaft sich also am Tage dem Auge schon darstellte, so herrlich und so erhaben war das Gemälde der Nacht, das der aufsteigende Mond bald noch großartiger machte, indem er besonders auch erinnerte, dem zu danken, der die Welt so schön gemacht und den Menschen darin so hoch gestellt hat, daß er es fühlen, ja daß er es dankbar froh fühlen und empfinden kann.

---

*) Anders erzählen Gottschalk und Blumenhagen die Sage. Ich entlehnte sie dem Anhaltischen Chronikenschreiber Beckmann (schrieb 1710) dem wohl am meisten Glauben beizumessen ist.

W. Schönichen.

Buchfart.

Ungefähr fünf Viertelstunden von Weimar erheben sich die durch ihren wundersamen Bau merkwürdigen Ruinen der Burg Buchfart, auch Buffart geheißen. Sie gleichen, aus der Ferne gesehen, einem großen Gebäude mit einer Reihe von Fenstern, denn die sämmtlichen Burggemächer sind in einen Felsen eingehauen, der hoch über dieselben emporragt. Zu den Oeffnungen, die in einer Höhe von 90 bis 100 Fuß in gleicher Richtung fortlaufen, kann man nur mit Mühe und nicht ohne die Hülfe einer Leiter gelangen. Eine gegen 30 Fuß hohe Mauer von glatt gehauenen Steinen, deren westlicher Theil jedoch von oben eingestürzt ist, erhebt sich vor den zwei größern jener Oeffnungen, die in einen 36 Fuß langen Gang, und aus diesem in zwei Höhlen führen, von denen die eine 8 Fuß breit und 12 Fuß lang, die andere noch etwas größer ist. Am westlichen Eingange der Vormauer zeigt ein großer hervorragender Stein einen schön ausgehauenen Löwenkopf, der auf den Vorderklauen ruht. Ein ziemlich starker Pfeiler stützt eine dritte Höhle, die einige Fuß tiefer liegt, und die größte unter allen ist, die sämmtlich kleiner und fast gänzlich verfallen sind. Am Fuß des Berges zeigen sich noch Spuren von einem verschütteten Gange, der vielleicht zur Burg geführt haben mag. Der Aberglaube hält diesen Gang für den Sammelplatz von verborgenen Schätzen, und im Munde des Volks lebt noch die Sage von einem Müllerburschen, der das kecke Wagstück, jene Schätze zu heben, mit einer Ohrfeige habe büßen müssen, die er von dem Burggeiste bekommen. Auf das hohe Alter jener Bergveste scheint schon ihr regelloser Bau, das Kleinliche und Unbequeme der in den Felsen eingehauenen Wohnungen zu deuten. Wahrscheinlich fällt ihr Ursprung in das zehnte Jahrhundert, in jene Periode, wo Herzöge von Sachsen und Thüringen gegen die wiederholten Einfälle der Ungarn vielleicht Schutz suchen mochten in natürlichen oder künstlich geschaffenen Höhlen. Von ihren frühesten Besitzern, den Herzögen von Thüringen, ward die Burg auf den Markgrafen Albrecht den Bären und auf dessen Nachkommen, die Grafen von Orlamünde vererbt. Nach dem Tode Otto's des Neunten, der aus jenem reichen und mächtigen Geschlecht entsprossen, theilten sich seine drei Söhne

im Jahr 1414 in die väterlichen Besitzungen, zu denen Schauenforst, Möllingen, Köttendorf und Magdala gehörten. Von ihnen erhielten die Herren von Hitschburg und Hutingsburg bei Berka an der Ilm die Veste Buchfart als Lehn. Dies beweist eine Urkunde, in welcher die Grafen Friedrich und Hermann von Orlamünde auf einige Lehen verzichteten, die Ludwig von Hitschburg, ihr Vasall, dem Kloster zu Berka abgetreten. Otto's des Neunten Söhne begaben sich im Jahre 1428 ihrer Rechte auf Magdala, Köttendorf, Möllingen und Buchfart gegen die Summe von 400 rheinischen Gulden, die sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg empfingen. Doch stellten sie dabei die Bedingung, daß die Einlösung jener Güter den Landgrafen um die gleiche Summe jederzeit frei stehen solle. Nach einer noch erhaltenen Urkunde empfing der Ritter Hermann von Harraß im Jahr 1440 das Dorf Buchfart und wahrscheinlich auch die gleichnamige Burg von Heinrich von Schwarzburg als Lehn, dem sie fünf Jahre später von den Herzögen Friedrich und Wilhelm zu Sachsen für die Summe von 400 rheinischen Gulden abgekauft ward. Herzog Wilhelm von Sachsen gab im Jahr 1478 der Ehefrau des Ritters Ulrich von Harraß, Katharina geheißen, einen sogenannten Leibgedingebrief über Osmanstädt, Ulrichshalben und Buchfart. Die Brüder und Vettern Ulrichs erhielten hierauf jene Besitzungen im Jahre 1499 als Gesammtlehn. Im Jahr 1508 ward der Ritter Hans von Meusebach in Schwerstädt von den Herzögen Friedrich und Johann von Sachsen, mit dem Dorfe Buchfart belehnt. Der Weimarische Kanzler Dr. Marcus Gerstenberg erhielt den 1. Februar 1594 Buchfart als Lehn, verkaufte es jedoch drei Jahre später an die fürstliche Kammer zu Weimar, und seitdem gehört es dem Amte der genannten Residenz. Ueber die weitern Schicksale der Burg und die Zeit ihrer Zerstörung fehlen bestimmte Nachrichten. Eine Abbildung des Felsens mit seinen merkwürdigen Ruinen jener Bergveste befindet sich vor einer kleinen, aus urkundlichen Nachrichten geschöpften Schrift von Karl Gräbner, das alte Bergschloß Buchfart betitelt. (Weimar 1822).

Heinrich Doering.

Geschichte
des
Schlosses Blankenburg
in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Die Trümmern des Schlosses Blankenburg breiten sich, mitternächtlich von der Stadt gleiches Namens, über den ganzen Rükken eines (nach der neuesten Messung von A. Fils über Rudolstadt 622,8 und über der Meeresfläche 1247,5 Fuß hohen) Flözkalkberges aus. Die südliche und westliche Hälfte desselben schmückte noch im vorigen Jahrhundert die Rebe, von deren reichem Ertrag in diesem Bezirke die Schwarzburgischen Geschichtschreiber staunenerregende Zeugnisse aufbehalten haben. Ihre Stelle nehmen jetzt Feldfrüchte verschiedener Gattung und der lieblich duftende Lavendel ein, mit dessen Blüthen sonst vortheilhafter Handel getrieben wurde. Der Kräuterkundige, welcher die näheren und entfernteren Umgebungen Blankenburgs durchforscht, wird seine Mühe durch die unerwartet ergiebige Ausbeute an merkwürdigen, zum Theil auch seltenen Pflanzen hinlänglich belohnt sehen.

In dem sogenannten Steingraben, durch den ein kleiner Bach fließt, welcher nicht fern von dem Schlosse, unter dem rothen Hause, einer herrschaftlichen Schäferei, seinen Ursprung nimmt und dann in die Rinne fällt, verdienen mehrere Versteinerungen und Inkrustate, als Blätter, Holz und Moos, die Aufmerksamkeit des Liebhabers solcher Naturerzeugnisse.

Zwei Pfade führen zu den Ruinen, der eigentliche, ziemlich schmale Burgweg, der vielleicht sonst mit einer Mauer eingefaßt war und sich im Halbkreise an der Süd- und Westseite des Berges hinauf zu dem Eingange der Veste windet, und der zwar nähere, aber auch unbequemere Fußsteig, auf dem man, von der Stadt in gerader Richtung, die steile Anhöhe erklimmt.

Die Burg umgibt von drei Seiten ein Buchenhain, in dessen einsamen Schatten, hinter den verfallenen Mauern, Ruhesitze angelegt sind. Das Hauptthor öffnet sich an der Abendseite des Berges. Es scheint ehemals mit Außenwerken und einem Fallgitter (oder

einem sogenannten Slegethore) verwahrt gewesen zu sein. *) Durch dasselbe gelangt man zunächst auf einen großen, mit Mauern rings umgebenen Rasenplatz, in dessen Mitte ein Schutthaufen sich erhebt. Hier befanden sich wahrscheinlich die Wohnungen für den Burgvoigt und die Burgmänner. Diesen Hof trennt ein Graben von einem andern, etwas höher liegenden Theile der Ruinen, welcher die Reste des Hauptgebäudes in sich begreift. Eine Zugbrücke verband dieselben, und noch steht das kleine dazu gehörige Thor ziemlich unversehrt und schaut hinab in die jähe Schlucht. In dem düstern, mit Buchen und Gesträuch dicht verwachsenen Graben bemerkt man die Oeffnungen zweier Brunnen, einst von bewunderungswürdiger Tiefe und wohl dem Bette der Schwarza gleich, jetzt fast bis an den obersten Rand mit Schutt und Steinen erfüllt. Das zur Rechten, nach der Stadt zu stehende Hauptgebäude (der Palas) verräth durch seine größere Regelmäßigkeit, Festigkeit und Höhe einen neuern Ursprung, wenigstens hat es den Beschädigungen durch Zeit und Witterung glücklicher widerstanden, als die übrigen Theile des Schlosses, da in ihm auch die Fensterbogen noch sichtbar sind. Zwei kleine Thüren bahnen vom Hofe den Weg zu dem verödeten Innern, das obere Stockwerk scheint durch eine von außen in die Höhe führende Treppe zugänglich gewesen zu sein. **) Seit ohngefähr zwanzig Jahren ist in diesem Theile der Ruine ein Zimmer wieder in wohnlichen Stand gesetzt worden, aus dessen Fenstern man eine herrliche Aussicht genießt.

An der äußersten Spitze erhob sich ein runder Thurm, welcher sechzehn Fuß im Durchmesser gehalten haben soll. Frecher Muthwille, oder wohl gar der thörichte Wahn, hier verborgene Schätze zu finden, hatten schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Einsturz, wie man erzählt, durch Sprengung mit Pulver, vorbereitet. Doch erst am 9. November 1800 erlag er der Gewalt des damals fast durch ganz Europa tobenden Sturmes, der ihn, nebst einem kleinen, wie ein Küchenschlot gestalteten Gemäuer, mit furchtbarem Getöse in den Burggraben hinabstürzte. Wir tragen kein Bedenken, ein Gedicht, in welchem dieses Ereigniß, das die Ruine ihrer größten Zierde beraubte, auf eine, wie uns dünkt, sehr ansprechende Weise besungen wird, hier zu wiederholen:

---

*) Nach einer Bemerkung des Herrn Professor Heinr. Leo in der Abhandlung über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutschland vom 11. — 14. Jahrhundert in Fr. v. Raumers hist. Taschenb. 8. Jahrg. (Leipz. 1837. 8.) S. 170. f. hatten die Zingeln oder die äußerste Umfassung dieser Burg, blos Mauervorsprünge am Thor: etwa so . . . . ⊔ ⊔ . . .

**) Eine Eigenthümlichkeit des Palas ist, daß man zu ihm, der allein von allen Gebäuden der Burg, außer den Thürmen, mehr als ein Stockwerk hatte, durch eine solche Treppe gelangte. S. Leo a. a. O. S. 179. f.

Herabgestürzt in seines Walles Schooß
Liegt hier des grauen Alterthumes Sohn,
Der Thurm der wüsten Veste Blankenburg,
Und schläft entgegen der Vergessenheit.

Ein fernes Jahr der dunkeln Ritterwelt,
Das thatenvoll und leer an Schreibern war,
Gebar ihn einst in heil'ger Eichen Kreis.
Fest war sein Gliederbau. Er hob sein Haupt
Stolz über sie und seine Burg empor,
An der sich oft im Streit der Sorben Heer
Und wilder Hungarn Schwarm die Stirn zerstieß.
Mit scharfen Blick späht' er der Feinde Zug
Auf fernen Höh'n und warnte Thal und Hain
Durch Kriegesschall. Die Leuchte seines Haupts
Gab Kunde seiner Freunde Warten oft
In Fehden und im Streit für's Vaterland,
Als Günther, den der Teutschen freie Wahl
Zum Kaiserthrone rief, von seiner Burg
Mit seinen Edeln hin ins Schlachtfeld zog.

Oft stimmt' er in des Sieges Hochgesang
Und oft ins Lied des frohen Winzers ein,
Wenn rings um ihn der süßen Traube Gold
Auf Rebenhügeln Pracht und Freude schuf.

Noch stand er fest und frei, den Wolken nah,
Als seine Burg verwaist, des Schmucks beraubt,
Zermalmt vom Zahn der Zeit, in Schutt zerfiel,
Und Epheu sich um morsche Mauern schlang.
An ihm verzagte der Zerstörung Macht,
Wenn ihn ein Blitzstrahl traf, wenn das Gebirg
Umher von Donner bebte, stand er fest.
Noch stand er fest, sah zwölfmal um sich her
Sich das Geschlecht der Menschen noch verneun,
Bald Krieg mit neuem tödtenden Geschoß
Und im Gefolge Hungersnoth und Pest,
Bald Friede festlich froh, mit Ueberfluß
Und Völkerglück bekränzt, vorüberziehn.
Er sah der Sitte wechselnde Gestalt,
Bald schwer und steif, bald leicht und flatterhaft
Im bunten Schmetterlingsgemisch. — Er sah
Des festen teutschen Sinnes letzten Rest —
Und starb im Sturme seinen Heldentod.

Zur linken Hand trotzt noch ein schöner gewölbter Bogen der Vernichtung. Er ist ein Ueberrest der ehemaligen Burgkapelle,

welche bereits zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vorhanden gewesen sein muß und an deren Wänden man bis vor ohngefähr sechzig Jahren Bruchstücke von verblichenen Gemälden wahrnehmen konnte.

An dieselbe grenzte die Kellerei, wovon aber nur ein einziges Gewölbe sich größtentheils unbeschädigt erhalten hat. Aus einem hochliegenden Fenster*) bei der Kapelle blickt man hinab auf das rothe Haus, in dessen Hintergrunde das Kalkflözgebirge von Zeigerheim bis fast nach Quittelsdorf erscheint, wo es sich an die sogenannten Kalbentränken anschließt.

Ueberhaupt besteht ein wesentlicher Vorzug dieses Theils der Ruinen in der schönen und weitumfassenden Aussicht von demselben auf die umliegende Gegend.

Die Sale, welche in immer anmuthigern Krümmungen an lachenden Auen vorbeiströmt, Salfelds Thürme und die obere Hälfte des Schlosses, das glänzend den schwarzen Wald überragt, in der Ferne die Burgen Köniz und Ranis, mehrere Dörfer mit schimmernd weißen Häusern am Fuße und auf dem Rücken des rothen Berges zerstreut, romantische Thäler und himmelanstrebende Höhen fesseln den staunenden, nach Süden gerichteten Blick.

Wendet sich das Auge gegen Morgen, so wird es durch ein neues, entzückendes Schauspiel überrascht. Die Stadt Blankenburg von üppigen Saaten und fruchtbaren Obstbäumen umkränzt, die silberhelle Schwarza, welche, sobald sie aus dem Schooße des Gebirges hervortritt, den eilenden Lauf hemmt und in ihren, von malerischen Baumgruppen beschatteten Ufern sanfter einherfließt, die ehemalige Pulvermühle, die Papier- und neue Mühle, welche durch Erlen, Pappeln und Linden freundlich hervorblicken, die Rinne, welche die Stadtmühle treibt und bald hiernach ihre Fluthen mit jenem Strome vermischt, diese und noch unzählige Reize der Natur lassen eine Zeit lang vergessen, daß der Fuß auf Trümmern weilt, bis ein Blick nach Norden die verwaiste Burg wieder darstellt und das Herz zu Gefühlen der Wehmuth über den Untergang ihrer ehemaligen Herrlichkeit umstimmt.

An den großen, vorhin beschriebenen Hof stößt ein kleinerer, der jetzt ebenfalls mit Gras bewachsen ist. Zu ihm, welcher die

*) Ob dasselbe schon ursprünglich zu einer Fensternische oder Fensterlaube (Loube, Liewe), dergleichen in den Mauern der Burgen, mit Sitzen und von Stein schön verzierten, nicht durch Glas verschlossenen Fenstern, an denen man die schönsten Aussichten in die Gegend genießen konnte, häufig angetroffen wurden, bestimmt gewesen sei, möchten wir nicht mit Herrn Professor Leo (a. a. O. S. 202) behaupten. Vielmehr soll man, wie uns aus glaubwürdigem Munde versichert wird, dieses Fenster erst durch Anlegung der zu demselben führenden Stufen am Ende des vorigen Jahrhunderts zugänglich gemacht haben. Eher dürfte auf einen, in dem wiederhergestellten Raume des Hauptgebäudes der Burg befindlichen Erker das angewendet werden können, was jener Gelehrte (S. 182. f. vergl. S. 203 f.) von solchen in dem Mauerwerke des Palas angebrachten Fensternischen sagt, die er für Sitze der Frauen und derjenigen, welche sie hoch ehren wollten, erklärt.

äußerste Grenze der Ruinen ausmacht, führt aus dem ersten eine Thür in den Graben hinab. Sonst standen beide Plätze, wahrscheinlich vermittelst einer Zugbrücke, in Verbindung, jetzt hat man den Zugang zu dem letzten durch Anlegung steinerner Stufen wieder hergestellt. Aus ihm gelangt man durch ein Pförtchen in den erwähnten Buchenhain.

Eine doppelte Mauer und ein tiefer Graben umschlossen die ganze Burg, welche drei besondere Theile bildete, so daß nach Eroberung des einen die Besatzung sich in die andern zurückziehen und den Widerstand fortsetzen konnte. Am meisten hatte man die Wohnung der Burgherrschaft gegen Angriffe und Ueberfälle zu sichern gesucht. Unmittelbar vor derselben war eine Mauer aufgeführt und dazwischen ein schmaler Zwinger gelassen. Hinter dem Burggraben erhob sich noch eine starke Mauer mit sechs Basteien, von denen neuerlich eine bis auf den Grund abgetragen, eine andere zur Aufnahme derjenigen, welche hieher wallfahrten, eingerichtet worden ist.

Ein gefälliges Ansehen verleiht den todten Steinmassen das frische Grün der auf dem Gemäuer gegen Abend hier und da emporgesproßten Kiefern, die aber auch zugleich den früheren Einsturz desselben befördern, da ihre Wurzeln die durch den festbindenden Kalk zusammengehaltenen Steine auseinander sprengen und so sich Raum machen zu neuem Wachsthum. Wohlmeinender ist der Epheu. Denn er zerstört nicht, sondern will mit der nie welkenden Hülle seiner Blätter und Zweige die Spuren der Vernichtung bedecken, indem er sich traulich an die Reste der gebrochenen Burg anschmiegt, und sie den Blicken zu entziehen strebt.

Auf der Zeit der Entstehung der meisten deutschen Burgen und den Namen ihrer Erbauer ruht bis jetzt ein undurchdringliches Dunkel, das wohl niemals völlig aufgehellt werden wird. — Wir wollen versuchen, die über die Schicksale der unsrigen aufbehaltenen Nachrichten in gedrängter Kürze zusammenzustellen. — Ein nur spärlich angebautes Feld eröffnet sich hier dem Forscher, welcher dasselbe überdies mit behutsamer Vorsicht und der Fackel der Kritik in der Hand betreten muß, um sich nicht durch seine, öfters allzu leichtgläubigen Vorgänger auf Abwege bringen zu lassen.

Wenn man bisher annahm, daß dieses Schloß, weil es in einer Urkunde des zwölften Jahrhunderts (von der bald ausführlicher die Rede sein wird) Greifenstein heißt, von Gripho (Griffo oder Greif), einem Sohne Karl des Hammers und Bruder Pipins, welcher sich im Jahre 748 empörte und zu den Sachsen flüchtete, nebst Greifberg bei Jena, zu seiner Vertheidigung angelegt worden sei, so bedachte man nicht, daß der Herzog bei dem kurzen Aufenthalte in Thüringen, dessen Geistliche und Mönche Bonifacius in einem noch vorhandenen Schreiben seiner Obhut empfahl, wohl schwerlich an die Erbauung von Burgen habe denken können. Doch würde man zu weit gehen, wenn man aus diesem Grunde die Ableitung des Namens Greifenstein von einem Gripho ganz verwerfen wollte. Weit unstatthafter ist die Vermuthung, daß ein thüringischer Mark-

graf, Günther, der in einigen Schwarzburgischen Geschlechtstafeln, mit nicht genug zu rügender Willkühr, unter die Ahnherren dieses Hauses gezählt wird, ums Jahr 925 — 932, auf Befehl Kaiser Heinrichs I., die Veste Blankenburg zur Sicherung dieses Landstriches gegen die Raubzüge der Hunnen oder Ungarn habe errichten lassen. Man scheute sich nicht, eine angeblich bei den Bewohnern der Stadt aus jenen grauen Zeiten bis zu den unsrigen fortgepflanzte Sage zu Bestätigung dieser Meinung zu Hülfe zu rufen. Allein die lauteren Quellen der Geschichte erwähnen erst in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einen thüringischen Markgrafen dieses Namens.

Aus mancherlei Umständen läßt sich schließen, daß die Gegend um Blankenburg frühzeitig bevölkert und angebaut gewesen sei. Wenigstens kommen einige Orte in der Nähe desselben schon vom neunten bis zum elften Jahrhundert in Urkunden vor. So werden z. B. Rudolstadt und Remda ums Jahr 800, Salfeld 876, Schwarzburg und Gösselborn 1071, und bald hierauf Schwarza nebst einigen benachbarten Dörfern in dem Stiftungsbriefe der Benedictinerabtei zu Salfeld vom Jahr 1074 ausdrücklich erwähnt. Für eine zahlreiche Menschenmenge in dieser Gegend sprechen auch die bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hier befindlichen Dörfer Nauendorf und Oberschwarza, die aber jetzt, selbst bis auf die leisesten Merkmale, verschwunden sind.

Die Untersuchung, zu welchem Gau Blankenburg im Mittelalter gehörte, würde vielleicht gar nicht zu dem gewünschten Ziele führen, wenn nicht ein, erst vor Kurzem entdecktes, urkundliches Zeugniß dabei hülfreich die Hand böte. Aus einem, ums Jahr 1071, ausgestellten Documente, welches sich auf die Stiftung des Klosters zu Salfeld bezieht, lernen wir die Grenzen des Orlagaues genauer kennen, und überzeugen uns vermittelst desselben, daß dieser Bezirk, neben den Bergschlössern Orlamünde und Schwarzburg, welche namentlich für seine Bestandtheile erklärt werden, die Städte und Schlösser Rudolstadt, Blankenburg, Salfeld, Gräfenthal, Lauenstein, Pösneck, Ranis, Arnshaug, Triptis und Neustadt an der Orla mit allen Dörfern, welche davon abhängig waren, enthielt.

Das Dasein unseres Schlosses erfahren wir zuerst mit unbezweifelter Gewißheit aus einem Schenkungsbriefe, welchen Graf Sizzo III., der sich bald einen Grafen von Kevernburg, bald von Schwarzburg schrieb, und nicht blos im Gau Langewiz, sondern auch in einem Theile des Orlagaues begütert war, im Jahr 1137 ausstellte, worin er, als Landesherr, dem Ritter und Voigt auf dem Greifenstein, Konrad von Wazdorf, die Trift nach Blankenburg und Quittelsdorf zu seinem Vorwerke bei ersterem Orte förmlich verleiht: eine Gerechtsame, welche das nunmehr fürstliche Kammergut Wazdorf (die Wiege jenes adligen Geschlechts) bis zu dieser Stunde ausübt.

Späterhin verliert sich der Name Greifenstein völlig aus den Urkunden und Blankenburg tritt an seine Stelle. Zu dieser letz-

tern Benennung mag wohl das weiße, in die Ferne schimmernde Gestein des Schloßberges, Veranlassung gegeben haben. Blankenburg bedeutet daher (so wie Leuchtenburg, Luxemburg (Lucemberg) und Gleisberg) ein weiße, glänzende Burg. Ob in älteren Zeiten wirklich zwei Schlösser, Greifenstein und Blankenburg, an dieser Stätte zugleich vorhanden waren, getrauen wir uns, bei dem gänzlichen Stillschweigen, welches die Geschichte darüber beobachtet, nicht mit Zuverlässigkeit zu entscheiden. So viel aber ist gewiß, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich hier zwei Häuser oder Schlösser befanden, welche beide unter dem gemeinschaftlichen Namen Blankenburg begriffen wurden.

Daß Blankenburg von Sizzo auf die folgenden Grafen von Schwarzburg als Eigenthum übergegangen sei, erhellt aus verschiedenen Urkunden, wovon wir hier die vornehmsten anführen wollen.

Im Jahr 1229 bestätigte auf diesem Schlosse Graf Heinrich der Jüngere (II. nach Rönick) die Schenkung eines Waldes, welcher ehemals von seines Vaters Bruder, Heinrich, (I.), der den 26. Jul. 1185 zu Erfurt auf eine höchst traurige Weise das Leben einbüßte, dem Kloster Volkerode gewidmet worden war. Die Söhne desselben, Heinrich III. (VIII. nach Jovius) und Günther der Aeltere (VII. Jov.) theilten sich in die väterlichen Lande. Ersterer erhielt, unter anderen, Schwarzburg und Kranichfeld, welches er auch eine Zeit lang zum Aufenthalt wählte, letzterer Haus und Stadt Blankenburg. Von ihm sind die Stifter der Schwarzburgischen und Blankenburgischen besonderen Linien dieses gräflichen Geschlechts, Günther IX. und Heinrich X., entsprossen.

Heinrich, der in den Jahren 1267 bis 1285 bei öffentlichen Verhandlungen vorkommt, lebte zu Blankenburg, das ihm nebst der Herrschaft Salfeld und Burg Kanis zugehörte. Zum Unterschiede von den Grafen, welche zu Schwarzburg ihren Sitz hatten, schrieben sich seine Nachkommen gewöhnlich Grafen von (oder zu) Schwarzburg und Herren zu Blankenburg, bisweilen aber auch, mit Uebergehung des Geschlechtsnamens, blos Grafen von (oder zu) Blankenburg; eine Sitte, die, wegen der leicht möglichen Verwechselung mit den Grafen zu Blankenburg am Harz, schon manche Verwirrung erzeugt, und den bekannten, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zwischen dem Abt Johann Andreas Schmidt zu Helmstädt und dem Rath Christian Schlegel zu Gotha, mit rühmlicher Mäßigung geführten Streit veranlaßt hat: ob eine Blechmünze, welche einen Ritter, der in der Rechten die Fahne, in der Linken das Schild trägt, nebst drei Sternen über, vor und unter dem Pferde und der Umschrift:

HENRICUS COMES DE BLANCKENBE — —

darstellt, einem Grafen dieses Namens in Thüringen, oder auf dem Harze beigelegt werden müsse? Wenn auch die darüber gewechselten Schriften, weder die eine noch die andere Behauptung mit völlig siegenden Gründen vertheidigen, so liefern sie doch manchen dankens-

werthen Beitrag zu der Geschichte jener Familien und unseres Schlosses. Nach dem Urtheile neuerer, in der Münzkunde des Mittelalters gründlich erfahrener Gelehrten ist dieser Brakteat seiner Fabrik nach Thüringischen Ursprungs.

Seit jener Erbsonderung war Blankenburg während eines langen Zeitraums beständiger Sitz des davon benannten Zweiges des Schwarzburgischen Stammes. Mehrere gegen die Mitte und das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hier ausgefertigte Urkunden beweisen dies unwidersprechlich. Heinrich XII. und Günther XV., Söhne Heinrichs X., lebten Anfangs beide zusammen auf diesem Schlosse und es ist glaublich, daß es damals zuerst in zwei Theile getrennt worden sei, welches in der Folge vielleicht zu Unterscheidung von zwei Schlössern daselbst Gelegenheit gegeben hat.

Heinrich XII. erkaufte im Jahr 1306 von dem Grafen Otto V. zu Orlamünde und Heinrich IV. von Hohenstein die Hälfte von Arnstadt, welche sie von ihrem Schwiegervater, Günther VIII. von Kevernburg geerbt hatten, und verlegte seine Hofhaltung an diesen schon damals in schöner Blüthe stehenden Ort. Günther XV. scheint erst später die Wohnung auf unserer Burg mit der zu Salfeld und Pösneck vertauscht zu haben. Heinrich genoß, nach einstimmiger Aussage der Zeitbücher, des Kaisers Ludwig hohe Gunst. Von diesem wurde er nebst seinem Bruder am 22. Januar 1323 zu Regensburg mit dem Schlosse und der Stadt Blankenburg, den dasigen Waldungen, Jagden, der Münze, dem Zoll, den Gerichten und Bergwerken, so wie mit Salfeld und dem Schlosse zu dem Steine beliehen. Er fand gegen das Ende des folgenden Jahres den Tod vor einer belagerten Veste in der Mark, zu deren Eroberung er dem Kaiserhause seinen tapfern Arm geliehen hatte. Ihm waren von seiner ersten Gemahlin, Christina (aus dem Geschlechte der edlen Herren von Querfurt?) zwei Söhne, Heinrich XV. u. Günther XXI. geboren worden. Der letzte erblickte zu Blankenburg, ohne Zweifel im Jahr 1304, das Licht der Welt. Sein, in dem Getümmel unzähliger Schlachten bewährter Heldenmuth und die Klugheit, von der er im Rathe der Fürsten und bei den verwickeltsten Unterhandlungen so ausgezeichnete Proben ablegte, öffneten ihm den Weg zu Deutschlands Königsthrone, den er wahrscheinlich wider den mächtigen Karl von Böhmen und die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls glücklich behauptet und mit unwandelbaren Stützen befestigt haben würde, wäre er nicht mitten in der ruhmvollen Laufbahn zu diesem herrlichen Ziele allzu schnell vom Tode überrascht worden. — Welchen neuen Reiz gewinnt dadurch die Geschichte unseres Schlosses, daß wir in ihm die Wiege eines mit unverwelklichem Lorbeer bekränzten Oberhauptes des deutschen Vaterlandes erblicken!

Günther XV., der in unfruchtbarer Ehe lebte, hatte schon 1326, zum Besten seiner Neffen, seinen letzten Willen niederschreiben lassen. Der erste derselben, Heinrich, büßte (1337) auf einer Reise nach Jerusalem mit Vielen, die ihm dahin gefolgt waren, das Leben ein. Er hinterließ zwei Söhne, Günther XXV. und Heinrich XVII.

Diesen und Günther dem XXI. trat nun der Oheim im Jahr 1346 seine Gerechtsame an den Städten Salfeld und Blankenburg förmlich ab und behielt sich blos eine jährliche Rente von 140 Mark Silbers und das Dorf Schwarza vor.

Eine ganz im Geiste der damaligen fehdelustigen Zeit, wo jeder das Recht des Stärkeren geltend zu machen suchte, von Günther dem XXI. vollführte That ist für uns aus dem Grunde merkwürdig, weil die Erzählungen von derselben auch unseres Schlosses namentlich gedenken.

Im Jahr 1341, oder wahrscheinlicher 1342, sandte der König von Schweden, Magnus Schmeech, seinen Schwager Albrecht, Herrn von Meklenburg, zu dem Kaiser Ludwig. Günther mochte lange auf Gelegenheit gewartet haben, um die Erfüllung einer von Albrechts Vater gegen den seinigen in der Mark übernommenen Verbindlichkeit, vielleicht die Wiedererstattung eines Darlehns, zu welcher auch der Sohn sich nicht verstehen wollte, ernstlich fordern zu können. Jetzt säumte er nicht, Albrechts Reise zu Ausführung dieses Vorhabens zu benutzen. So etwa läßt es sich erklären, daß dieser, während er nirgends Gefahr ahnend ruhig seines Weges zog, von Günthern bei dem Schlosse Blankenburg überfallen und auf Ranis in strenge Haft gebracht wurde. Der Kaiser, von Albrechts Schicksale bald benachrichtigt, konnte dieses unrechtliche Verfahren gegen den königlichen Abgeordneten selbst an dem Freunde nicht billigen. Günther weigerte sich lange, den Vorstellungen Ludwigs, den Herrn von Meklenburg seines Gefängnisses zu entlassen, Gehör zu geben. Ob ihn nur offenbare Gewalt endlich dazu vermochte, bleibt unentschieden. Denn wenn die Chronisten erzählen, daß der Kaiser dem Markgrafen von Brandenburg die Bestrafung Günthers anbefohlen und der Landgraf, in Verbindung mit den Erfurtern, das Gebiet desselben verwüstet und Arnstadt belagert habe, so ziehen sie wahrscheinlich, durch eine bei ihnen häufig vorkommende Verwechselung, spätere Ereignisse des bekannten thüringischen Grafenkrieges hieher.

Dieser für das Haus Schwarzburg und andere thüringische Edele so verderbliche Zwist mit dem Landgrafen, durch dessen günstigen Ausgang das Ansehen des Letzteren, welches ohngefähr seit einem Jahrhunderte trotz alles Widerstrebens, so sehr gestiegen war, den höchsten Gipfel erreichte, wird mit großer Umständlichkeit, jedoch nicht ohne auffallende Abweichungen in der Zeitrechnung von den Verfassern der Chroniken dargestellt.

Da sich der nachtheilige Einfluß dieses hartnäckigen Kampfes nicht auf Blankenburg erstreckte, so begnügen wir uns, blos einer Veränderung zu gedenken, die unmittelbar nach Beilegung desselben durch den Dornburger Vertrag vom 26. Julius 1345 in Hinsicht auf den Besitz dieses Schlosses Statt fand und die vielleicht damit genau zusammenhing.

Heinrich XVII. und Günther XXV. theilten nun (den 26. Junius 1346) ihre Lande, die sie bisher mit einander und mit ihrem Oheim, Günther XXI. gemeinschaftlich besessen hatten.

Zu dem ersten Theile der Herrschaft kamen außer Frankenhausen, Blankenburg, beide Häuser und die Stadt, nebst allen dazu gehörigen Rechten und Gefällen, den Weinbergen, mit Ausnahme des sogenannten rothen Weingartens, welcher zu Rudolstadt geschlagen werden sollte, den Wassern, Holzungen und allen Dörfern, namentlich Schwarza und dem dasigen Vorwerke, so wie Teichröde, dessen Zinsen jedoch nach Ehrenstein gewiesen wurden.

Die folgenden Jahre verflossen, bis zu Günthers Königswahl, meist in ungetrübter Ruhe. Diese an sich so ruhmvolle Begebenheit führte aber manches neue Verhältniß für seine Erblande herbei. Günthers Scharfblicke konnte es nicht entgehen, daß die Hartnäckigkeit seiner Feinde seine Rückkehr in die Heimath noch lange verzögern würde. Da er auf den Beistand seiner Vettern, Heinrichs und Günthers, welche die Gegenparthei ergriffen hatten, nicht rechnen durfte, so gebot er, um allen Nachtheil, der von dieser Entfernung zu befürchten war, möglichst vorzubeugen, seinen Unterthanen, seinen Schwägern Heinrich VII., Dietrich VI., Bernhard III. und Ulrich III., Grafen von Hohenstein, zu huldigen, und überantwortete diesen seine Besitzungen zu getreuer Hand. Zugleich setzte er ihnen Blankenburg zum Unterpfande für geliehenes Geld.

König Günthers unerwartetes Ableben (den 14. Junius 1349) verdunkelte die frohen Aussichten seiner Familie in eine glänzende Zukunft und war von manchen für sie schmerzhaften Anordnungen wegen seiner Verlassenschaft begleitet. Am 13. Mai des folgenden Jahres nämlich kamen die Grafen Heinrich V. von Hohenstein, Herr zu Sondershausen, Heinrich XVII. und Günther XXV., Herren zu Arnstadt, mit ihren Vettern und Schwägern, den ebengenannten Grafen von Hohenstein, und Heinrich VII., Propst zu Nordhausen, aus eben diesem Geschlechte, in Erfurt zusammen, um wegen der Vormundschaft über den unmündigen Sohn des Verstorbenen, Heinrich XVIII. und der Theilung aller Güter, welche jener besessen hatte, unter einander die nöthigen Verabredungen zu nehmen, im Fall daß Heinrich, dessen schwächlicher Körper keine lange Lebensdauer versprach, das zwölfte Jahr, welches für das der Mündigkeit galt, *) nicht erreichen sollte. Zugleich wurden die Städte Blankenburg, Arnstadt und Frankenhausen an Günthers Witwe und Töchter überwiesen und etlichen ihrer Lehensleute eingethan, um von den Einkünften derselben Unterhalt und Aussteuer für sie bestreiten zu können. Durch einen spätern Vergleich vom Jahr 1354 suchte man einige drückende Bedingungen des vorigen zu mildern. Dazu gehört vorzüglich der Beschluß, daß die Grafen von Hohenstein der Witwe und ihren Kindern Arnstadt und Blankenburg von Stunde an zu eigener Verwaltung übergeben sollten.

Mit Heinrich, welchen schon 1357 in der Blüthe seiner Jahre der Tod hinwegraffte, erlosch der männliche Stamm des heldenmüthigen Günthers, und die Herrschaft fiel seinen Vettern anheim.

---

*) S. Jak. Grimms deutsche Rechtsalterthümer. S. 414. f.

In dem Mittelalter waren Landestheilungen und der Wechsel der Oberherren eines Gebietes so häufig, daß es nicht befremden darf, wenn wir sogleich noch mehrere solche Ereignisse in Beziehung auf Blankenburg anführen werden.

Im Jahr 1374 erhielten Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. bei der Auseinandersetzung mit den drei Söhnen Günthers XXV., Arnstadt und das Städtchen Plaue, wie auch Blankenburg, nebst Rudolstadt, Ehrenstein, Ranis, Salfeld und Pösneck. Sie verpflichteten sich dabei zur Uebernahme der Hälfte aller von ihren Eltern auf ihr Land versicherten Schulden, und setzten die Schlösser Blankenburg und Rudolstadt zur Bürgschaft der binnen Jahresfrist zu leistenden Zahlung.

Um diese Zeit soll auch die Witwe Heinrichs XVII., eine geborne Gräfin von Hohenstein, ihr Leibgedinge zu Blankenburg gehabt haben.

Die beiden Brüder schrieben sich, seitdem sie ihre Lande nicht mehr gemeinschaftlich regierten, meist nach ihren Hoflagern, wozu sie Anfangs Arnstadt, dann aber Blankenburg und Ranis wählten. Im Jahr 1381 verkauften sie die erste Stadt an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Sondershausen. Es wurde daher eine neue Theilung der übrig gebliebenen Besitzungen nothwendig, in welcher dem Grafen Heinrich XXII. die Herrschaft Blankenburg, das Haus Ehrenstein und die Hälfte von Salfeld, Günther XXVIII. aber die andere Hälfte dieser Stadt nebst Rudolstadt, Ranis und Pösneck zufiel, Heinrich, Herr zu Blankenburg (wie er sich in dem Kaufbriefe über Arnstadt ausdrücklich nennt) starb 1385. Seine Vettern, Heinrich XXV. und Günther XXIX. von der Sondershäusischen Linie, machten, gestützt auf ehemalige Verträge, Ansprüche an Blankenburg. Günther XXVIII., der als leiblicher Bruder des Verstorbenen ein näheres Recht darauf zu haben vermeinte, wollte dieselben nicht für gültig erkennen. Die Uneinigkeit, in welche sie deswegen geriethen, dauerte bis zum Jahre 1388, wo sie sich auf folgende Weise mit einander aussöhnten: Die Herren von Sondershausen sollten in dem ungestörten Besitze jener Herrschaft bleiben, sich aber anheischig machen, Günther XXVIII. das Schloß Ehrenstein und zu diesem etliche nach Blankenburg gehörige Dörfer abzutreten. Zu Befestigung der wenigstens scheinbar erneuerten Freundschaft wurde in einer zu Arnstadt in dem nämlichen Jahre errichteten Erbverbrüderung bestimmt, daß, im Fall Günther ohne Leibeserben abgehen würde, die Herren von Sondershausen, Salfeld und Ehrenstein, jener aber bei dem Ableben der letzten Blankenburg eigenthümlich erhalten sollte. Wie wenig jedoch Günther geneigt war, die gegebenen Versicherungen zu erfüllen, zeigte er bald nachher bei dem Verkaufe Salfelds an die Markgrafen zu Meißen, wodurch diese Stadt, welche die Grafen von Schwarzburg, als Lohn ihrer treuen Anhänglichkeit an Kaiser Otto IV. fast zweihundert Jahre ununterbrochen besessen hatten, auf ewig für sie verloren ging.

Daß die gräfliche Familie sich noch zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf dieser Burg aufgehalten habe, sehen wir unter andern aus einem 1407 daselbst ausgefertigten Documente.

Bei der Erbsonderung zwischen den Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. im Jahr 1411 wird Blankenburg nebst Arnstadt, Plaue, Königk, Klingen, Marktgreußen, Großensömmerda, den Dörfern Schalkeburg und Aroldishausen, der Arnsburg, dem See und Teiche Göllingen, den Schlössern im Voigtlande und der Stadt Ilmenau, welche an Schwarzburg verpfändet war, unter dem Landesantheile des ersten mit aufgeführt.

Am 6. August 1421 hatte Heinrich XXIX., Herr zu Sondershausen, dem Grafen Günther XXXII. von der Schwarzburgischen Linie, in einer Erbverbrüderung den Besitz von Blankenburg, Königk und Plaue, gegen Schwarzburg, Königsee und Stadtilm zugesichert, und deswegen den Kaiser Sigismund um Günthers Beleihung mit der Herrschaft Blankenburg gebeten, welcher dieses Gesuch auch in dem nächstfolgenden Jahre zu Nürnberg bewilligte.

Das tiefe Stillschweigen, welches von nun an eine geraume Zeit über Blankenburg herrscht, wird gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die Erzählung einiger Vorfälle, die sich während des Schwarzburgischen Haus- und Sächsischen Bruderkrieges in der Nachbarschaft desselben zutrugen, auf wenig erfreuliche Weise unterbrochen.

Im Jahr 1448 rückte Heinrich XXXII., Herr zu Sondershausen, weil Günther XXXII., Herr zu Schwarzburg, Friedrich dem Sanftmüthigen, Kurfürsten zu Sachsen, das Schloß Schwarzburg nebst der Stadt Königsee, mit Uebergehung seiner nächsten Verwandten, verkauft hatte, in diese Pflege ein. Hier stießen seine Reuter auf Mülich von Karlowiz, kürfürstlichen Voigt zu Burgau, und Enzian von Würzburg, welche der Veste Schwarzburg Verstärkung zuführten. Sie wurden umringt und gezwungen, sich zu ergeben. Nun wendete sich Heinrich nach Königsee, besetzte die umliegenden Dörfer mit Mannschaft, und kehrte, nachdem er alles Nöthige angeordnet, wieder auf seine Häuser Blankenburg und Rudolstadt zurück.

Während dieser Fehde wurde auf dem ersten Schlosse ein gewisser Zapfe von dem Ritter Hans von Schlotheim in Gewahrsam gehalten. Graf Ludwig von Gleichen, ebenfalls ein Gegner Heinrichs, begehrte seine Loslassung und erbot sich nebst dem Hauptmann Otto Koller Bürgschaft zu leisten, daß sich jener wieder einstellen sollte.

Unsere Veste war durch ihre Lage ganz geeignet, den Sachsen zu Schwarzburg die Zufuhr von Lebensmitteln zu erschweren. Kersten von Schlotheim, welcher die Stelle eines Voigts und Amtmannes daselbst bekleidete, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er sich der mit Getreide beladenen Wagen, welche der Kurfürst den Seinigen zuschickte, bemächtigen konnte.

Während des Waffenstillstands zwischen unserm Grafen und Ludwig von Gleichen ritt Daniel von Heyden, der in des Letzten Solde stand, vor die Stadt Blankenburg, ohne daß ihn sein Weg dahin geführt hätte, und erkundigte sich nach etlichen Reutern, von denen er aber wußte, daß sie sich nicht hier sondern zu Königsee aufhielten. Als dieses die Schwarzburgischen Hauptleute auf dem Schlosse inne wurden, ließen sie ihn über seinen Namen und seine Absichten befragen. Aber sowohl er, als seine Begleiter, wollten keine befriedigende Antwort geben. Augenblicklich eilte einer von den Schwarzburgischen nach dem Schlage der Burg, um ihn zu sperren. Allein jene kamen ihm zuvor und suchten sich durch die Flucht zu retten. Doch wurden Heyden's zwei Knechte eingeholt und auf das Schloß gebracht. Der Graf von Gleichen schlug das Anerbieten, sie auf Gelübde loszugeben, aus, woher Jovius nicht ohne Grund vermuthet, daß er selbst diesen Schritt eingeleitet, um einen Vorwand zu Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu finden.

Vorzüglich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts scheinen die Grafen von Schwarzburg den Aufenthalt auf unserm Schlosse wieder lieb gewonnen zu haben. Zwei noch vorhandene, hier ausgestellte Urkunden, geben davon das unverwerflichste Zeugniß. Die erste bezieht sich auf eine Streitigkeit zwischen dem Abte Caspar von Paulinzelle und Georg und Anton Stange zu Dörnfeld, welche von Günther dem älteren (XXXVI.) daselbst geschlichtet wurde. Die andere ist ein Schenkungsbrief, worin Günther XXXIX. erklärt, daß er, in Gegenwart seines ebengedachten Bruders, in der großen Hofdornze (oder Hofstube) *) auf dem Schlosse Blankenburg, dem Grafen Balthasar II. von der Leutenbergischen Linie, einen Weinberg über dem sogenannten Schwarzburg (bei dem jetzigen rothen Hause) auf Lebenszeit abgetreten habe.

Auch späterhin, bis an das Ende der Regierung Heinrichs XXXVII., welcher die Lehre Luthers auf alle mögliche Art begünstigte, wurde Blankenburg in baulichem Wesen erhalten und öfters von seinen Eigenthümern besucht. Wenigstens brauchte man die dasigen Gefängnisse in den Jahren 1512 und 1538 zu Verwahrung von Verbrechern und Unruhestiftern.

Die Muthmaßung, daß auch um jene Zeit noch Amtleute hier wohnten, hat Vieles für sich und kann vielleicht durch den Umstand,

---

*) Das Wort Dornze (Dürnitz, Dornitz, Dornsche) stammt von einem slavischen Worte (poln. drwa, drewno, böhm. drwo), welches Holz, Brennholz, bedeutet, und bezeichnet ein Phieselgadem, ein heizbares Gemach, bisweilen vielleicht auch den Palas. Die Ditmarsischen Bauern unterschieden neben ihrer Diele zwei heizbare Kemnaten, indem sie die eine Pisel d. i. Phiselgadem, die andere Dornsche nannten. S. Leo a. a. O. S. 196 f. Anm. vergl. C. F. Walchs vermischte Beiträge zu dem deutschen Recht. 8 Th. (Jena 1793. 8.) S. 336. f.

Allstedt,

Stadt und Schloß.

Heimisch lieblich nahn sich Deine Bilder,
Vaterstadt, dem sinnenden Gemüth!
Deine Felder, Wiesen, Triften, Haine,
All' vom Frühlingsglanze überblüht,
Deine Gärten, Deine Obstbaumhügel,
Und Dein kleiner, schattigkühler Bach,
Zaubern selige Erinnerungen
In der ernsten Seele wieder wach.

Doch vor allen sei mir Du gegrüßet,
Stolze Kaiserburg aus alter Zeit,
Prunksitz jener kräftigen Ottonen,
Mahnerin an die Vergangenheit!
Wie im Abendrothe Deine Zinnen
Weithin glänzen durch die „goldne Au',"
Mein' ich Dich zur Herrscherin erkoren
Für den schönen, heimathlichen Gau.

Ja! Du warst es, Pfalzburg edler Sassen!
Kaiser thronten hier und sprachen Recht,
Zu des Reichstags heiligen Gerichten
Kamen Fürsten, Edle, Herr und Knecht:
Blut'ge Fehden wurden hier geschlichtet,
Streng gestraft Vasallenübermuth,
Jubelnd zog der Jägertroß zum Walde',
Rüden lechzten nach des Keulers Blut.

Hochgeehrt von Nahen und von Fernen,
Stand'st Du, Denkmal einer alten Zeit!
Tausend Burgen hat der Sturm der Jahre
Gänzlicher Vernichtung längst geweiht,

Du mut bist der Wandelung entronnen;
Hat des Alters Zahn Dich auch benagt,
Hat sich doch an Deine grauen Zinnen
Frevle Menschenhand noch nicht gewagt!

Mitten in den jetzigen drängenden Bewegungen der europäischen Völker nach neuen Staatseinrichtungen und Instituten, mitten unter den gewaltigen Fortschritten des socialen Lebens, der Wissenschaften und Künste, offenbart sich, besonders in unserm deutschen Vaterlande, ein Hang, die Ueberreste der Vergangenheit dem Schicksale der Vergessenheit zu entreißen; und wer möchte dies tadeln? Es ist dies unstreitig ein Zeichen von Hochachtung, welche das gegenwärtige Geschlecht dem frühern zollt, und zugleich wohl ein Zeichen von dem Verlangen der denkenden Zeitgenossen, in den Wirren und oft maß- und planlosen Bestrebungen der Gegenwart sich an etwas Reales, Solides anzuhalten. Es ist hierbei zugleich bemerkenswerth, wie sich das Interesse für solche Ueberreste aus alter Zeit steigert, je tiefer im Schooße der Vergangenheit der Ursprung derselben zu suchen ist. Ueberlassen wir jedoch die weitere Betrachtung und Erklärung dieser Lust am Alten mitten im Streben nach Neuem mehr Befähigten und wenden uns zu den uns möglichen, gegebenen Nachrichten über die Stadt und das Schloß Allstedt nebst ihrer Umgebung.

Ueberall, wo bei den alten Chronisten Allstedts Erwähnung gethan wird, ist fast immer Stadt und Schloß zusammen gemeint, wie dann schon der Name des Letztern sich nicht, wie bei andern Bergschlössern dies so häufig der Fall ist, von dem der Stadt durch eine besondere Benennung unterscheidet. Aus diesem letzterwähnten Umstande aber ließe sich einmal wohl nicht mit Unrecht schließen, daß Stadt und Schloß zu gleicher Zeit entstanden seien; sodann läßt sich auch, besonders bei historisch-antiquarischen Untersuchungen, die Bezugnahme auf die Stadt nicht umgehen. Denn wenn auch die Stadt Allstedt gegenwärtig wenig Bemerkenswerthes darbietet, so war sie doch in früheren Jahrhunderten von Wichtigkeit als die hauptsächlichste sächsische Pfalzstadt, und auch jetzt dürfte doch mindestens die Erwähnung ihrer örtlichen romantischen Lage dem Zwecke dieser Blätter entsprechend sein. Wir gehen darum, zur genaueren Orientirung, von ihr und dem Schlosse aus, wie sich beide in der Gegenwart darstellen, und knüpfen hieran die historisch-antiquarischen Notizen über dieselben.

A. Die Stadt Allstedt.

Allstedt, Stadt im Sachsen-Weimarischen Amte gleiches Namens, welches, ganz von Preußen eingeschlossen, die nördlichste Besitzung des sächsischen Großherzogthumes ist, hat 300 Häuser und

an 3000 Einwohner und liegt an der nordöstlichen Grenze der bekannten, vielgerühmten und wirklich äußerst gesegneten „goldenen Aue" — bei alten Schriftstellern Guldenavia, Arvum aureum, aurea Tempe genannt. — Dies ist nämlich der Landstrich, welcher sich, bewässert von der Unstrut, der Helme und vielen Bächen, nach gewöhnlicher Bestimmung von Nordhausen herab über Kelbra, zwischen dem nördlichen Vorsprunge der Hainleite, dem Kyffhäuserberge und den gegenüberliegenden Städten Wallhausen und Sangerhausen am Fuße der Vorberge des Harzes, alsdann weiter nach Osten hin an den Ufern der Helme und Unstrut zwischen der waldigen Hügelkette der Finne und den jenseits liegenden Höhen hinzieht bis nach dem Flecken Memleben, wo er von dem quervorliegenden Orlasberge begrenzt wird, und wo sich die Unstrut, in enge, felsige Ufer eingeschlossen, zwischen diesem Berge und den erwähnten andern Höhen hindurchdrängt, um bald darauf, unweit der Stadt Freiburg sich in die Saale zu ergießen.

Die freundliche, äußerst fruchtbare Ebene, in welcher Allstedt liegt, wird gleich hinter der Stadt, im Norden und Osten von Hügeln begrenzt, die theils angebaut, theils mit Wald bedeckt sind, und unter denen im Nordosten der ziemlich hohe „Schloßberg" vor allen zu bemerken ist, weil auf ihm das alte, berühmte Schloß liegt. Der kleine Rhonebach, ehedem Ronne, Rane oder Rinne genannt, der eine Meile nordwärts bei dem Kloster Sittichenbach seinen Ursprung hat, fließt hart am Fuße des Schloßberges, treibt sodann eine Oelmühle, geht durch den vor der Stadt liegenden Teich, nahe an Allstedt vorüber, wo er noch eine andere Mühle mit Wasser versorgt, und fällt ¾ Stunden unterhalb der Stadt bei dem Dorfe Nicolausrieth in die Helme. — Allstedt liegt gewiß vor vielen andern Städten, besonders von dem Schloßberge aus gesehen, malerisch. Man hat von diesem Punkte aus, als Staffage im Vordergrunde des anziehenden Panorama's den jetzt der Säuberung wegen trocken gelegten, sonst aber fischreichen und mit wilden wie mit zahmen Wasservögeln bedeckten Teich; dicht an demselben auf der linken Seite das Kammerguth Neuvorwerk nebst jener Oelmühle und daneben am Walde, der Hagen genannt, das Bürger- oder Schießhaus, auf der rechten Seite mehrere Garten- oder Berghäuschen nebst einer Ziegelhütte, und unten vom Teiche aus eine kleine Pappelallee, die nach der Stadt führt. In der Mitte des Gemäldes steht nun die reinliche, gut gepflasterte, ganz eben liegende Stadt, mit ihren Ziegelhäusern und zwei Thürmen, deren einer der von der alten St. Wipertuskirche nach der Zerstörung dieser übrig gebliebene, der andere von der neueren, oder doch neu hergestellten, in den Chroniken zu St. Sixtus genannten, jetzt einzigen Kirche, ist. Im Hintergrunde dehnt sich nach Abend und Mittag die goldene Aue, in der weitesten Linie bis zum Kyffhäuser an drei Meilen breit, aus. Als fernere Einfassung des anmuthigen Naturbildes dient im Nordosten und Osten auf der Höhe nach Querfurt, der sogenannten

„Wüste," ein schöner Laubwald, theils der Stadt, theils dem herrschaftlichen Schlosse zugehörig. —

Die Stadt Allstedt, deren Einwohner sich meist vom Ackerbau ernähren (weshalb sie nicht mit Unrecht wohl oft eine Kornkammer Weimars genannt wird), hat keine bedeutende Gebäude. Denn das Rathhaus, mit einem kleinen Thurme und der Hauptuhr der Stadt, wo auch der Sitz des Justizamtes ist, mit dem über dem einen Eingange in Stein gehauenen Wappen- oder Weichbilde der Stadt, einer halbbekleideten, mit einer Keule bewaffneten, bärtigen männlichen Figur, unterhalb deren noch zwei übereinander gekreuzte Schwerter und ein Adler sich befinden, ist nicht dahin zu rechnen. Die einzige Kirche ist höchst einfach, sehr hoch, geräumig und hell. In die Fahne ihres Thurmes ist jenes Weichbild ebenfalls eingezeichnet. Das Schulgebäude würde, wenn nicht seine Façade von der vorstehenden Kirche verdeckt und verdunkelt wäre, viel freundlicher sein. Erwähnenswerth wäre vielleicht noch eine Potaschensiederei, so wie die Stutereigebäude, wo sich ein Theil der herrschaftlichen Stuterei befindet, dann etwa noch die vielen Brunnen der Stadt und eine kleine unterirdische Wasserleitung, vom Rhonebache, ehemals von dem über eine Stunde entfernten im oben erwähnten östlichen Walde gelegenen Brunnenthale, nach dem Markte geführt. Der Gottesacker, welcher auf der Nordseite außerhalb der Stadt liegt, ist in neuerer Zeit freundlicher, gartenähnlich eingerichtet worden. — Von der ehemaligen zweiten, in katholischer Zeit zum Patronat des Klosters Walkenried gehörigen St. Wipertuskirche steht eben nur noch der altergraue Thurm mit einer Uhr. An demselben, auf der Stelle des früheren Gotteshauses, das sowohl im Bauernkriege als auch später in dem verderblichen dreißigjährigen Kriege verwüstet wurde, ist eine Art von Hospital erbaut. Eine unerfreuliche historische Merkwürdigkeit hat aber diese Kirche dadurch erlangt, daß zur Zeit der Reformation der so übel berüchtigte Thomas Münzer einige Zeit hier als Prediger angestellt war. Er war 1524 von Zwickau hierher versetzt worden, erregte aber und leitete gar bald jene bekannten aufrührerischen Bewegungen der Bauern in Thüringen, wozu den ersten Anstoß wohl der bilderstürmerische Unfug eines Karlstadt und Storch in und um Wittenberg schon im Jahre 1521 und 1522 gegeben hatte. — Hier in Allstedt hatte Münzer seine eigene Buchdruckerei in der sogenannten „Herrenschäferei," um seine anarchischen Pamphlets schnell und ohne Schwierigkeit in die Welt schicken zu können. Als der Stadtrath zu Allstedt auf Befehl des Churfürsten Johann von Sachsen seinen Drucker, Matthias Dachs verjagt hatte, scheute sich Münzer nicht, öffentlich in jener Kirche Widerstand und Empörung gegen alle Obrigkeit, ganz im Sinne der fanatischen Bauern, zu predigen. Man verbot ihm nunmehr die Kanzel. Da aber, so wird erzählt, trat er in die Schallöcher des Thurmes und sprach von da herab zu seinen Anhängern. Seinem Unwesen, so wie überhaupt dem Bauernkriege in Thüringen wurde dann bekanntlich im Jahre 1525 durch die Schlacht bei Frankenhausen ein Ende gemacht

und Münzer nebst andern seiner Spießgesellen in der Stadt Schloß-Heldrungen enthauptet. — In geographischer Hinsicht müssen wir von Allstedt noch erwähnen, daß es ehemals, zur Zeit der sächsischen Kaiser und später, zu dem sogenannten Hassagau, Hasigau oder Hassegum (pagus Hassorum) gehörte, der sich vom Unterharze, dem Mannsfeldischen bis an die Helme herab und östlich bis Merseburg erstreckte. Nach Andern rechnete man es zum Helmgau. Beide Gauen lagen in Nordthüringen. (cf. Juncker: Geographie aevi medii; Sagittarius: Antiqq. Regni Thuring.; Hochenberg: Germania media.

Nicht genau zu erweisen, jedoch noch ziemlich wahrscheinlich ist ferner die Existenz von 4 — 5, wie es scheint meist Nonnenorden zugehöriger Klöster in der Stadt. Die Spuren davon sind jetzt fast ganz verwischt, seitdem man sie in gewöhnliche Wohn- und Wirthschaftsgebäude umgewandelt hat. Zwei derselben waren wohl durch einen unterirdischen Gang mit einander verbunden, wie man neulich in den Kellern der an ihrer Stelle stehenden Bürgerhäuser wahrnehmen konnte.

Zu den bloßen Sagen ist zu zählen, daß von einem dieser Klöster aus ein solcher unterirdischer Gang unter der Stadtmauer hinweg in das Feld hinaus zu den sogenannten „Kreuzen" geführt haben soll. Diese Kreuze, (sonst angeblich 9, jetzt nur 6 an der Zahl) stehen nahe bei der Stadt auf der Nordseite, am Rande des „Hornfeldes" und sind aus gewöhnlichem Sandstein roh gearbeitet. Man erzählt sich davon, es seien dies warnende Denksteine auf den Grabstätten von 9 auf diesem Platze wegen Meuterei, wie Manche wollen wegen Theilnahme am Bauernaufruhr, hingerichteter Männer. Ein historisches Factum als Grundlage zu dieser Sage läßt sich, unsers Wissens nicht ausmitteln, da überhaupt eine Chronik der Stadt, von einem Einheimischen verfaßt, außer den in schlechten alexandrinischen Versen von einem dasigen Superintendenten Ernst Stockmann verfertigten und im Jahre 1712 gedruckten, nicht existirt, und anderweitige etwaige örtliche Notizensammlungen für öffentliche Benutzung nicht zugänglich sind. Die meisten antiquarischen Nachrichten verdanken wir vielmehr nur den in den Anmerkungen später noch anzuführenden Quellen.

Was die Sage von dem ehemals weit größern Umfange der Stadt betrifft, der zufolge dieselbe durch die sogenannte Pest (wohl den in den Jahren 1348 — 54 in vielen Ländern Europa's und auch in Deutschland grassirenden „schwarzen Tod") verödet und sodann verfallen sein soll, so ist diese Größe weder durch geschichtliche Ueberlieferungen noch durch örtliche Merkmale verbürgt. —

B. Das Schloß Allstedt.

Eine Viertelstunde nordöstlich von der Stadt liegt das Schloß Allstedt, auf dem erwähnten ziemlich hohen „Schloßberge." Der Weg dahin führt von der Stadt aus zuerst durch jene kleine Pappel-

allee, an dem Teiche, über dessen Wehrabfluß eine steinerne Brücke liegt, sodann an dem Kammergute „Neuvorwerk“ vorbei, und geht von da den eigentlichen Berg hinan. Zur Linken hat man nun zuerst die Oelmühle an dem Rhonebache, weiter hinauf Kirschberge, ehemals Weinberge, mit etlichen Gartenhäusern, zur Rechten aber den Hagen, einen schönen Eichen- und Buchenwald, vor dessen Eingange am Fuße des Berges unter einer vierfachen Lindenallee jährlich im Sommer der bedeutendste Jahrmarkt Allstedts gehalten wird. An diesem Walde aufwärts, von dem nicht sehr lange erst erbauten „Bürger- oder Schießhause,“ einem recht angenehmen Vergnügungsorte aus, führt unter Kirschbäumen ein Fußweg nach der Höhe des Berges, so wie ein anderer auf der linken Seite neben dem Fahrwege. Diese beiden letztern sind in neuerer Zeit auf Befel der Großherzogl. Weimarischen Regierung mehr geebnet. Oben auf der Spitze des Berges, auf der Ostseite des Schlosses, ist die höchste Höhe, der sogenannte „Hutberg,“ (welcher Name entweder davon herrührt, weil diese Spitze das Ansehen eines spitzen Hutes hat, oder besser wohl davon, weil er ein Hut-, Weideplatz ist, oder endlich, weil er das Haupt des ganzen Schloßberges genannt werden kann, indem er noch höher ist als die Bodenfläche des Schlosses,) durch Anlegung von Lauben und Sitzen für die Spaziergänger, so wie durch Bepflanzung mit blühendem Gesträuch zu einem angenehmen Vergnügungsorte umgeschaffen. Hier wurden, früher besonders, abwechselnd mit dem weiter unten gelegenen Bürgerhause, wöchentliche Concerte gehalten. Zugleich führt auf dieser Höhe vom Walde aus eine Lindenallee nach dem Schlosse, und überall genießt man hier, wie wir schon bei der Stadt Allstedt erwähnten, jene entzückende Aussicht in das Thal, auf den Teich, die Stadt, und in die weitere Ferne, die dem Wanderer gleichsam ein „Sta, viator et circumspice!“ zuruft.

Ist man nun bis zur Höhe des Berges, dem Fahrwege folgend, gelangt, so theilt sich dieser und führt links nach dem Schlosse, in der Mitte nach dem Kloster, jetzt Kammerguthe Naundorf, rechts hinter dem Hagen hinweg nach den Dörfern Wolferstedt und Winkel. — Das Schloß, zu dem man so von der Morgenseite gelangt, ist noch in ziemlich gutem Zustande und wird eingetheilt in die Vorgebäude, das Vorder- und das Hinterschloß. Zuvorderst steht ein Gasthaus, von dem aus im Sommer allsonntäglich die Tanzmusik ins Thal herunterklingt. An Ställen der Stuterei, deren einer Theil sich hier befindet und in welcher überhaupt die bekannte Race der „Isabellenpferde“ (weiß mit röthlichen Augen) gezogen wird, an der Wohnung des Großherzogl. Roßarztes und rechts an einer Scheuer vorbei, gelangt man zum Eingange in das eigentliche Schloß, versehen mit einem Thore und einer Pforte. Hier findet sich auch der erste Ausfluß einer interessanten unterirdischen Wasserleitung, deren Wasser aus dem schon bei der Stadt Allstedt erwähnten Brunnen- oder Bornthale aus einer der dortigen, gut eingefaßten Quellen durch jenen östlichen Wald, einen Theil der „Wüste“ (siehe bei der Stadt

Allstedt) und endlich durch den Hagen in hölzernen Röhren heraufgeleitet wird. Von diesem ersten Ausflusse geht eine andere Röhrenfahrt ins Innere des Schlosses und eine dritte nach dem eine Viertelstunde entlegenen Kloster Naundorf. Am eigentlichen Eingange ins Schloß steht ein Wachthaus, wo einige invalide Soldaten, „Schloßsoldaten" genannt, täglich Wache halten, was noch vor nicht langer Zeit die Bürger der Stadt sowohl als auch die Landleute aus den Amtsdörfern thun mußten. Ein kleiner, gepflasterter Vorhof nimmt uns nun auf, über dessen Mauerbrüstung hinab man wieder in das freundliche Thal hinunterschaut, und von hier aus zieht sich um das Vorder- und Hinterschloß ein Wallgraben, am Eingange dahier in ein Gärtchen verwandelt. Ueber ihn hinweg kommen wir vermittelst einer steinernen Brücke in das Vorderschloß durch den 115 Fuß hohen Schloßthurm mit einer Uhr, dessen neulich zur Reparatur herabgenommenen Knopf man durch jämmerlichen Muthwillen zerschossen und die darin aufbewahrten alten Urkunden deshalb verwittert fand. In dem Durchgange durch den Thurm sieht man rechts im Souterrain Behältnisse, welche zu Pferdeställen benutzt werden können. An dem Thurme ist rechts die Wohnung des Großherzogl. Schloßinspectors, links aber über demselben dehnen sich die sogenannten „neuen Zimmer" aus, die von den fürstlichen Gästen, welche Allstedt etwa besuchen, bewohnt werden. In diesem Hofraume befinden sich die übrigen Ställe für die Stuterei, und weiter im Hintergrunde die Wohnung des Großherzogl. Oberförsters, so wie der zweite Ausfluß jener Wasserleitung. Endlich führt uns eine steinerne Brücke von hier aus über den Wallgraben, der diesen Theil des Schlosses noch besonders umgibt, in das Hinterschloß, den ältesten, ursprünglichen Theil des Ganzen, der jedoch noch bewohnt wird; denn es ist hier der Sitz des Großherzoglichen Rentamtes und die Wohnung des Zimmer- und Röhrenmeisters. In diesem Hinterschlosse sind die freilich zum größten Theile verfallenen, oft den Einsturz drohenden „alten Zimmer" zu bemerken, von denen nur eins, mit ehemals gewiß sehr kostbaren Wollentapeten ausgeschlagen, bewohnbar ist. Dem Vernehmen nach sollen aber diese Zimmer auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des jetzt regierenden Großherzogs von Weimar möglichst restaurirt werden. Es finden sich in ihnen viele Gemälde alter fürstlicher Personen und fürstlicher Diener, wovon die meisten, trotz des Mangels an Pflege, doch noch gut erhalten sind; ferner sieht man in denselben große, mit allerhand Schildereien und Wappen versehene, wie viereckige Kasten aussehende gußeiserne Oefen und auch einen Kamin mit kleinen Porzellanstücken, diese mit Kobaltmalereien versehen, ausgelegt. Ja! man findet hier ein Zimmer, welches mit lauter geschnittenen einzelnen Papierbildern decorirt gewesen zu sein scheint, welche mühselige Arbeit der Sage nach eine sich hier freiwillig oder gezwungen aufhaltende Prinzessin in alter Zeit zu Stande gebracht haben soll. Auch eine Kapelle mit einem kleinen Thürmchen trifft man noch hier an, die, ehemals eine Filialkirche des Oberpredigers von Allstedt, seit langer Zeit nicht mehr benutzt wird und

durch mancherlei Muthwillen, Mißbrauch und Vernachlässigung unter andern ihrer Orgel beraubt ist. Unterhalb jener alten Zimmer befindet sich eine sehr geräumige herrschaftliche Küche, auch war in diesem Theile des Schlosses ein Brauhaus, endlich war auf dem hintern Schloßhofe auch ein tiefer Brunnen, der aber — angeblich wegen seines schlechten Wassers — verschüttet worden. Ob ein Burgverließ hier war, ist nicht ausgemacht; doch hat man in neuerer Zeit den Eingang in ein tiefes unterirdisches Gewölbe oder Loch, welches man wohl für ein solches Gefängniß ansah, das aber nach Anderer Meinung ein Eiskeller gewesen sein soll, im Wallgraben vermauert. In frühern Zeiten befand sich — als ein Ueberbleibsel des alten Pfalzgerichts — das Justizamt auf dem Schlosse, das aber seit etwa 150 Jahren in die Stadt verlegt worden ist. Die Stuterei, auch die Abtheilung mitgerechnet, welche sich in der Stadt befindet, ist nicht bedeutend, nur ungefähr 130 — 140 Stück stark. Zum Schlosse gehören endlich gegen 500 Morgen Ackerland und Wiesen, und ansehnliche Revenuen an Naturalzinsen, Erbzins und Waldnutzung.

Das ganze Schloß nun, oder den Wallgraben desselben, umgibt eine Mauer von unbeträchtlicher Höhe, außerhalb der man das Schloß auf dem Rande des Berges in ungefähr einer Viertelstunde umgehen kann. Auf der Südseite des Schloßberges sind Kirschanpflanzungen, westwärts aber die sogenannten „Wüsten Berge," ehedem mit Weinstöcken, jetzt mit Obstbäumen und Waldgesträuch bedeckt. Zwischen diesem Schloßberge und den ihm gegenüber liegenden viel niedrigern Hügeln sind jetzt Wiesen, die in früheren Jahrhunderten Teiche waren, wie denn nach dem Zeugniß alter Chroniken noch vor 150 Jahren 5 solcher fischreicher Weiher sich hier befanden, von denen nur der zunächst an der Stadt liegende geblieben ist.

C. Antiquarisch-historische Bemerkungen über Allstedt.

Das Alter Allstedts. Was Viele in Folge der Vorliebe für das Alte und Aelteste gern annähmen, daß nämlich besonders das Schloß Allstedt, wie man dies wohl hier und da auch von der alten Kyffhäuserburg und dem Schlosse Beichlingen an der Südseite der Finne behaupten möchte, von einem der alten römischen Feldherrn Tiberius, Germanicus oder Drusus, welche Deutschland bis an die Weser und Elbe durchzogen, erbauet worden sei, das wird natürlich durch nichts erwiesen werden können. Und wenn gleich möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, so ist doch nicht ausgemacht, daß Allstedt zur Zeit des thüringischen Königreichs, also zu Ende des fünften oder im Anfange des sechsten Jahrhunderts schon ein namhafter Ort und das Schloß eine Burg gewesen sei, wie etwa die thüringische Königsburg Scheidingen an der Unstrut und manche andere, etwas später von den Sachsen in diesen Gegenden angelegte waren, seitdem diese Sachsen von 528 an Nordthüringen besaßen,

das ihnen von dem austrasisch-fränkischen Könige Dietrich als Lohn für die Hülfe zugestanden wurde, welche sie ihm bei seiner Eroberung Thüringens gegen den Beherrscher dieses Landes Hermanfried geleistet hatten. Daß die Sachsen in dieser Zeit z. B. die Sachsenburg an der Unstrut, wohl als südliche Grenzveste gegen das Reich der Franken anlegten, ist ziemlich beglaubiget durch die Geschichte Karls des Großen,*) woraus sich — freilich immer nur muthmaßlicher Weise — schließen läßt, daß sie ebenfalls die Stadt und das Schloß Allstedt jenseits der Unstrut, vielleicht als eine östliche Grenzvestung erbaut haben. Zu der Annahme von der Erbauung und dem Alter Allstedts vor der Zeit der karolingischen Könige dürfte vielleicht auch noch die Erwähnung des Umstandes berechtigen, daß bei dem alten Chronisten Ansegisus**) (dem auch später Eccard in seinen Bemerkungen zu einer Ausgabe dieses alten Schriftstellers beistimmt), der Name Halarstad oder Alagastadt, wofür Manche auch lesen Halazstat, Halazstad und Aletat, als einer neben Erfurt (Erpesfurd), Magdeburg, Bardewiek u. a. erwähnten Lage- oder Stapelstadt***), vorkommt. Es kann diese Bestimmung Karls des Großen natürlich nur aus seinen letzten Lebensjahren stammen, nachdem er sich die Sachsen schon gänzlich unterworfen hatte; und er mußte entweder selbst erst diesen Ort erbauen und ihn sogleich als Lagestadt bezeichnen, oder er müßte wahrscheinlicher schon etwas von Stadt und Schloß vorgefunden haben, worüber er nur seine Bestimmungen machte. Doch für beide Fälle haben wir keine urkundliche Bürgschaft und vielleicht war unter jenem Namen eine ganz andere Stadt, wie Einige wollen, Halberstadt, gemeint. Wir sehen aus dem Angeführten, daß man nicht wohl im Stande ist, die Zeit der Erbauung der Stadt und des Schlosses Allstedt genau anzugeben.

Die erste sichere Bürgschaft für das Dasein und die damalige Wichtigkeit des Ortes, als einer kaiserlichen Pfalz und Gerichtsstätte, findet sich in den Chroniken über die Zeit der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause, und in den von ihnen hierselbst ausgefertigten Diplomen, welche den Namen Allstedts tragen.****) — Immer aber bleibt auch hierdurch die Zeit der Erbauung ungewiß und es läßt sich nur so viel nachweisen, daß Allstedt bei dem Regierungs-

---

*) Witichindus: Annales ap. Meibomium: Rer. german. Tom. I.

**) Collectio Capitularium et Edictorum Caroli Mag.

***) Von diesem Titel siehe weiter unten.

****) Wir finden solche Diplome hauptsächlich gesammelt in: Schatenius: Annales Paderborn.; Sachsenspiegel von Ecko von Repgow; Goldast: Constitutiones Freher: Origines Palat.; Junckcr: Geographia aevi medii; Leuckfeld: Beschreibung dreier Orte in der güldnen Aue; Sagittarius: Antiquitates Alstetenses und Andern, welche weiter hin noch einzeln bemerkt werden sollen.

antritte Heinrichs I., des ersten sächsischen Kaisers, im Jahre 919, schon vorhanden war, wie wir näher weiter unten sehen werden, woraus erhellt, daß dasselbe unter der Regierung seiner karolingischen Vorgänger erbaut worden war. Und es kann ja unserer Vorliebe für das Alterthum unseres Allstedt schon schmeicheln, ihre Entstehung ungefähr 1000 Jahre in die Vorzeit zurücksetzen zu dürfen.

Der „Name Allstedt." Was nun den Namen dieser Stadt und des Schlosses betrifft, so ist das Wichtigste hierüber dies. In Bezug auf die Erklärung und Ableitung desselben ist zuerst die obige Bemerkung zu beachten, daß er nämlich entstanden sein soll aus Halazstad oder Alagastadt, was gerade nicht unerhört wäre, wenn man bedenkt, daß sich unsere Sprache in jener Zeit noch in ihrer ersten Kindheit befand. — Die erwähnten Diplome geben die verschiedene Orthographie von: Alstedi, Alstidi, Alsteti und Alstiti oder auch Altsteti und Altstedi, einmal im „Sachsenspiegel" Alstete (nach dem Quedlinburgischen Codex dieses Buches Olzstede). Bemerkenswerth ist der Versuch einiger Chronisten, den Namen Allstedt zu erklären, wie z. B. des Sagittarius und Brotuffius in ihren Chroniken. Der Erstere ist nämlich der Meinung, der Name „Allstedt" sei entstanden aus Alemannesstadt, d. h. ein „Asyl, Zufluchtsort für alle Männer." — So annehmlich aber dies scheint, so läßt sich doch Manches dagegen sagen. Erstens müßte nämlich alsdann, wenn Allstedt ein Asyl gewesen wäre, wie es bei den Griechen und Römern in alter Zeit solche Freistätten gab, dasselbe alsbald von seiner Entstehung an zugleich eine Gerichtsstätte gewesen sein, wo alle sich dahin flüchtende Verfolgte Recht und Gerechtigkeit ohne Gefährdung ihrer persönlichen Sicherheit während ihres Aufenthaltes daselbst hätten finden können, oder es müßte vielleicht anfangs einen andern Namen geführt haben, da es erst in späterer Zeit eine Gerichtsstätte wurde, als die Kaiser aus dem sächsischen Hause dasselbe zu einer Pfalz und somit zur Gerichtsstatt erklärten. Und wäre Allstedt vor dieser historisch hellern Zeit, vielleicht schon unter den alten Sachsen oder dann unter den karolingischen Kaisern einer solchen Ehre theilhaftig gewesen, so würde doch vielleicht eine Andeutung davon in jenen Capitularien anzutreffen sein. Ferner finden sich unter den Franken, die doch eine genauere Bekanntschaft mit den alten römischen Instituten besitzen konnten und besaßen, keine zuverlässigen Spuren von solchen Freistätten. Daß aber Allstedt ein Asyl in dem Sinne gewesen sein sollte, wie Rom es war zur Zeit seiner Entstehung, das ist ebenfalls nicht wahrscheinlich, einmal, da sich kein Grund finden läßt, warum man gerade in dieser Gegend auf eine solche außergewöhnliche Weise die Bevölkerung eines Ortes hätte betreiben sollen; dann aber gab es ja in Germaniens freien Wäldern nicht so viel solches Gesindel wie in Italien zu Romulus Zeiten. Besser scheint daher schon die Ableitung des Namens von „Alte Stadt," welche Benennung sie wegen ihres Alterthums allerdings verdiente. Dieser Ansicht ist der sehr alte und gute Chronist Dit-

marus Merseburgensis*); ein anderer, Brotuffius nimmt dieſe und die obenerwähnte Anſicht zuſammen.**) Es iſt hierbei nur der Uebelſtand nicht zu beſeitigen, daß eine Stadt doch unmöglich gleich von ihrem Urſprunge an „alte Stadt" geheißen haben kann, ſondern erſt, nachdem ſie in der That dieſen Ehrentitel nach langem Beſtehen verdiente, erhielt ſie ſelbigen auch wohl erſt. Endlich iſt die von Leuckfeld angeführte Meinung Mancher wohl zu geſucht, als daß ſie Gewicht haben könnte, der zu Folge nämlich Allſtedt ſo viel ſein ſolle wie „Aalſtadt," ſo genannt wegen der daſelbſt in Teichen und Sümpfen ſich findenden Aalfiſche. Bei weitem intereſſanter und wohl am richtigſten iſt die Bemerkung von Jac. Grimm***), der da ſagt: Das altgothiſche Wort Alhs, im Althochdeutſchen alah, habe ſich erhalten in Eigen- und Ortsnamen, ſo z. B. Alahoff, Alahtac, Alahtilt und Alahstat in pago Hassorum.****) — Dies Wort Alhs bedeutete nun, wie Grimm weiter berichtet, bei den Gothen und andern Deutſchen ſo viel als „heiliger Ort" Tempel, (fanum, ναός, ἱερόν). Den Namen Alahstat und Alahdorf mögen mehrere Oerter geführt haben, an denen ein heidniſcher Tempel, eine heilige Gerichtsſtätte, oder ein Haus des Königs (Fürſten) ſich befand; denn nicht blos das fanum, der Tempel, ſondern auch die Volksverſammlung, wo Gericht gepflogen ward, und die Wohnung des Fürſten galten für geweiht. Es hätte Allſtedt demnach ſeinen Namen entweder von einem an dieſer Stätte ſich befindenden heiligen Haine, einem fanum der Thüringer oder Sachſen, oder davon, daß hier frühzeitig eine Fürſten-, Königswohnung oder auch ein Ort zu Volksverſammlungen und Gerichtstagen war. — Nach der neuern, gerichtlich urkundlichen Orthographie hat ſich die Form „Allſtedt" conſtatirt. Will man es von Alemannesſtadt ableiten, ſo wäre die Silbe „All" erklärt, ſucht man aber beſſer ſeinen Namensurſprung in dem alten „Alhs oder Alah", ſo ſchriebe man wohl richtiger Alſtedt.

Allſtedt eine Stapelſtadt. Wenn die oben angezogene Bemerkung des Ansegisus Glauben verdient, ſo hatte Allſtedt ſchon zur Zeit Karls des Großen und ſeiner karolingiſchen Nachfolger eine commercielle Bedeutung als Lage- oder Stapelſtadt, ſie übte alſo das Stapel- oder Staffelrecht aus. Stapel, Stapelen, aufſtapeln, bedeutet aber: Aufhäufung, aufſchichten. Stapula nannte man auch den Ort, wo eine ſolche Aufſchichtung, von Kaufmannswaaren nämlich, ſtattfand. Dies Stapel- oder Staffelrecht war eine Ge-

---

*) Chronicon L. I.

**) In ſeiner Chronik von Merſeburg.

***) Deutſche Mythologie S. 40.

****) Daß dieſes Alahstat wohl unſer Allſtedt geweſen, erhellt daraus, daß daſſelbe nach damaliger geographiſcher Eintheilung im ſogenannten Haſſagau lag; ſ. oben S. 3.

rechtsame mancher Städte, kraft deren sie von bestimmten in sie eingeführten Waaren eine Accise, einen Zoll erheben durften. Sodann gehörte zu diesem Rechte auch, daß solche eingebrachte Waaren ausgeladen und eine Zeit lang in der Stadt feil stehen mußten. Was nach solchen öffentlichen Ausstellungen übrig blieb, das durften dann die Kaufleute weiter schaffen. Noch gab es in solchen Stapelstädten einen sogenannten Koahn (öfter Kaufhaus, wohl auch Packhof genannt) wo eben die Waaren ausgeladen wurden, und Stapelrichter, welche die Güte der Stapelwaaren, die Zeitdauer der Feilstellung derselben und die Abgaben davon bestimmten. Man hatte solche Stapel-, Lage- oder Niederlagestädte am Meere, an Flüssen und im Binnenlande, hier besonders an der Grenze der Länder und Gauen. So waren am Rheine Köln, Mainz und Speier; Breslau an der Grenze zwischen Polen und Deutschland, solche Stapelstädte. Die Stapelgerechtigkeit wurde besonders den freien Reichsstädten oder Reichsständen von den Kaisern verliehen. So ertheilten Karl der Große und sein Sohn Ludwig ihren sogenannten Missis oder Statthaltern der verschiedenen Provinzen diese Gerechtsame. Es entstanden somit die Jahrmärkte und Messen, welche letztere Benennung bei großen und hier und da selbst bei kleinen Märkten sich wohl von jenen Missis herschreibt. Müssen wir es auch unentschieden lassen, ob Allstedt wirklich schon zu Karls des Großen Zeit dieses Recht besaß, so ist doch in der Annahme kein Widerspruch, daß es diese Gerechtsame zur Zeit der sächsischen Kaiser genoß. Führte doch von Wallhausen her und wie Einige wollen, auch vom Kyffhäuser und von Tilleda, wo ebenfalls eine kaiserliche Burg war, eine gut eingerichtete Straße Via regia oder Kaiserstraße von den Chronisten genannt, schon zur Zeit Heinrichs I. über Allstedt nach Merseburg, so daß Allstedt wohl auch Marktgerechtigkeit besitzen konnte.

Allstedt eine Pfalz. Wichtiger aber war Allstedt als kaiserliche Pfalz, wo besonders das Schloß als der Sitz des Pfalzgrafen und zur Zeit ihrer Anwesenheit als Residenz der Kaiser in Betracht kommt. Nach der Weise früherer Zeiten nämlich, in denen Deutschland noch ein vollkommenes Wahlreich war, hatten die Könige oder Kaiser desselben noch keinen bestimmten Wohnsitz, keine Haupt- und Residenzstadt wie jetzt, sondern sie zogen mit ihrem Hoflager aus einer Provinz des Reichs in die andere, theils um an Ort und Stelle die Verwaltung des Landes zu untersuchen, und etwaige Streitigkeiten zu schlichten, theils aber auch, weil noch keine bestimmten Abgaben an sie entrichtet wurden, wovon sie ihre Bedürfnisse hätten bestreiten können. So mußten denn die einzelnen Provinzen die Kosten der Hofhaltung ihres Kaisers tragen, oder es wurden dieselben zum Theil wenigstens bestritten von den Einkünften der eigenen Güter dieser Fürsten in den verschiedenen Provinzen. — Leicht erklärlich ists nun, daß die Kaiser häufig ihre Erb- und Stammländer besonders liebten, gern dort sich aufhielten und diese Länder mannichfach bevorzugten. So lebte Karl der Große am liebsten am Rheine, in Achen und Niederingelheim, so auch die sächsischen Kaiser in ih-

rem Mutterlande Sachsen, wo darum auch schon die ersten Herrscher aus diesem Hause 5 Pfalzgrafschaften (palatinatus) mit kaiserlichen Burgen (palatia) für sich, nebst andern Burgen und Palästen, die neben den eigentlichen Pfalzen den Rang heutiger Lustschlösser oder Landsitze einnahmen, wie z. B. Kyffhausen und Tilleda. Diese 5 sächsischen Pfalzen waren nach der Angabe des Sachsenspiegels: Gruma, Werta (später dafür Goslar), Wallhausen, Allstedt und Merseburg. *) Anfangs hatte jede dieser Pfalzen ihren Grafen (comes palatinus), welcher anstatt des Kaisers das ihm zugetheilte Land regierte und richtete. Später kommt nur in Allstedt der schlechthin so genannte sächsische Pfalzgraf vor, woraus erhellt, daß dieses wohl die vorzüglichere Pfalz war.

Der erste Kaiser aus dem sächsischen Hause, Heinrich I., der Finkler genannt, überkam mit seiner Gemahlin Hatheburch das Schloß, die Stadt und das Gebiet von Allstedt von seinem Schwiegervater, dem sächsischen Grafen Erwin dem Aeltern als Morgengabe. Daß sich Heinrich bisweilen in Allstedt befand, bezeugt unter andern auch ein noch erhaltenes, von ihm zu Allstedt ausgefertigtes Diplom vom Jahre 935, worin er dem Fürstenstifte zu Herfurth die Gerechtsame ertheilt, sich eine eigne Aebtissin wählen zu dürfen. **) Auch ernannte er höchst wahrscheinlich Allstedt schon zur Pfalzstadt. — Von dem öftern Aufenthalte seines großen Sohnes Otto I. geben mehre Diplome Zeugniß. Er befand sich hier 937, wo er eine adelige Dame, Namens Bia, mit einigen Gütern zu Geresleben im Schwabgau, dann im Jahre 945 einen gewissen Geron mit dem Dorfe Tribunize beschenkte. ***) Sein Sohn und Nachfolger Otto II. stellte 973 zu Allstedt dem Bisthum Freysingen eine Urkunde aus, worin er eine demselben früher gemachte Schenkung bestätigte. ****) — Hierauf im Jahre 974 bestätigte er hier einen Gütertausch zwischen dem Erzbischof Adelbert von Magdeburg und dem Abte Werinharius von Fulda, welche Bestätigung er im folgenden Jahre erneuerte und zugleich den Dom zu Magdeburg beschenkte. — Derselbe Kaiser hielt darauf im Jahre 976 in Allstedt einen allgemeinen Reichs- oder Fürstentag, wo Gericht gehalten ward über den Herzog Heinrich von Baiern, seines Vaters Bruder, der in Verbindung mit dem Bischof Abraham von Freysingen und dem Herzog Boleslav von Böhmen sich gegen den Kaiser verschworen hatte. *****) — Noch einmal war

---

*) Sachsenspiegel 3. Bch. 62. Art. Es heißt hier: Vunf stete sin die Phalnze heizen. die da ligen in me lande zcu Sachsen. da der kung echte hofe habn sal. Die erste ist Gruna (sonst Gruma). Die andre Werle. die ist nu zcu Gosler geleget. Walhusen die drite. Alstete die virde. Merseburg die vunfte.

**) Schatenius: Annal. Paderborn.

***) Beckmann: Chron. Anhaltin.

****) Gewoldus u. Hundius: Metropolis Salisburgensis.

*****) Hundius l. l. u. Aventinus: Annales Bojor.

Otto II. laut eines Diploms vom Jahre 978 in Allstedt, wo er dem Kloster Nienburg an der Bode einige Hufen Landes schenkte. Ebenso hielt sich sein Sohn Otto III. einige Male hier auf, bestätigte jene Schenkungen an Magdeburg und ertheilte seiner Freundin, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg einige Güter zu Barby, 987 *). — Besonders gewogen war Allstedt der Kaiser Heinrich II., weil sie gleich seiner etwas streitigen Wahl auf seiner Seite gegen den Nebenbuhler Markgrafen Eckhart von Meißen gehalten hatte **). — Im Jahre 1003 beschenkte Kaiser Heinrich hier den Bischof Arnolph von Halberstadt mit einem Theile der Stadt Ilsenburg am Harze ***). — Ebenso war er im folgenden Jahre daselbst, nahm das Kloster Nieder-Altaich in Baiern durch ein Diplom in seinen Schutz, und befand sich wiederum im Jahre 1010 hier mit vielen Reichsständen, bei welcher Gelegenheit unter andern der Chronist Ditmarus von Merseburg zum Presbyter geweiht ward. Ferner im folgenden Jahre feierte Heinrich in Allstedt das Epiphaniasfest, und empfing Gesandte eines Herzogs Boleslav von Böhmen ****). Abermals im Jahre 1014 war hier unter demselben Kaiser ein öffentlicher Reichstag, auf welchem dem Erzbischof Urwanus von Hamburg ein eigenes Schutz-, Münz-, Mark- und Zollrecht ertheilt und dem Grafen Werner von Waldeck, der eine vornehme Dame aus der Stadt Beichlingen entführt hatte, der Prozeß gemacht wurde *****). — Noch öfter war dieser Kaiser in Allstedt, so z. B. im Jahre 1017 zweimal; 1021 und wieder 1024 hatte er abermals die Reichsstände hier versammelt, und starb in demselben Jahre, kurz nach diesem Reichstage zu Gronau †). —

Auf dieses ruhmwürdige Kaisergeschlecht aus dem Hause Sachsen folgte nunmehr Conrad II. aus dem salischen oder fränkischen Stamme. Und obschon er und seine Nachfolger sich mehr im südlichen Deutschland, wo ihre Stammgüter lagen, aufhielten, so finden wir doch auch Conrad 1031 einmal in Allstedt in Begleitung des Bischofs Meinwercus von Paderborn, um das Fest Mariä Reinigung daselbst zu feiern ††). Nicht so bestimmt, jedoch wahrscheinlich ist's, daß sich sein Nachfolger Heinrich III.; erwiesen aber, daß sich dessen Sohn, der durch seine vielen Unglücksfälle merkwürdige Kaiser Heinrich IV., oft hier befand. Denn so übergab derselbe 1062 hier dem Erzbischof Adelbert von Hamburg den Ort und die Gegend Liestmona und 1064 dem Stifte Gernrode einige Güter †††). —

---

*) Meibomius: Scripta rer. german., Kettner: Diplomata Quedlinburg. u. Lünig: Specileg. eccles.

**) Ditmarus: Chronicon.

***) Maderus: Antiqq. Brunsvincs.

****) Ditmarus l. l.

*****) Ditmarus l. c.

†) Chronikon Quedlinburgense.

††) Otto v. Freysingen in seiner Geschichte; Lambertus Schaffnaburg u. A.

†††) Lindenbrog: Scriptoris Septentrion, od. Syntagmata rer. septentrion.

Nach ihm und seinem Sohne Heinrich V. kam noch einmal ein Kaiser aus sächsischem Stamme, Lothar, gemeiniglich „der Sachse" genannt, auf den deutschen Thron, und von ihm ist auch noch ein Diplom, ausgefertiget in Allstedt, erhalten, worin er dem berühmten Kloster Walkenried einige Güter zuspricht *). — Zuletzt ist noch von dem großen hohenstaufischen Kaiser Friedrich I., Barbarossa bekannt, daß er unser Allstedt besucht hat im Jahre 1188 **). —

Die Aufmerksamkeit und Sehnsucht der hohenstaufischen Kaiser richtete sich mehr auf jene unheilvollen Züge nach Italien und von dieser Zeit an erlischt allmählig der Glanz Allstedts und überhaupt der sächs. Pfalzen. Diese zusammen wurden als ein kaiserliches Lehen an einen Pfalzgrafen gegeben, nachdem Friedrich I. sie dem gegen ihn treulosen Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, abgenommen hatte. Es kam diese sächsische Pfalz nun als Reichslehen an den Landgrafen Hermann von Thüringen und Markgraf von Meißen, der sich auch mit Sophie v. Gosek, der Tochter des letzten kaiserlichen Statthalters v. Gosek vermählte und sich gern Pfalzgraf von Sachsen schrieb ***). Nach seinem 1215 erfolgten Tode ward sein Sohn Ludwig VI., bis 1227, wo er auch schon starb, Pfalzgraf von Sachsen ****). Jetzt überkam der Bruder dieses Ludwig, der berüchtigte Landgraf Heinrich Raspo, Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen *****), der aber auch schon 1247 starb. Und weil er keine Erben hatte, so erlangte sein Verwandter, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen diese Länder durch ausdrückliche Belehnung des Kaisers Friedrichs II. †). — Er richtete in Allstedt einen obersten sächsischen Gerichtshof ein unter dem Präsidium eines sogenannten Advocati de (oder in) Alstede, welcher Titel in mehren Urkunden sich vorfindet. Nach Heinrichs Tode wurde sein Sohn Albert Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf ††). —

Kaiser Rudolph I. von Habsburg belehnte gegen Ende des 13. Jahrhunderts seinen Schwiegersohn Albert II. Churfürsten von Sachsen aus askanischem Geschlechte mit der sächsischen Pfalz; diese Belehnung erneuerte auch Ludwig der Baier 1320 zu Gunsten Bernhards von Anhalt und seiner Nachkommen †††), aber die Landgrafen von Thüringen begaben sich durchaus nicht ihres Titels

---

*) Eckstorm: Antiqq. Walckenried.

**) Eckstorm. l. l.

***) Engelhusius: Chron. ap. Leibnitz.

****) Struve: Historisches Archiv.

*****) Struve l. l.

†) Schubert: De comitibus Palatin.

††) Struve l. c.

†††) Beckmann: Historia Anhaltina.

als sächsische Pfalzgrafen; und wie es scheint waren sie auch in der That mehr als die Churfürsten in Besitz dieses Landes. Ohne Angabe der Oberlandesherrn kommen in dieser Zeit die Pfalzgrafen Hintze von Warmsdorf (oder Wormsdorf), Albrecht von Hackeborn, Gebhard von Querfurt und Burkhard von Mannsfeld in Allstedt vor *), von welchem letztern die ganze sächsische Pfalz aber wieder an Rudolph II. Churfürsten von Sachsen fiel. Unter der Regierung dieses Rudolph wurde auf dem Schlosse zu Allstedt unter freiem Himmel im Jahre 1364 ein öffentliches Gericht abgehalten, besonders wegen des streitigen Besitzes des Cistercienserklosters Sittichenbach, das vordem immer zur Pfalzgrafschaft und unmittelbaren Gerichtsbarkeit von Allstedt gehört hatte. Nach dem Zeugniß der meisten Ritter und Gerichtsschöppen von Allstedt und der weitern Umgegend, ward jener Besitz von Sittichenbach auch dem „Hause Allstedt" wieder zuerkannt **). — Bald hernach belehnte dieser Churfürst Rudolph den Grafen Gebhard XVII. von Querfurt (1369) mit Allstedt, behielt sich jedoch die oberste Gerichtsbarkeit vor ***). — So blieb Allstedt bei dem Churhause Sachsen, bis, nach dem Aussterben der askanischen Linie desselben im Jahre 1423, der Kaiser Sigismund den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen Friedrich den Streitbaren wieder in das Recht seines Hauses einsetzte, in dem dieser Friedrich zugleich auch Churfürst von Sachsen und Erzmarschall des deutschen Reichs wurde ****). — Immer aber blieb auch jetzt unter dieser churfürstl. sächs. Oberlandesherrlichkeit Allstedt bei dem gräflich querfurtischen Hause bis 1496. — Mit Bruno XI. starb in diesem Jahre das querfurtische Grafengeschlecht aus und so kam Allstedt wieder unmittelbar an das churfächsische Haus ernestinischer Linie unter Friedrich III., dem Weisen, zurück. Erst der Nachfolger dieses Churfürsten, Johann der Beständige, übergab als Lehnsherr Schloß, Stadt und Amt Allstedt an seinen Rath, den Grafen Albrecht v. Mannsfeld *****). — In diese Zeit fallen die Bauernunruhen in Thüringen, wo der oben erwähnte Thomas Münzer in Allstedt sein Wesen trieb, von dem auch noch mehre Briefe an den Grafen v. Mannsfeld vorhanden sind. Nicht lange aber blieb Allstedt bei Mannsfeld. Denn schon derselbe Albrecht verpfändete es an die Grafen v. Stolberg für 75,000 Gülden. Sein Sohn Karl wollte dasselbe 1574 wieder einlösen, um es für 92,000 Gülden an einen gewissen Dr. jur. Heinrich v. Bila zu übergeben. Er mußte deshalb den oberlandesherrlichen Consens

---

*) Spangenberg: Sächs. Chronik.

**) Leuckfeld: Histor. Beschreibung von drei in der güldenen Aue gelegenen Oertern ꝛc.

***) Struve: Programma de Com. Palatin. Sax.

****) Leuckfeld. l. l.

*****) Leuckfeld. l. l.

haben von den Vormündern der jungen Herzöge von Sachsen-Coburg und Weimar, an welche Linie seit Gelangung des bekannten Moritz v. Sachsen aus der albertinischen Linie zur Churwürde auch die Oberlandesherrlichkeit über Allstedt, verbunden mit dem Theile Sachsens, der dem unglücklichen Churfürsten Friedrich dem Großmüthigen nach seiner Gefangenschaft ertheilt worden, gekommen war. Diese Vormünder aber, nämlich Friedrich Pfalzgraf bei Rhein, August Herzog zu Sachsen und Georg Markgraf von Brandenburg, verhinderten diese Verpfändung an den v. Bila dadurch, daß sie im Namen ihrer Mündel in den Rückkauf des Amtes Allstedt für 130,000 Gülden eintraten, im Jahre 1575. —

Nunmehr blieb Allstedt beständig bei der sächs. ernestinischen Fürstenlinie, und zwar fiel es zuerst nach der Volljährigkeit jener Prinzen an die neugestiftete Linie Altenburg bis 1670, wo diese Linie ausstarb. Durch die vier Söhne Wilhelms IV. von Weimar, an welches Haus seit jenem Jahre Allstedt gekommen war, zerfiel diese Fürstenfamilie wieder in die 4 Linien: Weimar, Eisenach, Jena und Markt-Suhl, und Allstedt gehörte von jetzt an bis 1741 zu Eisenach, von dieser Zeit kam es durch neue Theilung und das Aussterben des eisenachischen Zweiges an Weimar zurück, zu dem es gegenwärtig noch gehört *)

Reinecke.

---

*) Leuckfeld l. c. u. Limmer: Gesch. Thüringens.

Ballenstedt.

Es giebt gewisse Städte und Städtchen im lieben deutschen Lande, von denen man nicht sagen kann, daß ihre Lage zu der schönsten gehöre; so viel aber ist gewiß, daß es eben Allen, die sie besuchen, ungemein wohl wird in ihren Mauern, und daß sie sehr gern in ihren Umgebungen verweilen. Sie haben etwas Anziehendes und Freundliches, diese Städte, sie blenden nicht durch die Pracht ihrer Lage, oder Bauart, aber sie fesseln allmählig das Auge und das Herz durch das Liebliche ihrer Umgebungen. Wer erinnerte sich hiebei nicht, um bei dem Harze stehn zu bleiben, Wernigerode's, Blankenburgs, Ilseburgs, — und unseres Ballenstedt? —

Dem Letzteren fehlt es, wie den Ersteren, an einem lebendigen Strome, wie er z. B. an den Mauern des schönen Coblenz, des romantischen Heidelberg u. A. dahin rollt; es fehlen ihm Berge von bedeutender Höhe, die ihre riesigen Schatten in die vorbeieilenden Fluthen werfen; es fehlt ihm eine Ruine, hoch auf dem Felsen, um welche der Adler kreis't und um deren zerfallendes Gemäuer der Epheu sinniger Sagen sich zieht, — manches Andre fehlt ihm noch, was den Fuß des Wanderers stillstehn heißt, was sein Auge entzückt und sein Herz bezaubert: aber bei alle dem, was ihm fehlt, bleibt das freundliche Ballenstedt doch immer noch reich genug und gewinnt sich mit jedem Jahre neue Freunde und Bewunderer.

Von Abend nach Morgen herab, — ein klein Weniges nach Mittag hin geneigt, — zieht sich die Bergkette des Unterharzes, erst in hohen, dann in minder hohen Bergen, bis sie zuletzt im Mannsfeldischen zu niedrigen Hügelreihen wird. An diese Bergkette lehnen sich die oben genannten Orte, zu denen wir noch das freundliche Gernrode hinzufügen; Ballenstedt nicht so dicht als Blankenburg, ja das äußerste Ende der Stadt liegt fast ein Viertelstündchen von den Bergen entfernt.

Auf einem Vorberge, der auf der mittäglichen und Morgen-Seite nur allmählig aufsteigt, auf der Mitternacht- und Abend-Seite etwas steiler sich erhebt, steht das Schloß Ballenstedt, das den aus der Ebene Kommenden schon Meilen weit entgegenschimmert; vom Fuße des Schloßberges zieht sich eine prächtige Allee von Kastanienbäumen,

Altenstein.

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund'?
Lockt's dich nicht hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?

Joseph von Eichendorff.

Wem sind nicht schon bisweilen süße Stunden am Lebenshorizont aufgedämmert, wo die mächtigste aller Feen, die Phantasie, mit ihrem Zauberstabe in die dürre Wüste der alltäglichen Wirklichkeit eine hochprächtige, farbenglühende Fata Morgana hereingaukelte? Da dehnten sich armidische Wundergärten vor deinem entzückten Blicke aus, Berge mit stolz gewölbter Waldung, Hügel mit sanften Hainen, Thäler und Plätze mit lieblichen Büschen und einzelnen schlanken Bäumen, Alles dicht belaubt und glänzend in der frischen Farbenschönheit aller Abstufungen schwellenden Grüns und nebeneinander gestellt in wohlthuend anregenden Contrasten; hier pittoreske Felsen mit Moos überkleidet, und darein purpurrothe Blüthen gestickt, dort kahle Kolosse mit scharfen Kanten, Hörnern und Spitzen, abentheuerliche Gestalten; plaudernde Quellen, die über glatte Kiesel, zwischen Felsblöcken hindurch klare hüpfende Wellen zu Thale schicken, von deren Uferrande Blumen sehnsüchtig die liebetrunkenen Häupter hinab zu ihnen beugen, um sich von ihrem kühlen Munde feucht küssen zu lassen, rauschende Kaskaden, die von Stufe zu Stufe des zackigen Gesteins stürzen, um als Silberschaum im bewegten Spiegel des Weihers unterzugehen; Springbrunnen, die ihren glitzernden Wasserstrahl hoch in die reine Bergluft werfen, und ihren niederfallenden Perlenregen den buhlenden Winden zum Spiel überlassen, die ihn schelmisch bald dahin, bald dorthin drehen; Bäche, die sich mäandrisch durch saftig grüne, beblümte Wiesen winden; auf den Berg-

gipfeln und Felsenhäuptern schöne Schlösser und helle Bauten, die, von Säulen getragen, mit ihren blitzenden Fenstern und rothen Dächern aus grüner Umlaubung herablauschen in die Thäler, und sich in Quelle und Bach, in Weiher und Teich widerspiegeln, ja einen Hauch ihres Bildes noch in den Fluß werfen, der still und langsam im tiefsten Thale dahinzieht, und von dessen Rücken, aus bewimpelten Schifflein, Vorüberfahrende sehnsüchtige Blicke emporwerfen. Leuchtende, mit Blumenrabatten eingefaßte Pfade schlingen sich, wie helle, buntgeränderte Bänder, um Berg und Thal, laufen durch die Wiese, streifen an freundliche Obstgärten, steigen zu den Felsen empor und halten das süße Geheimniß zusammen, wie einen Blumenstrauß. In der Ferne aber, jenseits des Flusses, zieht eine blaue Bergkette hin, aus der sich groteske Häupter träumerisch erheben, als schauten sie verlangend zu dem Paradiese herüber, während sie selbst mächtige Sehnsucht erregen; am Bergeshang drüben läuft die Landstraße nach den ferneren Städten der Menschen, im breiten Thale am Flusse in die Schatten grüner Umzäunung reizend gelagert, ruhen, wie in süße Beschauung versunken, friedliche Dörfer, spitze Kirchthürme ragen hier und da wie Himmelssäulen in den blauen Aether, aus den Biegungen eines fernen Thales lachen Häuser hervor, theilweise an die Berge lehnend, und auf dem höchsten Hügel über waldigen Rücken gipfelt eine Burgruine ihren einsamen Thurm empor. In der Nähe und Ferne hüben und drüben in der Thalebene wogen goldene Saatfelder, die der Sichel entgegengilben, die schwellenden Quellen des täglichen Brotes, ein tröstlicher Anblick! Immer weiter verschwebt und verduftet die Ferne, bis zuletzt nur noch kleine Hügel, kaum bemerkbar, wie flüchtige Gefühle, die nicht zu Gedanken werden, auftauchen. Und über die ganze Landschaft die violetten Tinten des Abends ausgegossen, jene zauberische Färbung, mit der der Genius des heiligsten Friedens die nach Ruhe schmachtende Welt übermalt, und von der aus Funken wie Sterne auffliegen und in das offene Menschenherz fallen und dort die Flammen des schmerzlichen Sehnsuchtsentzückens entzünden. In der stillen, hehren Feier des Abends ziehen im nahen Thale Hirt und Heerde durch üppiges Gras; das Schellengemurmel der blanken Kühe, das Lied der Hirtenschalmei tönt zu Berge; an einer schroffen Bergwand klettern gemsartige Ziegen durch Felszacken und niedriges Gestrüpp, auf der Landstraße fahren schwerbelastete Frachtwagen, auf den Wiesenwegen kehren singende Schnitter heim, aus einem den Fluß abwärts gleitenden Kahne erschallt ein Gutenachtgruß; durch die reine Luft säufeln Windharfenklänge, wie Engelsgesang, aus den Bergen und Thälern, von duftiger Nacht überdunkelt, ruft ein Waldhorn in langgezogenen Tönen; ist es doch, als locke es dich, sinnender Beschauer, mit seinen melancholischen Klängen zur Waldesnacht, während dich die Harfen zum Himmelslicht emporziehen möchten. Wohin sollst du? Das Herz will dir aus der Brust springen und beflügelt wie ein Adler in die Ferne eilen. Thränen des süßesten Schmerzes rollen über deine Wangen, daß du an die Erde gebannt bist. Da steigt der Vollmond hinter dem dunkeln Fichtenwalde langsam feierlich empor und wirft seine blaßgrünen magischen Glanznetze über Baum und Fels, Berg und Wiese, Busch und Dach, und webt Silberfäden in den fallenden, stäubenden Perlenreichthum der Fontaine, so daß Wasserstrahl und

Lichtstrahl sich miteinander vermählen. Aus ihrem Kusse springt ein wunderbar schwermüthiges Licht hervor, in das man unverwandten Blicks starren könnte, bis einem das Herz vor ungeheurer Schmerzenswonne zerspränge. Von Blatt zu Blatt hüpfen dort neckische Mondstrahlen, werfen Streiflichter auf den Bach und entlocken dem Weiher das zitternde Bild der silberglänzenden Scheibe. Es klingt um dich wie fremde, seltsame aber herrliche Töne, und doch vernimmt dein Ohr nichts deutlich. Sind es die Aeolsharfen wieder, durch die die Geister der Nacht ziehen, mit Nebelfinger an die Saiten streifend? Es regt und bewegt sich um dich, und doch scheint Alles fest und ruhig. Ist es der Mondstrahl wieder, der durch die Büsche schlüpft, aus der Quelle trinkt und den Felsen küßt? Es ist als ob Elfen und Gnomen dich umkreisten. — Die Ferne ist deinem Blick nun verschleiert und dein Herz schlägt nicht mehr so stürmisch, dein Blick kehrt sich beschauend nach innen. Du sitzest unbeweglich, und weißt nicht, wie dir geschehen ist. Die Fenster der Schlösser glänzen so ungewöhnlich, die Wasser rauschen so seltsam, die Bäume flüstern so fremd — du möchtest dich auflösen in Gefühl und schließest die Augen. Da plötzlich wirst du von Lichtschimmer geblendet. Himmel! der Berg hat sich geöffnet und aus der Felsenpforte desselben strömt blitzender Glanz. Schatten strömen hinein. Sind es Menschen? Sind es Geister? Ihnen nach! Zwischen hohen Felsenwänden geht der unterirdische Weg, von tausend bunten magisch schimmernden Ampeln erhellt, das natürliche Gewölbe springt hoch empor, wundervolle Massen und Zacken greifen herab, die Wände weichen weit zurück und ein herrlicher Saal dehnt sich vor deinen Blicken; Lichtstrahlen brechen sich am hervorragenden Gestein, fernher rauscht von Felsenterassen zauberische Musik und ein liebliches Echo antwortet, wie von Dreadenchören gesungen. Dein beflügelter Fuß trägt das vom ungemeßnen Erstaunen zum selbstvergeßnen Entzücken überspringende Auge rasch weiter an wogendem Lichtglanz vorüber, durch Menschengedränge immer in weiten hohen Felsenhallen und plötzlich stehst du vor einem dunkel rauschenden Strome, auf dessen unheimlichem Spiegel der flackernde Schein der Lichter tausendfältig hüpft; aus der Felswand schlagen rothe Flammen heraus, bluten über das Wasser hin und gluthen die Wölbungen, wie Abendrothsschein; am jenseitigen Ufer winkt ein von Säulen gestütztes Tempeldach, ein Fährmann wartet im Kahn auf dich. Stehst du am Acheron oder am Styx? Ist jener Tempel Elysiums Pforte und diese kühle Fluth die Lethe? Brauchst du dich nur hinabzubeugen, eine Hand voll zu schöpfen und zu schlürfen, um auf ewig alles Erdenglück zu vergessen! Oder bist du in das Zauberschloß der Fee Phantasie selbst gerathen, der all das wunderreiche Gebiet gehört, das du geschaut und durchwandert? Ja, üppiges Gebilde der Phantasie war die ganze Pracht der Landschaft, aufgetaucht aus einer poetisch trunkenen Entzückung. Solche Haine, solche Thäler, solche Felsen mit Schlössern und Wasserfällen, mit Springbrunnen und Rasenteppichen, solche unterirdische Paläste voll Lichtglanz und Herrlichkeit gibt es auf unsrer armen Erde nicht; sie leben nur schattenhaft in den heißen Träumen eines Dichters. —

Du irrst, du irrst, glücklicher Günstling einer reichen Phantasie! Dies Eden ist wirklich! Es ist in unserm gesegneten Deutschland ein Ort, wo

du alles findest, wie es dir deine königliche Gönnerin mit rosenfarbenem Finger vorgemalt. Dies Feenreich liegt in meinem lieben Thüringen, an meinem heimischen herrlichen Thüringer Walde; es heißt Altenstein. Wie ich es dir beschrieben als reizendes Phantasiegemälde, so wirst du es dort in der That und Wahrheit sehen; die schwelgerischste Poesie ist hier zur wirklichen Erscheinung geworden. Doch betrachten wir die Reize dieses schier unvergleichlichen Naturparks und seine unterirdische Höhle nun einzeln und näher!

Nicht viel weiter als eine Meile vom nordwestlichen Beginn des Gebirgszugs des Thüringerwaldes, und noch ehe derselbe den weitschauenden Höhenpunkt des Inselberges erreicht, wirft er von Südosten hinab zwischen die Thäler der Schweina und des Steinbach und Kolmbach einen seiner Granitberge, auf welchem der überaus reizende Naturpark des herzogl. meiningischen Sommerschlosses Altenstein mit seinen pittoresken Abwechselungen sich fast eine Stunde weit ausdehnt. Wie Reinhardsbrunn auf der Nordseite, so bildet Altenstein auf der Südseite des Gebirges den schönsten Punkt; und beide liegen einander fast gegenüber. Man braucht von Reinhardsbrunn aus sich nur eine Stunde Wegs am Gebirgsfuß westwärts zu halten und dann über den Gebirgskamm zu steigen, so ist man nach einigen Stunden des köstlichsten Wegs voll bunter Abwechslung durch die tiefen Thäler bei Winterstein, über grüne, duftende Waldwiesen und durch äußerst freundliche Buchenwaldung, ehe man sich's versieht, im Altensteiner Park. Auf diesem unvergleichlichen Bergpfade läßt man das ragende Haupt des Inselberges zur Linken, und von einer Waldwiese — die sogenannte große Hirschbalz (Hirzbalz, auch unrichtiger Hirschpalz) welche gerade die Höhe des Gebirgszugs an dieser Stelle einnimmt und einen Sattel bildet, über welche der Rennstieg läuft, den man auf ihr durchschneidet, und von wo man eine entzückende Aussicht sowohl nördlich nach Thüringen bis zum Harz, als auch südlich nach Franken und auf die Kette der hohen Rhön und ihre Vorberge genießt, steigt man lehn und sanft nach Altenstein hinab. Ein andrer Weg von Reinhardsbrunn ist die Fahrstraße, die sich rechts von Winterstein und links von Schmeerbach den Bergrücken sanft hinauf zieht, neben der hohen imposanten Porphyrwand des Meisenstein vorbei und so allmälig auf den höchsten Gebirgszug hinaufsteigt, von wo sie ebenso wieder nach Altenstein hinabfällt. Eine Strecke lang geht sie mit dem Rennstiege zusammen. Wir wollen auf dieser Straße vor der Hand einige sehenswerthe Partien liegen lassen, um sie später aufzusuchen, ich meine den Gerberstein und die Luthersbuche mit dem Luthersbrunnen, und eilen jetzt nach dem Mittelpunkte des Ganzen, nach den Altensteiner Schloßgebäuden. Noch wandeln wir im Walde, da zeigen sich plötzlich nahe Dächer; wir werden bald inne, daß wir an der hintern Seite ansehnlicher Häuser stehen. Ein Portal in denselben ist der Straße geöffnet; wir schreiten durch dasselbe und stehen überrascht von dem freundlich schönen, gemüthlich heitern Anblick, der sich uns unerwartet darbietet. Wir nehmen wahr, daß die Durchfahrt, durch welche wir gekommen, den Mittelpunkt ei-

ner in großen Halbkreis ausschweifenden, schönen, im modernen Styl aufgeführten und zusammenhängenden Häuserreihe bildet. Vor uns breitet sich ein großer mit Kies belegter Platz und in der Mitte desselben ein üppig grünendes Rasenrondeel aus. Der Schmelz des letztern wird durch den Perlenschaum eines Springbrunnens gehoben, dessen Strahl aus dem im Mittelpunkte des Rasenplatzes gelegenen Bassin majestätisch zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe emporsteigt, und diesem anmuthigen Landschaftsbilde Leben und Bewegung gibt. Dem Häuserbogen gegenüber an der entgegengesetzten Grenze des großen Kreisplatzes stellt sich unserm Auge das im einfachen Style erbaute Schloß dar. Es ist nicht groß und hat nur zwei Etagen; kaum möchte man es ein Schloß nennen. Wir verbinden mit diesem Worte stets einen stolzen, viel umfassenden Begriff; wir denken an hohe, prächtige Baulichkeiten, die uns imponiren, an denen wir mit einer kalten Scheu emporblicken. Hier aber lacht aus Boskets und Baumgruppen ein äußerst heiteres Haus hervor, das einen rein ländlichen, dem Gemüth wohlthuenden Charakter trägt. Diese grünen Jalousien heimeln uns an, diese üppige Blumenflur, welche die Auffahrt schmückt, erwärmt mit Farben und Duft unser Herz; aus diesem netten Gebäude blickt uns kein stolzer, uns überwältigender Geist an, vielmehr ein stiller, bescheidener Geist der Liebe, der Milde, der Ordnung, des Vertrauens, eine süße Seele ungezwungener ländlicher Freude und harmlosen Glücks. Und wie das Aeußere, so ist das Innere des Schlosses beschaffen, einfach, gewinnend, wohlthuend, heiter und schön, ohne allen Prunk. Hohe, helle Räumlichkeiten, anmuthig und geschmackvoll verziert; überall ein farbiges Hereindrängen der kindlichen Blumenwelt! Es ist ein gar liebes Haus dieses Altensteiner Schlößchen!

Ehe wir in die durch sinnige Kunst verschönte Natur hinauswandeln, wollen wir uns die Wohnungen der Menschen, die, außer dem Schlosse, noch auf dieser sonnigen Höhe einladend glänzen, vollends näher betrachten. Sie befinden sich in dem hellen Gebäudehalbrund, durch dessen Portal wir vorhin in die schöne Scene getreten sind. Der rechte oder westliche Flügel desselben enthält den Gasthof mit seinen räumlichen, luftigen Lokalitäten, wo man eine gute, anständige und billige Bewirthung, und in der Regel ein sehr schmackhaftes Bier findet. Das mittlere Gebäude, unter welchem sich die Einfahrt öffnet, enthält die Wohnung eines Beamten und der linke Flügel besteht aus Zimmern für die Hofdienerschaft, und aus Stallungen für Wagen und Pferde, besonders für die Zucht des hiesigen blühenden Gestütes. Dieser Kreisplatz, eingerahmt von schimmernden Schlössern, von Bäumen und Sträuchen, Felsen und Hügeln, belegt mit weißem Kies und grünem Rasen, geschmückt mit der plätschernden Fontaine und dem zitternden Wasserspiegel ihres Bassin, gemahnt mich wie das glänzende, mit getriebenen Figuren und Arabesken versehene Silberschloß eines kostbar eingebundenen Buchs. Wie herrlich muß der Inhalt desselben sein, wenn sein Besitzer so viel Zier und Schmuck an Einband und Schloß anbringen ließ! Auf diese Blät-

ter muß ein geist- und herzerhebendes Gedicht aufgezeichnet worden sein, ein Meisterwerk eines Genius, dem die gütig gewährende Gottheit die Seele mild erleuchtete. Und so ist es auch. Altenstein ist ein schönes romantisches Gedicht, wie Reinhardsbrunn eine schöne Idylle ist. Freundlicher Leser, der du mich durch das Reinhardsbrunner Thal begleitet hast, gehe mit mir nun über die Altensteiner Höhen. Dort fanden wir einfache, hier werden wir mannigfache, reiche Schönheit der Natur finden, aber diese, wie jene füllen die Seele mit großen Gefühlen.

Wenden wir auf breiten anmuthigen von Blumenrabatten begleiteten Sandwegen den überall durch das genießende und staunende Auge zurückgehaltenen Fuß zuerst nach der rechten oder westlichen und südwestlichen Seite des Parks, so gelangen wir bald, in duftigem Waldschatten und in dessen kühlen Schleiern bergab wandelnd, zu zwei mächtigen schroffen Felsen, die durch eine Hängebrücke an ihren Gipfeln mit einander verbunden sind. Unser Weg leitet uns über den Gipfel des erstern Seinkoloß und die schwanke Brücke; wir stehen auf dem geebneten Haupte des untersten Felsen, und eine entzückende Aussicht thut sich vor uns auf. Diese etwas düster gehaltene Felsenpartie hat auch den schauerlichen Namen die Teufelsbrücke, aber es ist nicht die unheimliche böse Macht nach dem alttheologischen Begriff, vielmehr das neckende, scherzende Prinzip, der bockfüßige Hanswurst und Lustigmacher der deutschen Sage, wie er in dieser Gegend so oft auftritt, an den jener Name erinnert. Es ist gar ein gemüthlicher heitrer Teufel, der in diesen Bergen haust, und er verträgt einen derben hausbacknen Spas, läßt sich auch gar oft hinters Licht führen und zum Besten haben, ohne sich sonderlich darüber zu erzürnen und Rache an denen zu nehmen, welche sich solche Vertraulichkeiten mit ihm erlaubten. Ueberhaupt lebt er mit den Waldbewohnern auf einem guten geselligen Fuß und trägt zu ihrer Unterhaltung viel bei. Wir werden bei einzelnen Sagen auf diesen Punkt zurückkommen. Von unserm hohen und steilen Standpunkte gleitet das schwindelnde Auge zuerst in die grausige Tiefe des düster gähnenden Abgrunds zu unsern Füßen, aus welchem die stärksten und höchsten Bäume die Wipfel zu uns heraufzustrecken vermögen; von da steigt es auf die nahen romantischen Umgebungen, vom Bonifaziusfelsen weiter zum Schloß und der Felsenpyramide des Hohlestein mit ihrem von einem chinesischen Häuschen gekrönten Gipfel, dann zum Felsenkegel, auf dessen Haupt der riesige Blumenkorb ruht, mehr einem Obelisk vergleichbar, und in dieser Richtung hinüber in das schöne sanfte Werrathal, das wir fast von der Umgegend Meiningens bis zu Salzungen herab überschauen. Der Breitunger See, der Kreimer Teich, der Fluß und an seinen Ufern Dörfer und Städte gesäet, in seinen Niederungen hellgrüne Wiesen, höher hinauf nach den Bergen reiche Saatfelder und oben dunkele Waldungen, hinter die grotesken Berge der Rhön und zwischen ihr und der Werra im Mittelgrunde jenen Gebirgszug, der keinen besondern Namen führend, von den fränkischen Vorbergen aus nördlich streicht, und dessen höchste Punkte die

Geba, Stopfelskuppe und der Bleß bei Salzungen sind, die sich hier besonders schön darstellen. In der weitesten Ferne immer noch auftauchende von blauen Schleiern leicht überwebte Höhen, dies Alles vereinigt sich zu einem der lieblichsten Landschaftsbilder, voll Seele und Harmonie, voll lustathmender Schönheit, und schwerlich werden wir uns zu bald von der Bank wieder erheben, auf der wir Platz genommen, um unsrer Seele all die hohen Genüsse mit Muße durch das Auge zuzuführen *). — — Doch nun fort zu einem befriedigenden Kontraste! Vom hohen Felsenscheitel, der uns das Herz in die Ferne führte zu dem tiefen kleinen Thale **), rings beschränkt von mäßigen waldbewachsenen Höhen, zum Wasserfall und der Sennhütte, um die flüchtige Seele wieder zu sammeln und zu elegischen Einkehr in sich selbst zu vermögen! Durch einen engen Grund führt uns ein schattiger Waldpfad rasch bergab; wir biegen um eine Felsenecke, schweigender Frieden umfängt uns kühl, wie der Kuß eines ernsten Genius; ein klarer Bach schlängelt sich zu unsern Füßen, ein blumenumblühter klarer Weiher blitzt uns wie ein vom ersten Liebesschmerz überthränter Mädchenauge entgegen, und rauschend und plätschernd stürzt sich das Wiesen-Bächlein aus einem dunkeln Fichtenwäldchen hervorkommend, von der mäßig hohen Wand eines röthlichen Granitfelsen in mehrfache Strahlen getheilt und gebrochen, von silbernem Funkenregen umsprüht, von Klippe zu Klippe in den Weiher herab. Das Flüstern harmloser Wassergeister gleitet durch die Waldschatten und Baumhallen des Thalgrundes, wie das Gebet frommer Kinder durch eine stille Kirche säuselt, und der Gruß der ländlichen Najade dringt mit sanftem Geräusch, wie das Schmeichelwort eines blöden Landmädchens, an unser lauschendes gewonnenes Ohr. Ohnfern dem Wasserfalle und von ihm nur durch eine kleine Thalung getrennt steht auf der Spitze einer Höhe, Herenberg genannt, eine freundliche Sennhütte im Geschmack und Baustyl des Berner Oberlandes. An der Seite gehen zackige Felshörner zu Tage, der Gipfel ist mit dunkeln Fichtengruppen und Büschen besetzt, und um den Weiher blühen die zarten Spiräen mit ihren zahllosen weißen und röthlichen Blumen, schaukelt der schwankende Bohnenbaum seine hangenden goldnen Blüthentrauben, duftet der Himbeerstrauch, rauschen Schilf und Kalmus, aus welchem die Iris ihre goldnen Lilienglocken erhebt. Gegenüber der Sennhütte und dem Wasserfall, unten im Thalgrund, steht ein großer steinerner Tisch mit Ruhebänken, von denen aus wir die Schweizerlandschaft in Miniatur am schönsten überblicken. Hier läßt sich wundersüß träumen; die Najade kos't so melodisch vertraulich, die Baumgipfel neigen sich so leise, aus dem Fenster der Hütte blickt ein frisches Mädchengesicht, Alles umher ist abgeschlossene Ruhe, gesättigtes Glück. Da steigen freundliche Bilder der Vergangenheit, bunte Liebesträume in unsrer Seele auf, ein ro-

*) Der Wald, in welchem sich die Teufelsbrücke befindet, bis zum Wasserfall hinab, heißt das Pulverholz.

**) Der Eckezeller Grund.

fenrother Engel schreitet lächelnd hindurch und flüstert uns theure Namen zu. O ich habe auf dieser Stelle paradiesisch geträumt! In die gebrochenen blinkenden Silberadern des Bachs, die als Fälle schäumend in die Felsspalten niederquollen, wob sich mir glutstrahlend das himmlische Bild eines Weibes, das ich unsäglich geliebt. — — Vorüber! Vorüber! — — —

Auf dieser anmuthigen Höhe hat die durch die Schauer der Nachtseite unsres Geisteslebens, wie ein kindliches Engelsbild, mild hindurch lächelnde Sage einen unheimlich klingenden Namen zugeworfen; dort fanden wir die Teufelsbrücke, hier den Hexenberg. Aber es ist das Alles, wie wir sahen, gar nicht so schlimm gemeint. Die weltschauende Romantik jenes Teufelfelsen, und die abgeschlossene eng begrenzte Idyllennatur dieses Hexenthals bilden einen herrlichen Gegensatz. Dort ist das weite Reich des Herrschers, hier die enge Hauswirthschaft seiner schönen Unterthanin. Wir sind hier, wie ich unten weiter zeigen werde, mitten im Gebiet der furchtbaren Hexensage, aber es läßt sich in unsern Tagen gut und schön mit den hiesigen blauäugigen Hexchen verkehren.

Nun wieder aufwärts auf steigendem Pfade! Du kannst dich dann und wann vom angreifenden Gange auf einer Bank ausruhen, die sich dir anbietet; denn der Park ist reich an hölzernen und steinernen Ruhesitzen, und die entlegensten Partien haben deren aufzuweisen. Eine solche Bank mitten im dichtesten Walde ist von einem überragenden Felsenhaupte freundlich geschützt. Ein liebliches Ruheplätzchen, wie zur Zwiesprache eines herzigen Liebespaares gemacht! Schnell vorüberwandelnde Durchsichten bieten sich unserm Wege für kurze Augenblicke in das Schweinathal, auf das Glücksbrunner Schloß und auf das chinesische Häuschen. Sie fliegen wie neckische Mädchengrüße an uns vorbei und uns umfängt wieder der hehre schweigende Ernst des Waldes. Endlich treten wir heraus und stehen bald unter der großen Linde in der Nähe des Schlosses. Ein uralter, Ehrfurcht gebietender Baum! Weit und dichtlaubig breitet er seine Aeste schützend über ein kleines Amphitheater aus, das nach hinten steil aufsteigend an schön umgrünte Felsen lehnt. Dort sind ein Paar alte Steinsitze eingemauert, auf denen, der Sage nach, schon die Herren von Hund, die ehemaligen Besitzer Altensteins, sich süßer Muße erfreut haben. Einem Jahrhundert nach dem andern hat dieser königliche Baum grünen Schatten gegeben und wenn man den kräftigen Greis in seiner lebenvollen üppigen Blüthe prangen sieht, ahnt man, daß er das Jahrtausend voll machen wird. Unter solchem Baume überkommt einem ein mildes, mit dem Streit des Lebens versöhnendes Gefühl. Einer eisernen Zeit entsprossen, wuchs er kräftig durch blutige, dumpfe Tage; doch auch viel helles Morgenroth, viel junger Sonnenschein hing sich in seine Zweige, die er nun hoffnungsgrün der Zukunft entgegenstreckt. Geschlechter um Geschlechter legten sich zu seinen Füßen schlafen, er erwachte mit jedem Frühling wieder, und die Welt wurde immer schöner um ihn, bis ihn ein reizendes Paradies umgab, dessen Zierde er selber ist. Welch ein bedeutsames

Bild! Laßt uns vertrauend harren! Dieser Baum giebt uns di
wißheit, daß die Zukunft der Erde eine gute, segenbringende sein

Der schattige Raum unter dem duftenden Blattgewölbe der
dient den hohen Bewohnern des Schlosses an heißen Sommer
zum freien luftigen Speisesaal und kühlen Parlor. Man hat da
legenheit, einen sehr liebenswürdigen Fürsten in seinem ungezwu
nen häuslichen Kreise zu sehen und nach Befinden zu sprechen;
es hält nicht schwer, dem liberalen Herzog vorgestellt zu werden, n
man auch keinen hohen Rang aufzuweisen hat.

Der Linde schirmendes Obdach verlassend, ersteigen wir auf
quemen Steinstufen den Fels hinter derselben, der auf jedem se
mehrfachen Gipfel einen angenehmen Standpunkt bietet. Einer da
und der schönste ist mit einem kleinen im sogenannten gothischen S
erbauten Häuschen, die Ritterkapelle, geschmückt. Auch die M
lien sind in demselben Geschmacke gehalten, und die hohen umgit
ten Fenster enthalten ächte Glasmalereien von verschiedenem We
Geräthschaften und Embleme des Ritterthums entstammen der B
thenzeit desselben. So herrscht in dem kleinen Bau eine Harmon
die uns in jene elegische Stimmung versetzt, mit der wir meist d
entflohenen Geiste des Mittelalters nachzublicken pflegen. Wer L
hat, kann seinen Namen auch in ein hier aufliegendes Fremdenbu
schreiben. Wer aber erfüllt ist von den Wonneschauern, die ihm d
überschwengliche Natur in die Seele geworfen, der lese die Verse nich
die sich dürftige Phantasie in dies Buch abgezwungen. Nur wer die
Reize schweigend genießt, empfindet sie am wahrsten. Betrachten w
dafür lieber die besten der gemalten Fensterscheiben: den Einzug in d
Arche Noahs, die Salbung Sauls, Jesus und die Samariterin, de
Apostel Philipp u. a. oder ruhen wir auf den Bänken, welche die Ka
pelle außerhalb umgeben, und blicken durch die Oeffnungen, welch
Bäume und Zweige bilden, in das Werrathal hinab, oder auf di
Abstufungen des Baumgrüns nach dem Schlosse hin, wohin die wei
tere Aussicht von einer höhern Epheu überrankten Felswand verhin
dert wird. Unser nächstes Ziel sei der geebnete Gipfel dieses prächti
gen Steins; er heißt die Terasse. An der Vorderseite bauscht ein
großer äußerst pittoresker Felsblock mit den Ruinen eines alten run
den Thurms hervor. Wie die leere Puppenhülle noch am grünen
Blatt hängt, nachdem der Schmetterling ihr entflohen, so schmiegt
sich dieser Thurmrest, dem der Geist schon längst entwichen, an das
Grün der Gegenwart. Die Terasse ragt beträchtlich über die Ritter
kapelle empor und gewährt fast dieselbe Aussicht, wie die Teufels
brücke, manche Punkte sind hier dem Auge näher, manche dagegen
ganz entrückt. Am reizendsten stellt sich Glücksbrunn in der Tiefe
des Vordergrundes dar. Die hohe Rhön mit ihren Vorbergen liegt
wieder vom violetten zarten Aetherhauch der Ferne umflossen, wie
ein Madonnenbild von der Glorie, und der blaue Sehnsuchtskuß ih
rer Bergschönheit berührt lind und weich unser Auge.

Nachdem wir also mit immer neuer Lust die westlichen Parkan
lagen und Naturherrlichkeiten durchwandert und betrachtet, wenden

wir uns, auf den Schloßplatz zurückgekehrt, nach Osten, und hier stoßen wir denn zunächst auf den Bonifaciusfels, dessen Gipfel man auf einer mit Eisengeländern befriedigten Steintreppe ersteigt. Auf seiner vorspringenden Stirn ragt ein hohes starkes eisernes Kreuz majestätisch in die Luft, und an seinem Fuße erhebt sich eine kleine einfache Kapelle. Beide gelten der Verherrlichung des großen thüringischen Apostels, dessen von der Sage hochgefeierten Namen sie auch diesem Felsen auf ewige Zeiten eingedrückt hat, indem sie berichtet, der edle Heilverkünder habe auch hier, von diesem Felsen herabpredigend, allem Volke das Himmelslicht gespendet, in einer in den Fels hineingebauten Einsiedlerklause gelebt und ein Kirchlein erbaut. Die Geschichte weiß nichts davon. Aber auch die Sage verdient durch Denkmale geehrt und hochgehalten zu werden, damit die von Geschlecht zu Geschlecht fluthende Volkspoesie einen Hafen habe, einen Fels, um daran das Schifflein lustiger Stromfahrer zu befestigen. Noch im vorigen Jahrhundert stand an diesem Felsen eine hohe runde Mauer ohne Dach, die Ruine einer Kapelle, die man den Bonifaciusthurm nannte. An seiner Stelle steht jetzt ein kleines Häuschen, in Form einer Kapelle.

An der glatten Vorderwand des Felsen lies't man die Worte:

Gott.
Vaterland. Freiheit.
Friede.
MDCCCXIV.

Sie sollen, so gestellt, das mystische Lebenskreuz bedeuten, das immerdar Segen auf die Menschheit niederquillt, und sind der jugendlichen Begeisterung des regierenden Herzogs zur Zeit der Freiheitskriege und des kühnen Aufflammens hochherrlicher deutscher Kraft entsprungen. Man geht jetzt mit kummervollem oder satyrischem Lächeln an ihnen vorüber. In der Nähe des Bonifaciusfelsen soll noch eine zweite Burg gestanden haben, die Neuenburg oder Nauenburg, doch ist ihre Existenz in das Gebiet der Sage zu verweisen, und deshalb sei später von ihr die Rede. Ein anderer nicht minder hoher Fels, mit einem riesigen Blumenkorbe gekrönt, der aus der Ferne schon oft unsre Aufmerksamkeit auf sich zog, giebt unsern Schritten nun die nächste Richtung. Wir langen bald vor einem imposanten natürlichen Obelisken an, auf dessen über 70 Fuß hohem Gipfel der schön gearbeitete steinerne Blumenkorb steht, (von ovaler Form und etwa 20 Fuß im Umfange), welcher der ganzen Partie den Namen gegeben und aus welchem vom Frühling bis zum Herbst stets die zeitigen Blumen emporsprossen. Man kann über die Bergwand, an welche sich der Fels hinten anlehnt, auf schmalen in den Stein hinein gehauenen Stufen bis zu der in ihrer Art einzigen Antophora hinaufsteigen, und wird sich oben von herzerquickender Fernsicht belohnt finden. Dieser Felsenkegel mit seiner blühenden und duftenden Krone bildet ein Denkmal der Mutter des Herzogs Georg von Meiningen, Vaters des jetzigen Herzogs Bernhard, und am Fuße des Felsen in einer natürlichen Nische desselben steht auf einer schön ge-

arbeiteten steinernen Ruhebank die Büste dieser Fürstin. Charlott Amalia, Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal, g boren 1730, zweite Gemahlin des durch Geist und barokke Eigen genthümlichkeit bekannten Herzog Anton Ullrich, regierte, kraft de Verordnung ihres 1763 gestorbenen Gemahls, als Obervormünderi ihrer beiden unmündigen Prinzen, mit Weisheit und Milde, bis de ältere, Herzog Karl 1776 die Regierung antrat, die er 1782 mit sei nem Bruder theilte, aber auch noch in demselben Jahre durch den Tod hinweggerafft, demselben allein überlassen mußte. Die Herzogin starb 1801 von ihrem Volke, dessen Liebe sie durch jede Regententu gend sich erworben hatte, aufrichtig betrauert, und ihr Sohn ehrte ihr Andenken durch diesen Stein, der es auf die späteste Nachwelt verpflanzen wird. So ist dieser Blumenkorb ein sinniges Symbol des fort und fort blühenden Segens, den Fürstentugend in die Herzen des Volks säet. Möchten doch in Deutschland viele solcher Blumen körbe stehen und solcher gesegneten Herzen schlagen! Möchten über all solche Glücksblumen blühen!

Und nun den Hügel hinab auf einsamen Waldpfaden, durch üp pige Anpflanzungen von Weimuthskiefern und andern seltnen Holzar ten, nach dem reizendsten aller Punkte, zum Hohlenstein! Wir haben eine Viertelstunde zu wandern und rasten deshalb gern einige Augenblicke auf einer romantisch gelegenen, von Linden umpflanzten Felsbank. Auch können wir erst die Drachenhöhle, einen unter irdischen Felsengang besuchen, der zu einer etwa 20 Fuß ins Geviert haltenden Höhle mit einem Seitenkämmerchen, worin sonst ein Dra che aufgestellt war, führt. Wir treten dann hinaus in eine wilde Felsengegend. Ungeheure Blöcke haben sich an den Berghang gela gert, kolossale Steinmassen wunderbar phantastisch übereinander ge thürmt. Aus der saftigen Vegetation des Waldes, aus dem grünen Leben der blühenden Landschaft treten wir plötzlich in die kahle dro hende Felswüste. Der schnelle Contrast ist unvergleichlich. Der Stein rieſe, der unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt, steht isolirt und sein graues Haupt trägt wieder eine prächtige Krone. In der That nimmt sich das chinesische Häuschen auf der Kuppe des Hohlensteins aus der Ferne wie eine deutsche Königskrone aus. Eine hohe Grotte wölbt sich unten in den Felsen hinein, die sich hinten zu einer Spalte verengt. In diese ist eine doppelte Aeolsharfe aufge stellt, die bei sanftem Westwind, wenn ihre Thüren geöffnet werden, wehmüthige Klänge in das Thal hinabsäuselt. Dann in der Halle sitzen, den Blick hinab in die mit ätherischem Duft röthlich-blau über hauchte Thalferne gerichtet, und die Seele den fliehenden Geistern dieser Naturlaute mitgeben, ist ein Genuß, dessen Darstellung kein Wort, keine Feder vermag. Steigen wir mit mächtig bewegtem klang erfülltem Herzen auf Stufen, die in den Stein gearbeitet und mit Eisengeländern versehen sind, zu dem herrlichen Felsenschlößchen hin auf! Treten wir mit tiefaufathmender Brust in das nette freundliche Häuschen, dessen Baustyl uns an das Volk der gemüthlichen Be schränktheit erinnert! Es macht einen schönen Gegensatz zum über

schwenglichen Reichthum der erhabenen Aussicht. Jedes Fenster und die Thüre ist der Rahmen zu einem herrlichen Bilde. Von der Abendröthe geküßt, von Westwinden umschmeichelt, von Aeolsharfenklängen umhaucht, von der verduftenden Ferne liebend angeblickt, wirst du auf dieser Höhe gotttrunken, naturselig verstummen; dein Herz wird ein großes tiefes Gefühl sein, das nichts von Worten weiß. Fühle dich aus, fühle dich aus, wonneüberschüttetes Herz! Laß sie alle verklingen, verschweben die süßen Schauer, die über deine zartesten Nerven laufen! Solche Stunden kommen nicht oft im Leben; man muß mit ihren Gaben geizen. Die Prosa wartet schon wieder auf dich, wenn du von diesen Bergen hinabsteigst. Sammle dir hier einen Schatz, den du ihr als schirmende Aegide entgegen hältst, damit sie dich nicht bewältige.

An die Felsen des Hohlenstein kettet sich eine uralte düster-prophetische Volkssage:

Unter ihnen im Schooß des Berges ist ein unergründlicher See voll fluthenden, losen Wasserschwalls. Man hört es an den Löchern im Gestein dumpf heraufbrausen. Einst nun wird ein Tag kommen, an welchem der Felsenriese mit seinen Brüdern mit Donnerkrachen in den Berg stürzen und im See versinken wird. Die trüben Wasser des Sees werden herausstürzen und die ganze Gegend ersäufen, so daß sie einem Meere gleichen wird, aus welchem die Spitzen der höchsten Berge als Inseln hervorragen. Mit den Wogen werden furchtbare Ungeheuer aus dem Berge stürzen, und die Menschen, welche von jenen verschont bleiben, werden von diesen verschlungen werden. Dies ist eine Weissagung der Sibylle. — Eine andere Sage erzählt, die ganze Gegend sei früher schon ein großer See gewesen; der Berggeist habe aber die Höhlung in den Hohlenstein geschlagen, und da hinab sei alles Wasser in den Berg hinein gelaufen. — Als die große Höhle in diesem Berge entdeckt wurde, fürchteten viele alte Leute, die prophezeite Sündfluth werde nun hervorbrechen. —

Nun, mein Freund, komm nur noch einige Schritte mit mir ostwärts in die malerische Felsengruppe hinein; sieh die nächstvorliegenden Steinwände öffnen sich zu einer natürlichen Pforte; du stehst am Morgenthor. Blicke hindurch, aber halte dein Herz fest, daß es dir nicht überselig aus der Brust springe! Hier ist der Triumph aller Altensteiner Fernsichten. Durch die Felsen hindurch und über ihre Häupter hinweg blickst du hinab in die grüne Thalung, die sich nordwestlich nach Steinbach hinaufzieht; an sie reihen sich die Alleen und Häuserreihen der vereinigten Dörfer Grumbach und Liebenstein, höher springt die Ruine des alten Liebenstein von ihrer malerischen Waldhöhe dir ins Auge, darüber hinaus baut sich im Hintergrunde die Terassenkette des Thüringerwaldes grün und blau empor; der hohe Dollmar bildet nach Meiningen zu den Uebergang zu andern Bergreihen, in denen man die Geba, den Hohnenberg u. A. an ihrer Abzeichnung am Horizont erkennt. Weiter nach Süden begrüßen wir den Zug der Vorderrhön wieder. Vor diesen stellt sich uns der hohe Bleßberg in seiner thronähnlichen Erhebung äußerst imposant dar,

und von ihm laufen nach Osten und Westen die kleinern Be
allmähliger Abstufung aus. Südwestlich im Rhönezug könne
den abentheuerlich gestalteten Ochsenkopf und den Beier sog
kennen. In dieser Richtung, nur zwei Stunden entfernt, lieg
das Dorf Möhra, wo Luther gezeugt wurde, und dort sieht
noch das Haus, wo seine Eltern und sein Bruder Jakob wo
Noch leben hier Nachkommen des Bruders seines Vaters, und
würdiger Weise hat sich in den Physiognomien der kräftigen
nergestalten die Aehnlichkeit mit den Zügen des großen Reform
wie ein wunderbarer Segen erhalten. Ich kannte als Knabe
Hirten von Möhra, Namens Luther, der als Taglöhner das Gra
den Wiesen meiner Eltern mähete, und den ein Unwissender
denklich für das Original der getroffensten Lutherbilder genommen
ben würde. Noch erinnere ich mich deutlich, daß der Anblick d
Mannes — und ich konnte ihn stundenlang ansehen — mich mit
wohlthuenden Schauern scheuer Ehrfurcht erfüllte; mir war's,
müsse auch der Geist seines großen Ahn, dessen Gestalt er trug,
ihm wohnen, nur in Schlummer gehalten und gefeit. Ich war
Knabe ein wunderlicher Träumer. Als sich 1817, geweckt von
durch das Reformationsjubiläum erzeugten höhern Theilnahme an
lem, was Luthers Person betraf, ein Verein bildete, seine Nachk
men aufzusuchen und zu unterstützen, wurden die beiden Söhne
erwähnten Hirten Luther in die Erziehungsanstalt zu Keilhau unt
gebracht. Der ältere, der sich später in Berlin und Wittenberg
Theologie widmete, ist jetzt in derselben Stadt Superintendent, v
wo sein Ahn das Licht der Reformation ausgehen ließ; der jüng
wurde Maurermeister. Die Badegäste von Liebenstein pflegen di
kleine unscheinbare Dorf zu besuchen und mit frommen Gefühlen
der Stelle zu verweilen, wo der Himmel den ersten Keim zu eine
Baume legte, in dessen Schatten die Wahrheit aufblühen konnte. A
ich als Kind zum ersten male vor diesem Hause stand, weinte ich la
vor unbeschreiblich mächtiger Bewegung: ich zitterte an allen Glie
dern und wäre fast zu Boden gestürzt; alle Gegenstände umwoben
sich mir mit einem Heiligenschein. Seit jenem Tage war ich stol
darauf, daß Luther mein Landsmann, ein Thüringer gewesen war,
und daß meine Heimath von der seinigen nur zwei Stunden entfern
lag. Gott weiß es, welche heilige Vorsätze meine kindliche Begeistrung
damals faßte, und wenn ich kein großer Mann geworden bin, so lag
es wahrlich nicht an der tiefen Erschütterung jener Stunde. Man
sollte empfängliche Kinder öfter an solche durch große Erinnerungen
geheiligte Orte führen; die Wirkungen würden ihrem spätern Leben
zu gut kommen; denn ethische, begeisterte Aufregung hat immer heil-
same Folgen. Wahrlich eine Stunde an solcher Stelle, einen Tag
in solchem Naturtempel, wie Altenstein, thut mehr als ein Jahr schläf-
rige Religionslehre. Ich war freilich als Knabe besonders glücklich.
Mit Lernen nicht viel geplagt, wuchs ich mitten in einer an Reizen
und Erinnerungen überaus reichen Natur auf. Volkspoesie und Sage
hatten mich aus der Taufe gehoben. Nach Altenstein hatte ich nur

eine Stunde Wegs, und welchen Weg! Durch ein anmuthiges bachdurchhüpftes Thal über den Gebirgskamm, den Rennstieg durchschneidend über duftende Waldwiesen durch den prächtigsten Buchenhain, und dann auf einer durch eine große historische Erinnerung klassisch gewordenen Straße; nicht viel weiter war mein Weg nach Wilhelmsthal, nach der Wartburg nicht volle drei Stunden, denn ich kannte die Nebenpfade durch das einsamste Holz. Welche heiligen Entzückungen haben nur die Aeolsharfen des Hohlensteines mir in die Kindesseele gegossen! Sie haben mich frömmer gemacht als alle auswendig gelernten nüchternen Gebete. Der Zauber, der von jenen Bergen und Felsen, Hainen und Grotten ausging, wie ein Lichtschein, lebt ewig jung und glänzend fort in meiner Seele, und sie selbst liegen mir stets im Morgenrothe der Kindheit. Das ist der freundliche Bergsegen meiner Jugend, er hat mich gestärkt für meinen sauern Weg durch die Schneefelder, Steppen und Wüsten meines spätern Lebens.

Doch es ist Nacht geworden; kehren wir zum gastlichen Hause Altensteins zurück. Morgen ist Sonntag und die Höhle erleuchtet. Den übrigen Tag wollen wir dazu anwenden, uns in der Umgegend umzusehen.

Die terrassenförmigen Mauern und der Thurmrest hinter dem Schlosse gehörten einst einer stattlichen Burg an, die mehr noch den Namen Markgrafenstein als Altenstein führte. Gewiß hieß sie in alten Zeiten nur Stein, und erhielt wohl zur Zeit der thüringischen Markgrafen, wo sie der Sitz eines solchen gewesen sein mag, den ersteren Namen, später, als Liebenstein gebaut war zum Unterschied von demselben als ältere Burg den letzteren. Ihre Entstehung so wie ihre früheren Schicksale ruhen in geschichtlicher Nacht. Urkunden des zwölften Jahrhunderts nennen zuerst den Ritter Ludwig von Frankenstein als Besitzer des Markgrafensteins. Die Stammburg dieses reichen und mächtigen Geschlechts lag nur zwei Stunden von hier bei dem Kloster Allendorf, am rechten Ufer der Werra, der Stadt Salzungen schräg gegenüber, und fast die ganze Umgegend gehörte ihm an. Auch daß Ludwigs Enkel Altenstein besaßen, ist aus einer Theilung derselben von 1186 bekannt. Wahrscheinlich nannten sich diese Frankensteine nun „von Stein", denn es traten als Herren der Burg auf Otto de Lapide, Poppo (1248), Heinrich (1270), Götz (1280) desselben Namens. Heinrich verkaufte es an seinen Schwiegersohn Günther von Salza, und von einem Nachkommen desselben, Friedrich von Salza brachte es der Landgraf von Thüringen Friedrich der Schöne oder Ernsthafte im sogenannten thüringischen Grafenkrieg 1346 durch Kauf an sich, und legte eine Besatzung hinein, um den Streifereien des Kriegsvolks, welches sein Feind, der Graf Heinrich von Henneberg auf dem Scharfenberg unterhielt, Einhalt zu thun.*) Später finden wir die

*) Eine ausführliche Erzählung dieser bedeutenden Fehde wird in den Beschreibungen von Scharfenberg und Wartburg gegeben werden.

Burg wieder im Besitz Wetzilos von Stein, an den sie wahrlich nur pfandweise gekommen war; denn im Jahre 1492 gab Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder der Herzog (auch Kurfürst) Johann der Beständige, die Burg und das Antenstein als ihr freies Eigenthum als Belohnung treuer Dienerem Thürhüter Hans Hund von Wenkheim zu Lehen. Dieser Hans Hund hatte mit dem Kurfürsten Friedrich die Meerfahrt Palästina 1493 gemacht. Schon 1505 starb er und bald nach sein einziger unvermählter Sohn. Die Fürsten gaben das aberöffnete Lehn ihrem Amtmanne zu Gotha Burkhard von H Bruder des verstorbenen Hans. Dieser Burkhard war es, der Kaspar von Berlepsch, Schloßhauptmann auf Wartburg, auf fehl des Kurfürsten den von Worms kommenden Luther, welcher ne Verwandten in Möhra besucht hatte, nördlich von Altenstein Walde auf der Straße nach Waltershausen zu am 4. Mai aufhob und nach Wartburg in Sicherheit brachte.

Christoph von Hund, Burkhards Sohn, gerieth in der Sch bei Mühlberg 1547 mit seinem unglücklichen Herrn, dem Kurfü Johann Friedrich dem Hochherzigen, den er tapfer vertheidigte, kaiserliche Gefangenschaft. Seine fünf Söhne, von denen einer E Friedrich, die Burg 1580 neu erbauete, führten das Geschlecht Hunde noch fast zweihundert Jahre fort und Altenstein blieb Wohnsitz desselben. Am 10. Juli 1722 starb der letzte Edle H von Wenkheim und wurde im Erbbegräbniß seiner Väter zu Schna begraben. Diese Beerdigung des letzten Ritters eines so berüh ten Stammes war mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. drei fürstlichen Brüder, die gemeinschaftlich regierenden Herzöge Meiningen Ernst, Friedrich und Anton Ulrich, denen Altenstein eröffnetes Lehn zusiel, waren zugegen, die Leiche wurde mit ei Trauermusik in die Gruft gesenkt, und Adam von Buttler, der nä ste Verwandte, trat an das Grab und sprach:

„Da durch den tödtlichen Hintritt des weiland hochwohlgebnen Herrn, Herrn Eberhard Friedrich Hund von Wenkheim zu Altenstein, dem letzten dieses Namens und Stammes, das von vielen Jahrhunderten her sehr berühmt gewesene Geschlecht derer Hu von Wenkheim gänzlich erloschen ist, also werden, eingeführter u löblicher Ordnung und Gewohnheit nach, die Insignien dieses erl schenen Geschlechts nunmehr zerbrochen, nämlich Wappen, Schi und Helm, nebst dem Insiegel, und sodann in die Gruft beigele und begraben. Es nimmt also dieses preiswürdige Geschlecht, w alles Andre in der Welt, nach dem Ausspruche des weisen Seneka quidquid ad summum venit, incremento non relinquit locum*) hiermit ein Ende." Hierauf wurden vom Trauerherold Schwer und Schild zerbrochen und mit den übrigen Insignien in das Gra geworfen.

Es ist passend hier, wo der Untergang dieses Rittergeschlecht

*) Was bis zum höchsten Gipfel kommt, hat keinen Platz mehr zum wachsen.

erzählt worden ist, auch seines sagenhaften Ursprungs zu gedenken. Zwar gehört diese Sage durchaus nicht dem Altensteine, sondern nur dem großen Geschlechte der Hunde an, aber der Volksmund, der nun einmal eine Localität haben will, an welche er seine Kränze aufhänge, hat sie dennoch an die alte Burg angeheftet und sie wird gleichsam als zu derselben gehörig, die Ruinen lange überleben.

Zur sittenstrengen Frau eines Ritters, der ein Graf von Henneberg gewesen sein soll, und die man für jene Margarethe hält, welche 1276 in Holland starb, kam ein armes Weib und bat um eine Gabe für die von ihr gebornen Drillinge (oder Zwillinge). Die Edelfrau aber schmälte statt zu geben mit der also reich gesegneten Mutter und schalt sie eine Ehebrecherin, denn unmöglich könne sie von eines Mannes Umarmung drei Kinder empfangen haben. Da rief die bitter gekränkte Arme: Möge mich Gott an euch rächen und euch sieben Kinder aus eures Eheherrn Umarmung gebären lassen, und ging weinend davon.*) Gleich darauf fühlte die Rittersfrau Mutterhoffnungen und brachte, in Abwesenheit ihres Eheherrn, sieben (oder dreizehn) Knäblein zur Welt, alle frisch und munter. Jetzt überkam sie große Furcht, daß ihr die Unbill vergolten worden und ihr Gemahl wie die Welt sie für eine Ehebrecherin halten würde, deshalb befahl sie einer vertrauten Dienerin, das stärkste der Knäblein auszusuchen, die übrigen sechs aber ins Wasser zu tragen. Die Magd that, nach dem blutigen Gebot, die Knäblein in einen Korb, warf einen Mantel darüber und machte sich auf den Weg. Hier aber begegnete ihr unversehens der Edelherr und fragte sie, was sie in dem Korbe trüge. Junge Hunde, entgegnete das Weib bebend vor Angst. Der Ritter aber schlug den Mantel zurück, um zuzusehen, ob nicht einer oder der andre der Hündlein des Aufziehens werth sei. Die Dienerin bekannte dem erstaunten und zornigen Herrn Alles, er legte ihr Verschwiegenheit auf, nahm die Kinder und brachte sie einem Köhler, der sie im tiefen Walde erzog, bis sie zwölf Jahre alt geworden waren. Eines Tags, als die Edelfrau das Geburtsfest ihres siebenten Sohnes, den sie zurückbehalten, zu feiern sich anschickte, brachte ihr Gemahl die sechs gleich gekleideten Brüder heimlich auf die Burg, und fragte nun sein Weib von ohngefähr: welche Strafe wohl eine Mutter verdiene, welche ihr neugebornes Kind wie einen jungen Hund ins Wasser tragen und ersäufen lasse. Nicht ahnend, daß ihre Unthat entdeckt sei, antwortete sie: den Feuertod. — So müßtest du sechsfachen Tod durch die Flammen leiden! rief der Ritter und führte die Knaben vor die Augen der entsetzten Mutter mit den Worten: Sieh deine Hunde! Der Ritter ließ das Urtheil, das sich

* Eine andre Version der Sage stattet die Edelfrau mit verabscheuungswürdiger Grausamkeit aus, indem sie die Bettlerin wegen vermeintlichen Ehebruchs hinrichten ließ. Auf der Richtstätte verfluchte die Unglückliche die Herrin dreizehn Kinder auf einmal von ihrem Gemahl gebären zu müssen, damit dadurch ihre, der zum Tode Geführten, Unschuld an den Tag komme.

Geba, Stopfelskuppe und der Bleß bei Salzungen sind, die sich hier besonders schön darstellen. In der weitesten Ferne immer noch auftauchende von blauen Schleiern leicht überwebte Höhen, dies Alles vereinigt sich zu einem der lieblichsten Landschaftsbilder, voll Seele und Harmonie, voll lustathmender Schönheit, und schwerlich werden wir uns zu bald von der Bank wieder erheben, auf der wir Platz genommen, um unsrer Seele all die hohen Genüsse mit Muße durch das Auge zuzuführen *). — — Doch nun fort zu einem befriedigenden Kontraste! Vom hohen Felsenscheitel, der uns das Herz in die Ferne führte zu dem tiefen kleinen Thale **), rings beschränkt von mäßigen waldbewachsenen Höhen, zum Wasserfall und der Sennhütte, um die flüchtige Seele wieder zu sammeln und zur elegischen Einkehr in sich selbst zu vermögen! Durch einen engen Grund führt uns ein schattiger Waldpfad rasch bergab; wir biegen um eine Felsenecke, schweigender Frieden umfängt uns kühl, wie der Kuß eines ernsten Genius; ein klarer Bach schlängelt sich zu unsern Füßen, ein blumenumblühter klarer Weiher blitzt uns wie ein vom ersten Liebesschmerz überthräntes Mädchenauge entgegen, und rauschend und plätschernd stürzt sich das Wiesen-Bächlein aus einem dunkeln Fichtenwäldchen hervorkommend, von der mäßig hohen Wand eines röthlichen Granitfelsen in mehrfache Strahlen getheilt und gebrochen, von silbernem Funkenregen umsprüht, von Klippe zu Klippe in den Weiher herab. Das Flüstern harmloser Wassergeister gleitet durch die Waldschatten und Baumhallen des Thalgrundes, wie das Gebet frommer Kinder durch eine stille Kirche säuselt, und der Gruß der ländlichen Najade dringt mit sanftem Geräusch, wie das Schmeichelwort eines blöden Landmädchens, an unser lauschendes gewonnenes Ohr. Ohnfern dem Wasserfalle und von ihm nur durch eine kleine Thalung getrennt steht auf der Spitze einer Höhe, Herenberg genannt, eine freundliche Sennhütte im Geschmack und Baustyl des Berner Oberlandes. An der Seite gehen zackige Felshörner zu Tage, der Gipfel ist mit dunkeln Fichtengruppen und Büschen besetzt, und um den Weiher blühen die zarten Spiräen mit ihren zahllosen weißen und röthlichen Blumen, schaukelt der schwankende Bohnenbaum seine hangenden goldnen Blüthentrauben, duftet der Himbeerstrauch, rauschen Schilf und Kalmus, aus welchem die Iris ihre goldnen Lilienglocken erhebt. Gegenüber der Sennhütte und dem Wasserfall, unten im Thalgrund, steht ein großer steinerner Tisch mit Ruhebänken, von denen aus wir die Schweizerlandschaft in Miniatur am schönsten überblicken. Hier läßt sich wundersüß träumen; die Najade kos't so melodisch vertraulich, die Baumgipfel neigen sich so leise, aus dem Fenster der Hütte blickt ein frisches Mädchengesicht, Alles umher ist abgeschlossene Ruhe, gesättigtes Glück. Da steigen freundliche Bilder der Vergangenheit, bunte Liebesträume in unsrer Seele auf, ein ro-

*) Der Wald, in welchem sich die Teufelsbrücke befindet, bis zum Wasserfall hinab, heißt das Pulverholz.

**) Der Eckezeller Grund.

senrother Engel schreitet lächelnd hindurch und flüstert uns theure Namen zu. O ich habe auf dieser Stelle paradiesisch geträumt! In die gebrochenen blinkenden Silberadern des Bachs, die als Fälle schäumend in die Felsspalten niederquollen, wob sich mir glutstrahlend das himmlische Bild eines Weibes, das ich unsäglich geliebt. — — Vorüber! Vorüber! — — —

Auf dieser anmuthigen Höhe hat die durch die Schauer der Nachtseite unsres Geisteslebens, wie ein kindliches Engelsbild, mild hindurch lächelnde Sage einen unheimlich klingenden Namen zugeworfen; dort fanden wir die Teufelsbrücke, hier den Hexenberg. Aber es ist das Alles, wie wir sahen, gar nicht so schlimm gemeint. Die weitschauende Romantik jenes Teufelfelsen, und die abgeschlossene eng begrenzte Idyllennatur dieses Hexenthals bilden einen herrlichen Gegensatz. Dort ist das weite Reich des Herrschers, hier die enge Hauswirthschaft seiner schönen Unterthanin. Wir sind hier, wie ich unten weiter zeigen werde, mitten im Gebiet der furchtbaren Hexensage, aber es läßt sich in unsern Tagen gut und schön mit den hiesigen blauäugigen Herchen verkehren.

Nun wieder aufwärts auf steigendem Pfade! Du kannst dich dann und wann vom angreifenden Gange auf einer Bank ausruhen, die sich dir anbietet; denn der Park ist reich an hölzernen und steinernen Ruhesitzen, und die entlegensten Partien haben deren aufzuweisen. Eine solche Bank mitten im dichtesten Walde ist von einem überragenden Felsenhaupte freundlich geschützt. Ein liebliches Ruheplätzchen, wie zur Zwiesprache eines herzigen Liebespaares gemacht! Schnell vorüberwandelnde Durchsichten bieten sich unserm Wege für kurze Augenblicke in das Schweinathal, auf das Glücksbrunner Schloß und auf das chinesische Häuschen. Sie fliegen wie neckische Mädchengrüße an uns vorbei und uns umfängt wieder der hehre schweigende Ernst des Waldes. Endlich treten wir heraus und stehen bald unter der großen Linde in der Nähe des Schlosses. Ein uralter, Ehrfurcht gebietender Baum! Weit und dichtlaubig breitet er seine Aeste schützend über ein kleines Amphitheater aus, das nach hinten steil aufsteigend an schön umgrünte Felsen lehnt. Dort sind ein Paar alte Steinsitze eingemauert, auf denen, der Sage nach, schon die Herren von Hund, die ehemaligen Besitzer Altensteins, sich süßer Muße erfreut haben. Einem Jahrhundert nach dem andern hat dieser königliche Baum grünen Schatten gegeben und wenn man den kräftigen Greis in seiner lebenvollen üppigen Blüthe prangen sieht, ahnt man, daß er das Jahrtausend voll machen wird. Unter solchem Baume überkommt einem ein mildes, mit dem Streit des Lebens versöhnendes Gefühl. Einer eisernen Zeit entsprossen, wuchs er kräftig durch blutige, dumpfe Tage; doch auch viel helles Morgenroth, viel junger Sonnenschein hing sich in seine Zweige, die er nun hoffnungsgrün der Zukunft entgegenstreckt. Geschlechter um Geschlechter legten sich zu seinen Füßen schlafen, er erwachte mit jedem Frühling wieder, und die Welt wurde immer schöner um ihn, bis ihn ein reizendes Paradies umgab, dessen Zierde er selber ist. Welch ein bedeutsames

Bild! Laßt uns vertrauend harren! Dieser Baum giebt uns die Gewißheit, daß die Zukunft der Erde eine gute, segenbringende sein wird.

Der schattige Raum unter dem duftenden Blattgewölbe der Linde dient den hohen Bewohnern des Schlosses an heißen Sommertagen zum freien luftigen Speisesaal und kühlen Parlor. Man hat da Gelegenheit, einen sehr liebenswürdigen Fürsten in seinem ungezwungenen häuslichen Kreise zu sehen und nach Befinden zu sprechen; denn es hält nicht schwer, dem liberalen Herzog vorgestellt zu werden, wenn man auch keinen hohen Rang aufzuweisen hat.

Der Linde schirmendes Obdach verlassend, ersteigen wir auf bequemen Steinstufen den Fels hinter derselben, der auf jedem seiner mehrfachen Gipfel einen angenehmen Standpunkt bietet. Einer davon und der schönste ist mit einem kleinen im sogenannten gothischen Styl erbauten Häuschen, die Ritterkapelle, geschmückt. Auch die Mobilien sind in demselben Geschmacke gehalten, und die hohen umgitterten Fenster enthalten ächte Glasmalereien von verschiedenem Werth. Geräthschaften und Embleme des Ritterthums entstammen der Blüthenzeit desselben. So herrscht in dem kleinen Bau eine Harmonie, die uns in jene elegische Stimmung versetzt, mit der wir meist dem entflohenen Geiste des Mittelalters nachzublicken pflegen. Wer Lust hat, kann seinen Namen auch in ein hier aufliegendes Fremdenbuch schreiben. Wer aber erfüllt ist von den Wonneschauern, die ihm die überschwengliche Natur in die Seele geworfen, der lese die Verse nicht, die sich dürftige Phantasie in dies Buch abgezwungen. Nur wer diese Reize schweigend genießt, empfindet sie am wahrsten. Betrachten wir dafür lieber die besten der gemalten Fensterscheiben: den Einzug in die Arche Noahs, die Salbung Sauls, Jesus und die Samariterin, den Apostel Philipp u. a. oder ruhen wir auf den Bänken, welche die Kapelle außerhalb umgeben, und blicken durch die Oeffnungen, welche Bäume und Zweige bilden, in das Werrathal hinab, oder auf die Abstufungen des Baumgrüns nach dem Schlosse hin, wohin die weitere Aussicht von einer höhern Epheu überrankten Felswand verhindert wird. Unser nächstes Ziel sei der geebnete Gipfel dieses prächtigen Steins; er heißt die Terasse. An der Vorderseite bauscht ein großer äußerst pittoresker Felsblock mit den Ruinen eines alten runden Thurms hervor. Wie die leere Puppenhülle noch am grünen Blatt hängt, nachdem der Schmetterling ihr entflohen, so schmiegt sich dieser Thurmrest, dem der Geist schon längst entwichen, an das Grün der Gegenwart. Die Terasse ragt beträchtlich über die Ritterkapelle empor und gewährt fast dieselbe Aussicht, wie die Teufelsbrücke, manche Punkte sind hier dem Auge näher, manche dagegen ganz entrückt. Am reizendsten stellt sich Glücksbrunn in der Tiefe des Vordergrundes dar. Die hohe Rhön mit ihren Vorbergen liegt wieder vom violetten zarten Aetherhauch der Ferne umflossen, wie ein Madonnenbild von der Glorie, und der blaue Sehnsuchtskuß ihrer Bergschönheit berührt lind und weich unser Auge.

Nachdem wir also mit immer neuer Lust die westlichen Parkanlagen und Naturherrlichkeiten durchwandert und betrachtet, wenden

wir uns, auf den Schloßplatz zurückgekehrt, nach Osten, und hier losen wir denn zunächst auf den Bonifaciusfels, dessen Gipfel man auf einer mit Eisengeländern befriedigten Steintreppe ersteigt. Auf seiner vorspringenden Stirn ragt ein hohes starkes eisernes Kreuz majestätisch in die Luft, und an seinem Fuße erhebt sich eine kleine einfache Kapelle. Beide gelten der Verherrlichung des großen thüringischen Apostels, dessen von der Sage hochgefeierten Namen sie auch diesem Felsen auf ewige Zeiten eingedrückt hat, indem sie berichtet, der edle Heilverkünder habe auch hier, von diesem Felsen herabpredigend, allem Volke das Himmelslicht gespendet, in einer in den Fels hineingebauten Einsiedlerklause gelebt und ein Kirchlein erbaut. Die Geschichte weiß nichts davon. Aber auch die Sage verdient durch Denkmale geehrt und hochgehalten zu werden, damit die von Geschlecht zu Geschlecht fluthende Volkspoesie einen Hafen habe, einen Fels, um daran das Schifflein lustiger Stromfahrer zu befestigen. Noch im vorigen Jahrhundert stand an diesem Felsen eine hohe runde Mauer ohne Dach, die Ruine einer Kapelle, die man den Bonifaciusthurm nannte. An seiner Stelle steht jetzt ein kleines Häuschen, in Form einer Kapelle.

An der glatten Vorderwand des Felsen lies't man die Worte:

Gott.
Vaterland. Freiheit.
Friede.
MDCCCXIV.

Sie sollen, so gestellt, das mystische Lebenskreuz bedeuten, das immerdar Segen auf die Menschheit niederquillt, und sind der jugendlichen Begeisterung des regierenden Herzogs zur Zeit der Freiheitskriege und des kühnen Aufflammens hochherrlicher deutscher Kraft entsprungen. Man geht jetzt mit kummervollem oder satyrischem Lächeln an ihnen vorüber. In der Nähe des Bonifaciusfelsen soll noch eine zweite Burg gestanden haben, die Neuenburg oder Nauenburg, doch ist ihre Existenz in das Gebiet der Sage zu verweisen, und deshalb sei später von ihr die Rede. Ein anderer nicht minder hoher Fels, mit einem riesigen Blumenkorbe gekrönt, der aus der Ferne schon oft unsre Aufmerksamkeit auf sich zog, giebt unsern Schritten nun die nächste Richtung. Wir langen bald vor einem imposanten natürlichen Obelisken an, auf dessen über 70 Fuß hohem Gipfel der schön gearbeitete steinerne Blumenkorb steht, (von ovaler Form und etwa 20 Fuß im Umfange), welcher der ganzen Partie den Namen gegeben und aus welchem vom Frühling bis zum Herbst stets die zeitigen Blumen emporsprossen. Man kann über die Bergwand, an welche sich der Fels hinten anlehnt, auf schmalen in den Stein hinein gehauenen Stufen bis zu der in ihrer Art einzigen Antophora hinaufsteigen, und wird sich oben von herzerquickender Fernsicht belohnt finden. Dieser Felsenkegel mit seiner blühenden und duftenden Krone bildet ein Denkmal der Mutter des Herzogs Georg von Meiningen, Vaters des jetzigen Herzogs Bernhard, und am Fuße des Felsen in einer natürlichen Nische desselben steht auf einer schön ge-

arbeiteten steinernen Ruhebank die Büste dieser Fürstin. Charlotte Amalia, Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal, geboren 1730, zweite Gemahlin des durch Geist und barokke Eigengenthümlichkeit bekannten Herzog Anton Ulrich, regierte, kraft der Verordnung ihres 1763 gestorbenen Gemahls, als Obervormünderin ihrer beiden unmündigen Prinzen, mit Weisheit und Milde, bis der ältere, Herzog Karl 1776 die Regierung antrat, die er 1782 mit seinem Bruder theilte, aber auch noch in demselben Jahre durch den Tod hinweggerafft, demselben allein überlassen mußte. Die Herzogin starb 1801 von ihrem Volke, dessen Liebe sie durch jede Regententugend sich erworben hatte, aufrichtig betrauert, und ihr Sohn ehrte ihr Andenken durch diesen Stein, der es auf die späteste Nachwelt verpflanzen wird. So ist dieser Blumenkorb ein sinniges Symbol des fort und fort blühenden Segens, den Fürstentugend in die Herzen des Volks säet. Möchten doch in Deutschland viele solcher Blumenkörbe stehen und solcher gesegneten Herzen schlagen! Möchten überall solche Glücksblumen blühen!

Und nun den Hügel hinab auf einsamen Waldpfaden, durch üppige Anpflanzungen von Weimuthskiefern und andern seltnen Holzarten, nach dem reizendsten aller Punkte, zum Hohlenstein! Wir haben eine Viertelstunde zu wandern und rasten deshalb gern einige Augenblicke auf einer romantisch gelegenen, von Linden umpflanzten Felsbank. Auch können wir erst die Drachenhöhle, einen unterirdischen Felsengang besuchen, der zu einer etwa 20 Fuß ins Gevierte haltenden Höhle mit einem Seitenkämmerchen, worin sonst ein Drache aufgestellt war, führt. Wir treten dann hinaus in eine wilde Felsengegend. Ungeheure Blöcke haben sich an den Berghang gelagert, kolossale Steinmassen wunderbar phantastisch übereinander gethürmt. Aus der saftigen Vegetation des Waldes, aus dem grünen Leben der blühenden Landschaft treten wir plötzlich in die kahle drohende Felswüste. Der schnelle Contrast ist unvergleichlich. Der Steinriese, der unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt, steht isolirt und sein graues Haupt trägt wieder eine prächtige Krone. In der That nimmt sich das chinesische Häuschen auf der Kuppe des Hohlensteins aus der Ferne wie eine deutsche Königskrone aus. Eine hohe Grotte wölbt sich unten in den Felsen hinein, die sich hinten zu einer Spalte verengt. In diese ist eine doppelte Aeolsharfe aufgestellt, die bei sanftem Westwind, wenn ihre Thüren geöffnet werden, wehmüthige Klänge in das Thal hinabsäuselt. Dann in der Halle sitzen, den Blick hinab in die mit ätherischem Duft röthlich-blau überhauchte Thalferne gerichtet, und die Seele den fliehenden Geistern dieser Naturlaute mitgeben, ist ein Genuß, dessen Darstellung kein Wort, keine Feder vermag. Steigen wir mit mächtig bewegtem klangerfülltem Herzen auf Stufen, die in den Stein gearbeitet und mit Eisengeländern versehen sind, zu dem herrlichen Felsenschlößchen hinauf! Treten wir mit tiefaufathmender Brust in das nette freundliche Häuschen, dessen Baustyl uns an das Volk der gemüthlichen Beschränktheit erinnert! Es macht einen schönen Gegensatz zum über-

schwenglichen Reichthum der erhabenen Aussicht. Jedes Fenster und die Thüre ist der Rahmen zu einem herrlichen Bilde. Von der Abendröthe geküßt, von Westwinden umschmeichelt, von Aeolsharfenklängen umhaucht, von der verduftenden Ferne liebend angeblickt, wirst du auf dieser Höhe gotttrunken, naturselig verstummen; dein Herz wird ein großes tiefes Gefühl sein, das nichts von Worten weiß. Fühle dich aus, fühle dich aus, wonneüberschüttetes Herz! Laß sie alle verklingen, verschweben die süßen Schauer, die über deine zartesten Nerven laufen! Solche Stunden kommen nicht oft im Leben; man muß mit ihren Gaben geizen. Die Prosa wartet schon wieder auf dich, wenn du von diesen Bergen hinabsteigst. Sammle dir hier einen Schatz, den du ihr als schirmende Aegide entgegen hältst, damit sie dich nicht bewältige.

An die Felsen des Hohlenstein kettet sich eine uralte düster-prophetische Volkssage:

Unter ihnen im Schooß des Berges ist ein unergründlicher See voll fluthenden, losen Wasserschwalls. Man hört es an den Löchern im Gestein dumpf heraufbrausen. Einst nun wird ein Tag kommen, an welchem der Felsenriese mit seinen Brüdern mit Donnerkrachen in den Berg stürzen und im See versinken wird. Die trüben Wasser des Sees werden herausstürzen und die ganze Gegend ersäufen, so daß sie einem Meere gleichen wird, aus welchem die Spitzen der höchsten Berge als Inseln hervorragen. Mit den Wogen werden furchtbare Ungeheuer aus dem Berge stürzen, und die Menschen, welche von jenen verschont bleiben, werden von diesen verschlungen werden. Dies ist eine Weissagung der Sibylle. — Eine andere Sage erzählt, die ganze Gegend sei früher schon ein großer See gewesen; der Berggeist habe aber die Höhlung in den Hohlenstein geschlagen, und da hinab sei alles Wasser in den Berg hinein gelaufen. — Als die große Höhle in diesem Berge entdeckt wurde, fürchteten viele alte Leute, die prophezeite Sündfluth werde nun hervorbrechen. —

Nun, mein Freund, komm nur noch einige Schritte mit mir ostwärts in die malerische Felsengruppe hinein; sieh die nächstvorliegenden Steinwände öffnen sich zu einer natürlichen Pforte; du stehst am Morgenthor. Blicke hindurch, aber halte dein Herz fest, daß es dir nicht überselig aus der Brust springe! Hier ist der Triumph aller Altensteiner Fernsichten. Durch die Felsen hindurch und über ihre Häupter hinweg blickst du hinab in die grüne Thalung, die sich nordwestlich nach Steinbach hinaufzieht; an sie reihen sich die Alleen und Häuserreihen der vereinigten Dörfer Grumbach und Liebenstein, höher springt die Ruine des alten Liebenstein von ihrer malerischen Waldhöhe dir ins Auge, darüber hinaus baut sich im Hintergrunde die Terassenkette des Thüringerwaldes grün und blau empor; der hohe Dollmar bildet nach Meiningen zu den Uebergang zu andern Bergreihen, in denen man die Geba, den Hohnenberg u. A. an ihrer Abzeichnung am Horizont erkennt. Weiter nach Süden begrüßen wir den Zug der Vorderrhön wieder. Vor diesen stellt sich uns der hohe Bleßberg in seiner thronähnlichen Erhebung äußerst imposant dar,

und von ihm laufen nach Osten und Westen die kleinern Berge in allmähliger Abstufung aus. Südwestlich im Rhönezug können wir den abentheuerlich gestalteten Ochsenkopf und den Beier sogar erkennen. In dieser Richtung, nur zwei Stunden entfernt, liegt auch das Dorf Möhra, wo Luther gezeugt wurde, und dort sieht man noch das Haus, wo seine Eltern und sein Bruder Jakob wohnten. Noch leben hier Nachkommen des Bruders seines Vaters, und merkwürdiger Weise hat sich in den Physiognomien der kräftigen Männergestalten die Aehnlichkeit mit den Zügen des großen Reformators, wie ein wunderbarer Segen erhalten. Ich kannte als Knabe den Hirten von Möhra, Namens Luther, der als Taglöhner das Gras auf den Wiesen meiner Eltern mähete, und den ein Unwissender unbedenklich für das Original der getroffensten Lutherbilder genommen haben würde. Noch erinnere ich mich deutlich, daß der Anblick dieses Mannes — und ich konnte ihn stundenlang ansehen — mich mit den wohlthuenden Schauern scheuer Ehrfurcht erfüllte; mir war's, als müsse auch der Geist seines großen Ahn, dessen Gestalt er trug, in ihm wohnen, nur in Schlummer gehalten und gefeit. Ich war als Knabe ein wunderlicher Träumer. Als sich 1817, geweckt von der durch das Reformationsjubiläum erzeugten höhern Theilnahme an allem, was Luthers Person betraf, ein Verein bildete, seine Nachkommen aufzusuchen und zu unterstützen, wurden die beiden Söhne des erwähnten Hirten Luther in die Erziehungsanstalt zu Keilhau untergebracht. Der ältere, der sich später in Berlin und Wittenberg der Theologie widmete, ist jetzt in derselben Stadt Superintendent, von wo sein Ahn das Licht der Reformation ausgehen ließ; der jüngere wurde Maurermeister. Die Badegäste von Liebenstein pflegen dies kleine unscheinbare Dorf zu besuchen und mit frommen Gefühlen an der Stelle zu verweilen, wo der Himmel den ersten Keim zu einem Baume legte, in dessen Schatten die Wahrheit aufblühen konnte. Als ich als Kind zum ersten male vor diesem Hause stand, weinte ich laut vor unbeschreiblich mächtiger Bewegung: ich zitterte an allen Gliedern und wäre fast zu Boden gestürzt; alle Gegenstände umwoben sich mir mit einem Heiligenschein. Seit jenem Tage war ich stolz darauf, daß Luther mein Landsmann, ein Thüringer gewesen war, und daß meine Heimath von der seinigen nur zwei Stunden entfernt lag. Gott weiß es, welche heilige Vorsätze meine kindliche Begeistrung damals faßte, und wenn ich kein großer Mann geworden bin, so lag es wahrlich nicht an der tiefen Erschütterung jener Stunde. Man sollte empfängliche Kinder öfter an solche durch große Erinnerungen geheiligte Orte führen; die Wirkungen würden ihrem spätern Leben zu gut kommen; denn ethische, begeisterte Aufregung hat immer heilsame Folgen. Wahrlich eine Stunde an solcher Stelle, einen Tag in solchem Naturtempel, wie Altenstein, thut mehr als ein Jahr schläfrige Religionslehre. Ich war freilich als Knabe besonders glücklich. Mit Lernen nicht viel geplagt, wuchs ich mitten in einer an Reizen und Erinnerungen überaus reichen Natur auf. Volkspoesie und Sage hatten mich aus der Taufe gehoben. Nach Altenstein hatte ich nur

eine Stunde Wegs, und welchen Weg! Durch ein anmuthiges bachdurchhüpftes Thal über den Gebirgskamm, den Rennstieg durchschneidend über duftende Waldwiesen durch den prächtigsten Buchenhain, und dann auf einer durch eine große historische Erinnerung klassisch gewordenen Straße; nicht viel weiter war mein Weg nach Wilhelmsthal, nach der Wartburg nicht volle drei Stunden, denn ich kannte die Nebenpfade durch das einsamste Holz. Welche heiligen Entzückungen haben nur die Aeolsharfen des Hohlensteines mir in die Kindesseele gegossen! Sie haben mich frömmer gemacht als alle auswendig gelernten nüchternen Gebete. Der Zauber, der von jenen Bergen und Felsen, Hainen und Grotten ausging, wie ein Lichtschein, lebt ewig jung und glänzend fort in meiner Seele, und sie selbst liegen mir stets im Morgenrothe der Kindheit. Das ist der freundliche Bergsegen meiner Jugend, er hat mich gestärkt für meinen sauern Weg durch die Schneefelder, Steppen und Wüsten meines spätern Lebens.

Doch es ist Nacht geworden; kehren wir zum gastlichen Hause Altensteins zurück. Morgen ist Sonntag und die Höhle erleuchtet. Den übrigen Tag wollen wir dazu anwenden, uns in der Umgegend umzusehen.

Die terrassenförmigen Mauern und der Thurmrest hinter dem Schlosse gehörten einst einer stattlichen Burg an, die mehr noch den Namen Markgrafenstein als Altenstein führte. Gewiß hieß sie in alten Zeiten nur Stein, und erhielt wohl zur Zeit der thüringischen Markgrafen, wo sie der Sitz eines solchen gewesen sein mag, den ersteren Namen, später, als Liebenstein gebaut war zum Unterschied von demselben als ältere Burg den letzteren. Ihre Entstehung so wie ihre früheren Schicksale ruhen in geschichtlicher Nacht. Urkunden des zwölften Jahrhunderts nennen zuerst den Ritter Ludwig von Frankenstein als Besitzer des Markgrafensteins. Die Stammburg dieses reichen und mächtigen Geschlechts lag nur zwei Stunden von hier bei dem Kloster Allendorf, am rechten Ufer der Werra, der Stadt Salzungen schräg gegenüber, und fast die ganze Umgegend gehörte ihm an. Auch daß Ludwigs Enkel Altenstein besaßen, ist aus einer Theilung derselben von 1186 bekannt. Wahrscheinlich nannten sich diese Frankensteine nun „von Stein", denn es traten als Herren der Burg auf Otto de Lapide, Poppo (1248), Heinrich (1270), Götz (1280) desselben Namens. Heinrich verkaufte es an seinen Schwiegersohn Günther von Salza, und von einem Nachkommen desselben, Friedrich von Salza brachte es der Landgraf von Thüringen Friedrich der Schöne oder Ernsthafte im sogenannten thüringischen Grafenkrieg 1346 durch Kauf an sich, und legte eine Besatzung hinein, um den Streifereien des Kriegsvolks, welches sein Feind, der Graf Heinrich von Henneberg auf dem Scharfenberg unterhielt, Einhalt zu thun.*) Später finden wir die

*) Eine ausführliche Erzählung dieser bedeutenden Fehde wird in den Beschreibungen von Scharfenberg und Wartburg gegeben werden.

Burg wieder im Besitz Wetzilos von Stein, an den sie wahrscheinlich nur pfandweise gekommen war; denn im Jahre 1492 gaben der Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder der Herzog (später auch Kurfürst) Johann der Beständige, die Burg und das Amt Altenstein als ihr freies Eigenthum als Belohnung treuer Dienste ihrem Thürhüter Hans Hund von Wenkheim zu Lehen. Dieser Ritter Hans Hund hatte mit dem Kurfürsten Friedrich die Meerfahrt nach Palästina 1493 gemacht. Schon 1505 starb er und bald nach ihm sein einziger unvermählter Sohn. Die Fürsten gaben das abermals eröffnete Lehn ihrem Amtmanne zu Gotha Burkhard von Hund, Bruder des verstorbenen Hans. Dieser Burkhard war es, der mit Kaspar von Berlepsch, Schloßhauptmann auf Wartburg, auf Befehl des Kurfürsten den von Worms kommenden Luther, welcher seine Verwandten in Möhra besucht hatte, nördlich von Altenstein im Walde auf der Straße nach Waltershausen zu am 4. Mai 1521 aufhob und nach Wartburg in Sicherheit brachte.

Christoph von Hund, Burkhards Sohn, gerieth in der Schlacht bei Mühlberg 1547 mit seinem unglücklichen Herrn, dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Hochherzigen, den er tapfer vertheidigte, in kaiserliche Gefangenschaft. Seine fünf Söhne, von denen einer Ernst Friedrich, die Burg 1580 neu erbauete, führten das Geschlecht der Hunde noch fast zweihundert Jahre fort und Altenstein blieb der Wohnsitz desselben. Am 10. Juli 1722 starb der letzte Edle Hund von Wenkheim und wurde im Erbbegräbniß seiner Väter zu Schweina begraben. Diese Beerdigung des letzten Ritters eines so berühmten Stammes war mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Die drei fürstlichen Brüder, die gemeinschaftlich regierenden Herzöge von Meiningen Ernst, Friedrich und Anton Ulrich, denen Altenstein als eröffnetes Lehn zufiel, waren zugegen, die Leiche wurde mit einer Trauermusik in die Gruft gesenkt, und Adam von Buttler, der nächste Verwandte, trat an das Grab und sprach:

„Da durch den tödtlichen Hintritt des weiland hochwohlgebornen Herrn, Herrn Eberhard Friedrich Hund von Wenkheim zum Altenstein, dem letzten dieses Namens und Stammes, das von vielen Jahrhunderten her sehr berühmt gewesene Geschlecht derer Hund von Wenkheim gänzlich erloschen ist, also werden, eingeführter und löblicher Ordnung und Gewohnheit nach, die Insignien dieses erloschenen Geschlechts nunmehr zerbrochen, nämlich Wappen, Schild und Helm, nebst dem Insiegel, und sodann in die Gruft beigelegt und begraben. Es nimmt also dieses preiswürdige Geschlecht, wie alles Andre in der Welt, nach dem Ausspruche des weisen Seneka: quidquid ad summum venit, incremento non relinquit locum*), hiermit ein Ende.“ Hierauf wurden vom Trauerherold Schwert und Schild zerbrochen und mit den übrigen Insignien in das Grab geworfen.

Es ist passend hier, wo der Untergang dieses Rittergeschlechts

*) Was bis zum höchsten Gipfel kommt, hat keinen Platz mehr zum wachsen.

erzählt worden ist, auch seines sagenhaften Ursprungs zu gedenken. Zwar gehört diese Sage durchaus nicht dem Altensteine, sondern nur dem großen Geschlechte der Hunde an, aber der Volksmund, der nun einmal eine Localität haben will, an welche er seine Kränze aufhänge, hat sie dennoch an die alte Burg angeheftet und sie wird gleichsam als zu derselben gehörig, die Ruinen lange überleben.

Zur sittenstrengen Frau eines Ritters, der ein Graf von Henneberg gewesen sein soll, und die man für jene Margarethe hält, welche 1276 in Holland starb, kam ein armes Weib und bat um eine Gabe für die von ihr gebornen Drillinge (oder Zwillinge). Die Edelfrau aber schmälte statt zu geben mit der also reich gesegneten Mutter und schalt sie eine Ehebrecherin, denn unmöglich könne sie von eines Mannes Umarmung drei Kinder empfangen haben. Da rief die bitter gekränkte Arme: Möge mich Gott an euch rächen und euch sieben Kinder aus eures Eheherrn Umarmung gebären lassen, und ging weinend davon.*) Gleich darauf fühlte die Rittersfrau Mutterhoffnungen und brachte, in Abwesenheit ihres Eheherrn, sieben (oder dreizehn) Knäblein zur Welt, alle frisch und munter. Jetzt überkam sie große Furcht, daß ihr die Unbill vergolten worden und ihr Gemahl wie die Welt sie für eine Ehebrecherin halten würde, deshalb befahl sie einer vertrauten Dienerin, das stärkste der Knäblein auszusuchen, die übrigen sechs aber ins Wasser zu tragen. Die Magd that, nach dem blutigen Gebot, die Knäblein in einen Korb, warf einen Mantel darüber und machte sich auf den Weg. Hier aber begegnete ihr unversehens der Edelherr und fragte sie, was sie in dem Korbe trüge. Junge Hunde, entgegnete das Weib bebend vor Angst. Der Ritter aber schlug den Mantel zurück, um zuzusehen, ob nicht einer oder der andre der Hündlein des Aufziehens werth sei. Die Dienerin bekannte dem erstaunten und zornigen Herrn Alles, er legte ihr Verschwiegenheit auf, nahm die Kinder und brachte sie einem Köhler, der sie im tiefen Walde erzog, bis sie zwölf Jahre alt geworden waren. Eines Tags, als die Edelfrau das Geburtsfest ihres siebenten Sohnes, den sie zurückbehalten, zu feiern sich anschickte, brachte ihr Gemahl die sechs gleich gekleideten Brüder heimlich auf die Burg, und fragte nun sein Weib von ohngefähr: welche Strafe wohl eine Mutter verdiene, welche ihr neugebornes Kind wie einen jungen Hund ins Wasser tragen und ersäufen lasse. Nicht ahnend, daß ihre Unthat entdeckt sei, antwortete sie: den Feuertod. — So müßtest du sechsfachen Tod durch die Flammen leiden! rief der Ritter und führte die Knaben vor die Augen der entsetzten Mutter mit den Worten: Sieh deine Hunde! Der Ritter ließ das Urtheil, das sich

* Eine andre Version der Sage stattet die Edelfrau mit verabscheuungswürdiger Grausamkeit aus, indem sie die Bettlerin wegen vermeintlichen Ehebruchs hinrichten ließ. Auf der Richtstätte verfluchte die Unglückliche die Herrin dreizehn Kinder auf einmal von ihrem Gemahl gebären zu müssen, damit dadurch ihre, der zum Tode Geführten, Unschuld an den Tag komme.

die überstrenge Sittenrichterin selbst gesprochen nicht an ihr vollziehen, sondern gab ihr Zeit, ihren Fehl in einem Kloster zu sühnen; die sechs Knaben erhielten aber nach seinem Willen den Namen Hund und wurden Stifter von sechs Linien, die man also bezeichnet: Hund von Altengrotkau, von Rückenstein, von Lauterbach, von Kirchheim, von Wenkheim, von Gronsfeld und von Saulheim. Der siebente Knabe aber, welcher den Namen Hund nicht führte, starb erbenlos. Dies ist der Ursprung der Edlen von Hund.

Das ausgestorbene Schloß überlebte seinen letzten Besitzer nur zehn Jahre — ein schauerliches Verhängniß. Als im Jahre 1733 das Dorf Schweina ein Raub der Flammen wurde, gerieth plötzlich die alte Bergveste, wahrscheinlich durch brennenden Speck, der von dort heraufgeflogen war, ebenfalls in Brand, und ging mit seinem Archive und Alterthümern zu Grunde. Die Herzöge erbauten bald darauf in die Nähe der letzten Mauerveste der alten Burg ein Amthaus, welches jetzt das Schloß heißt, und von 1798 an vom Herzoge Georg zum Sommeraufenthalte gewählt wurde. Von hier aus leitete er mit Umsicht und Geschmack die Anlegung des Parks. Man muß seinen schöpferischen Scharfsinn bewundern, mit dem er stets der Natur nur zu Hülfe gekommen ist, an ihre Gebilde nur die letzte vollendende Hand gelegt hat. So kam es, daß er Altenstein von Jahr zu Jahr lieber gewann, wozu freilich das Emporblühen des nahen Liebenstein, die Entdeckung der Höhle, der zunehmende Besuch der Fremden vieles beitrugen. Oft kam der unvergeßliche Karl August von Weimar von seinem nahen Sommerschlosse Wilhelmsthal herauf auf Altenstein, und beide geniale Fürsten verlebten hier manchen frohen Tag zusammen, wobei es freilich nicht ohne Excentricitäten abging. Bejahrte Leute aus der Umgegend wissen manches davon zu erzählen. Bis zu seinem frühen Tode 1803 arbeitete der Herzog unermüdlich an der Vollendung Altensteins, und sein Sohn und Nachfolger, der jetzt regierende Herzog Bernhard hat in seinem Geiste, für die Schönheit dieses Lustortes weiter gesorgt. Die Erbauung des oben beschriebenen Häuserhalbrunds mit dem Gasthofe ꝛc. ist seine Schöpfung. Möchte die Liebe für den reizenden Naturpark Altensteins nie in den Herzen dieses Fürstenhauses erkalten.

Die Sonntagsfrühe hat ihren hehren Glanz über die ruhige, engelmild lachende Gegend ausgegossen; wir halten einen stillen feierlichen Gottesdienst, indem wir langsamen Schritts durch Altensteins wechselvollen Naturtempel wandeln südlich hinab nach Glücksbrunn zu. Gegen Mittag am Fuße des felsenreichen Berges angelangt, erblicken wir hart an der Chaussee, auf einem mit Linden überschatteten Platze, einen gewölbten, mit einer Kreuzthüre versehenen (die nur jedesmal *einen* Menschen einzutreten gestattet) Eingang in den Berg. Hier steht und sitzt eine beträchtliche Anzahl Bemantelter,

und auch wir thun wohl daran, uns warm zu bekleiden; denn obgleich das Kreuz der Thüre den Eingang stets verschlossen hält, so viel sie auch in der Angel gedreht wird, um den Luftzug zu verhindern, so ist dieser doch noch immer stark und eiskalt im Stollen, was zur Sommerwärme außen einen starken Gegensatz bildet. Die Temperatur in der Höhle selbst ist dagegen gemäßigt. Sobald wir durch den steingewölbten geraden ohngefähr 25 Schritt langen Stollen geschritten sind, befinden wir uns in einer der größten und merkwürdigsten Höhlen Deutschlands, die Altensteiner oder Liebensteiner, auch wohl Glücksbrunner Höhle genannt. Magischer Lichtglanz strömt uns entgegen; denn die ganze Höhle ist mit unzähligen bunten Glasampeln und Lämpchen erleuchtet. Gleich, sobald man die eigentliche Höhle betreten hat, gewahrt man zur Linken eine kleine Nebenhöhle oder Seitenkammer, die den etwas seltsam klingenden Namen „Knochenversammlung" führt. Bald darauf tritt man durch eine Wetterthüre in die Haupthöhle und hat nun zur Rechten eine zweite Seitenkammer; nach 20 bis 25 Schritten erweitert sich der Gang beträchtlich und streicht in nordwestlicher Richtung bis zum „großen Saal", einer geräumigen hoch emporspringenden felsgewölbten Halle, aus deren Höhe, die über 40 Fuß beträgt, wundervoll mächtige, grotteskt gestaltete Felsmassen herabhängen. Der Raum dieses Saals kann immerhin gegen hundert Menschen fassen. Zur Linken sieht man auf der Plattform einer 30 Fuß hohen Felsenwand einen mit einem Eisengeländer gesicherten Altan, zu welchem man weiter hinten in einem Seitengange auf 40 Steinstufen emporsteigt. Er ist der Standpunkt des Musikchors. Dem Altan gegenüber an der rechten Seite des Saals läuft eine Strecke in den Berg ein andrer Nebenarm ab, in dessen Tiefe ein zweites Musikchor aufgestellt ist, welches das Echo des erstern bildet. Diese Musik mit ihrem verschwebenden Echo ist bei der wundervollen Beleuchtung im tiefen Schooße des Berges von unbeschreiblich ergreifender Wirkung. Man wähnt sich in eine glanz- und harmonieflu-thende Feenwelt versetzt. Dazu kommt, daß die Leistungen der herzoglichen Kapelle das Gepräge der höchsten Virtuosität tragen, und selbst ungewöhnliche künstlerische Ansprüche befriedigen. Vom großen Saal läuft der sich verengernde Hauptgang, zur Rechten eine stützende Mauer im Bogen bestreichend, und wendet sich dann rechts zum „kleinen Saal." Von dieser nicht minder weiten und hohen Halle sehen wir rechts wieder einen 36 Schritte langen Seitengang abstreichen, der wahrscheinlich mit dem frühern in Verbindung steht und sich wohl noch weit in den Berg senkt, nur noch nicht ausgegraben und erweitert ist. An der Decke am Ende des Gangs sieht man die Höhle einige Fuß hoch fortlaufen. Gerade vor sich erblickt man im kleinen Saal erst einige halbrunde, dann ohngefähr 12 gerade Stufen, auf welchen man zu einer zweiten Plattform emporsteigt. Hier befinden wir uns in einer artigen Grotte, befremdendes Geräusch stürzender Gewässer schlägt an unser Ohr, neuer Lichtglanz steigt im Hintergrunde blendend aus der Tiefe herauf; wir treten an eine

Oeffnung im Boden, die mit Steinen eingefaßt ist, und blickt überrascht auf einen in der Tiefe wogenden hell erleuchteten Wasserspiegel. Ein aus dem Innern des Bergs mit Gebraus hervorbrechender Bach stürzt da vorüber und verschwindet wieder; Entzückungsschauer vor der unterirdischen seenhaften Pracht dieses Anblicks beben durch unsre Seele. Nie hat dein Auge etwas Aehnliches erblickt. Die bunten Mährchen deiner Kindheit sind zur Wirklichkeit geworden; der Berg hat seine fabelhaften Wunder vor dir aufgeschlossen, das Zaubergespinnst der Poesie greift hier in die materielle Welt über und umgarnt dich mit goldenen Lichtfäden; Steinwölbung, Felszacken und Wasserfluth sind so magisch überflammt und wunderbar roth angestrahlt, schattenhafte Gestalten drängen da unten, das melodische Rauschen des Wassers vermählt sich mit den leisen Harmonien der fernen Musik, die an den Felswänden hinflüstert, es ist Alles so ungewöhnlich prächtig, so seltsam herrlich, so zauberisch schön, daß du Augenblicke lang dich von Traumbildern umgaukelt wähnst. Vom kleinen Saal links schlingt sich noch ein enger Höhlengang im Bogen bis zur andern Seite des Wassers. Von hier überblickt man den kleinen Teich und besteigt den acherontischen Kahn, der uns zu einem in den Felsen hineingebauten antiken Tempel, der „papierne Tempel" genannt, und zu einem kleinen Wasserfall führt. Der Eindruck, unter der roth angestrahlten mächtigen Felsenwölbung auf der dunkeln Fluth hinzuschiffen, ist so ungemein schauerlich und ergreifend, daß Worte ihn nicht wieder zu geben vermögen; aber alle in unsrer Jugend empfangenen ungewissen Bilder der griechischen Unterwelt erhalten hier plötzlich Leben, und Farbe und bestimmte Gestalt. —

Am Ende der Höhle sieht man in einer Vertiefung deutlich, daß sie, wer weiß wie weit fortgesetzt werden könnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man tiefer im Berge noch weit geräumigere Hallen entdecken würde. Der bis jetzt zugänglich gemachte Theil der Höhle beträgt an 500 Fuß. Der Boden ist durchgängig gut gebahnt, und an keiner Stelle das Fortkommen mit einer Unbequemlichkeit verknüpft. — Einen andern, geheimnißvollen und schauerlichen Eindruck macht die Höhle, wenn man sie an andern Tagen allein mit einem Führer besucht und ihre Partien einzeln mit einer Fackel beleuchtet. Das an den Steinzacken und vorspringenden Blöcken der Wölbung gebrochene Licht und die tiefen Schlagschatten haben eine überwältigende Wirkung auf das ernst gestimmte Gemüth. —

Diese reizende unterirdische Naturmerkwürdigkeit wurde im Jahre 1799 (am 28. Juni) beim Bau der Chaussee von Liebenstein nach Altenstein durch Zufall entdeckt, indem die Arbeiter seitwärts auf eine in die Tiefe gehende Oeffnung von 1 Fuß Breite und gegen 3 Fuß Länge trafen, aus welcher ein starker kalter Luftzug drang. Diese Kluft wurde sogleich zugestürzt, aber nach einigen Tagen war sie wieder geöffnet, und das Thermometer stand in ihr auf 6° † nach Reaumur, was bei der heißen Witterung sehr auffallen mußte. Der Herzog ließ daher die Oeffnung erweitern und schickte Bergleute

hinab und die Wichtigkeit der Entdeckung feuerte seinen Eifer noch mehr an. Man kam nach einiger Arbeit durch einen anfangs tonnenförmigen, durch das nachherige Aufräumen aber vertikalen, 20 Fuß tiefen Eingang in eine Höhle, die abwechselnd 6 bis 12 Fuß hoch, 3 bis 12 Fuß breit und an 35 Fuß lang war. Ein vor einer Oeffnung liegender großer Stein verhinderte das weitere Vordringen; allein die noch immer heftig herausströmende Luft, die ein davor gehaltenes Licht sogleich auslöschte, verbürgte eine weitere Fortsetzung der Höhle. Fortgesetzte Arbeit, obgleich mehremale auf ähnliche Weise unterbrochen, wurde doch durch immer schönere Erfolge gekrönt, bis man an ihr scheinbares Ende gelangte. Sie wurde daher aus einer Reihe an einander gereihter Höhlen gebildet, die bald enge, bald weit, bald niedrig, bald hoch waren. Die Sohle hob und senkte sich und oft mußte man über große und eingebrochene Felsstücke hinwegsteigen oder darunter durchkriechen. Durch zweijährige rastlose Arbeit ward sie so weit aufgeräumt, daß man mit der größten Bequemlichkeit ihre ganze Länge hindurchgehen konnte. Die ganze Höhle war trocken; man fand nur einen feinen Schlamm von 1 bis 2 Zoll Dicke auf der Sohle wie an den Felsstücken der Wände, der aus zarten Kalktheilchen und feinen Glimmerblättchen bestand. Beim Aufräumen und Ebnen des Bodens fand man gleich anfangs einen für den Naturforscher hochwichtigen Schatz, eine große Anzahl in Schlamm und Schmutz gehüllter schwarzbräunlicher Knochen. Ueberbleibsel einer untergegangenen Schöpfung, Zeugen einer verschwundenen Weltordnung, von der wir nichts wissen, kaum etwas ahnen. Naturforscher entdeckten bald, daß sie von einem antidiluvianischen Bärengeschlecht stammten, welchem Blumenbach den Namen „Höhlenbär" beilegte. Ein großer Theil dieser riesigen Knochen ist auf dem herzoglichen Naturalienkabinet zu Meiningen aufbewahrt, und man betrachtet sie dort mit staunender Ehrfurcht. Meist lagen sie in der von ihnen benannten ersten Seitenkammer übereinander geschichtet, und bestanden aus Ober- und Unterkiefer-, Schenkel-Beinen, Zähnen u. s. w. Einige Zeit darauf fand man auch zwei Oberköpfe dieser Thiere, die den Bau des Kopfes, wenn auch nicht vollständig, errathen ließen. Aus der Menge und verschiedenen Größe dieser Knochen und Zähne ließ sich schließen, daß eine große Anzahl solcher Thiere, sowohl alte als junge, darin ihr Grab gefunden; und da wohl selten oder nie Raubthiere — und dies waren sie doch allen Anzeigen nach — in Gesellschaft von 30 bis 40 Stück und mehren Stücken zusammen wohnen, so wurde wahrscheinlich, daß sie bei einer großen Ueberschwemmung, auf welche auch die angeführte Sage hindeutet, in dieser Höhle Schutz gesucht und darin durch das steigende Wasser den Tod gefunden haben. — Der Ausbau der Höhle ging mit der Anlage des Naturparks rasch Hand in Hand. In den ersten Jahren war das Zuströmen der Menge über alle Begriffe groß, und jetzt noch geht kein Reisender an der Höhle vorüber. Im April 1827 wurde ein neuer, ohngefähr 100 Fuß langer Gang entdeckt, in welchem man auch einige Thierknochen fand.

L. Storch.

Glücksbrunn und Schweina.

Aus der Höhlenmündung wieder auf den mit Sitzen eingefaßten Lindenplatz getreten, wandern wir nur wenige Schritte zu dem ganz nahen Glücksbrunn hinab. Gleich am Fuße des Bergs begrüßen wir zuerst am hellen Tageslichte den starken Bach, den wir in der Höhle beschifften, und der hier unter hohen dicht belaubten Bäumen mit wahrer Jugendkraft aus einer Felsengrotte hervorbricht und schon nach wenigen Schritten eine Mühle treibt, deren romantische Lage und klappernde Thätigkeit einen sogleich wieder rasch in das bewegte frische Tagesleben hineinwirft. Von diesem schattigen Plätzchen kommen wir zum heitern hellen Schlößchen aus Stein gebaut, mit Schiefer gedeckt und zu seinem im altfranzösischen Geschmack angelegten Garten mit den kugelförmig geschnittenen Linden. Schöne geräumige Fabrikgebäude treten uns nah vor das Auge, ein hoher Schlot, aus dem eine Rauchsäule steigt, verkündet uns das Wirken jener modernen ungeheuern Naturkraft, die für die Industrie und Weltverkehr von unberechenbaren Folgen ist. Kleine, aber nette Häuser, Wohnungen der Fabrikarbeiter, umgeben das Ganze und runden es zu einem vollständigen Bilde ab, das wir von den interessantesten Punkten des Berges schon mit Wohlgefallen betrachteten. Diese Gebäude sind jetzt eine dem Geheimen Finanzrath von Weiß gehörige Maschinen-Kamm-Wollenspinnerei, die theils durch das aus der Höhle kommende Wasser, theils durch eine Dampfmaschine in Umtrieb gesetzt wird. — Glücksbrunn, sonst der Hüttenhof, ja bis heute vom gemeinen Manne der Umgegend die Hütte genannt, war bis vor ohngefähr funfzehn Jahren ein Blaufarbenwerk, worin die Ausbeute des benachbarten Kupfer- und Kobaltbergwerks zu Schmalte bearbeitet wurde. Das Schloß war temporäre Wohnung des Bergwerksbesitzers, in den kleinern Häusern wohnten Bergleute. Dieses Bergbaus wird schon im 15. Jahrhundert erwähnt, doch mag er damals weder mit großem Eifer, noch mit besonderem Glück betrieben worden sein, obgleich es mehr als wahrscheinlich ist, daß auch auf Silber gebaut wurde. Namen, die an nahen Localitäten haften geblieben sind, wie Silberthal, Silbergraben, Silberra-

beweisen dies zur Genüge. Alles kam aber aus unbekannten
ründen in Verfall, und die wenigen Hütten wurden im dreißig-
hrigen Kriege samt dem Bergwerke zerstört. Es ist eine Bemer-
ng, die sich einem überall in der Geschichte des Thüringerwaldge-
rges aufdringt, daß dieser unseligste aller Kriege, welche Deutsch-
nd verwüstet haben, vorzüglich vernichtend auf den Bergbau ein-
irkte. Fast alle Zechen wurden verlassen und die Bauten stürzten
ısammen. Dieser böse Einfluß ist bis jetzt noch überall sichtbar.
n der Ländertheilung der Ernestinischen Linie 1645 fiel der Hütten-
of an Herzog Ernst den Frommen von Gotha, der den Bau auf
obalt wieder angreifen ließ. In der Theilung seiner Söhne kam
ie Besitzung an Herzog Bernhard von Meiningen, der sie seinem
lteſten Prinzen Ernst Ludwig schenkte, und dieser verkaufte sie, da
er Bau die Unkosten nicht abwarf, mit Einwilligung seines Vaters
ım einen sehr billigen Preis an den churſächsischen Hofrath Johann
Friedrich Trier erb- und eigenthümlich (13. April 1702), und bestä-
tigte diesen Kauf den 29. Mai 1706 als regierender Herzog, wobei
er in einer feierlichen Handlung dem Bergwerke und dem Hütten-
hofe den Namen Glücksbrunn ertheilte. Die Familie Trier blieb
fast achtzig Jahre im Besitz, und bald kam es in einen nie geahn-
ten Schwung. Das Kupferschmelzwerk wurde nämlich aufgegeben
und dagegen ein Blaufarbenwerk errichtet und nur auf Kobalt ge-
baut. Es klingt fast fabelhaft, wenn man liest, daß in der Mitte
des vorigen Jahrhunderts Glücksbrunn seinem Besitzer alljährlich ei-
nen reinen Gewinn von 40,000 Thlr. abwarf und über 300 Men-
schen hier beschäftigt wurden. Die überall in der Nähe liegenden
großen Halden sind aber stumme Zeugen dieses starken Betriebs.
Aber schon 25 Jahre später kam es in Verfall, weil die Kobaltan-
sprüche sich verminderten, die Zuthaten theurer wurden und andre
Blaufarbenwerke entstanden, die dem Glücksbrunner den Preis ab-
liefen. Zuletzt mußten fort und fort Zuschüsse gemacht werden, und
aus diesem Grunde verkaufte es Dr. Karl Friedrich Trier 1784 an
den Kaufmann Hermann Krauß in Eisenach für eine geringe Sum-
me, der es aber 1790 wegen Schulden schon wieder veräußern
mußte. Jetzt erstand es der Herzog Ernst II. von Gotha und betrieb
es, aber auch nicht mit großem Vortheil auf eigne Rechnung. Sein
Sohn und Nachfolger Herzog August übergab es 1809 seiner Kam-
mer, und diese verkaufte es 1818 wiederum an Meiningen. Der
regierende Herzog Bernhard überließ es im Jahre 1824 unter äußerst
billigen Bedingungen an den Herrn Christian Weiß aus Langensalza,
jetzigen Geheimen Finanzrath von Weiß *), der die Wollenspinnerei
dort anlegte, deren Garne einen starken Absatz nach Preußen, Sach-
sen, Oesterreich, England und Rußland haben. Der Bergbau auf
Kobalt wird seit 1826 wieder auf einigen Gruben durch den Kauf-
mann Müller in Schweina betrieben, aber nur mit schwachem Umsatz.

*) Eine Biographie dieses durch seine industriöse Thätigkeit sehr ausgezeichne-
ten Mannes gebe ich später in diesem Werke.

Glücksbrunn hängt fast mit dem meiningischen schönen Marktflecken Schweina zusammen, und vom Altensteiner Berge aus haben wir uns an der freundlichen Lage des Orts ergötzt. Wohl selten heimelt einen ein Ort so gewinnend an. Mit Glücksbrunn zusammen zählt Schweina 205 Häuser und fast 1300 Einwohner, die sich von Feldbau, Viehzucht, Waldarbeiten, Handwerken und Krämerei nähren; früher wohnten hier meist wohlhabende Bergleute; denn der Bergsegen wurde zum Goldregen. Die vier Jahrmärkte, welche der Ort hält, tragen zu seiner Lebendigkeit viel bei. Auf dem großen herzoglichen Kammergute so wie auf dem benachbarten Kammergute Profisch sind Musterwirthschaften eingerichtet. Die Schweina, in welche das Glücksbrunner Wasser mündet, fließt mit starkem Gefälle durch den Ort und treibt in demselben drei Mahlmühlen und zwei Papiermühlen, und unterhalb demselben noch eine Mahlmühle. —

Schweina ist alt und wurde im sechszehnten Jahrhundert Besitzthum der Herren Hund von Wenkheim zu Altenstein, welche den Ort, auf den sie stets mit Liebe herabsahen, durch viele Gunstbezeugungen erfreuten. Die schönste und dauerndste, das bleibende Denkmal dieses edlen Geschlechts, war die Errichtung eines Waisenhauses und eines Hospitals für alte arme Leute. Anfänglich wurden in jeder dieser Wohlthätigkeitsanstalten zwölf Individuen unterhalten, durch der Zeiten Druck und wohl auch schlechte Verwaltung kamen beide Institute aber so zurück, daß sie jetzt nur noch höchstens die Hälfte ernähren können.

Für uns insbesondere ist Schweina durch zwei eigenthümliche und sonst nirgend weiter gefundene, bis auf diesen Tag fortlebende historische Merkwürdigkeiten interessant, durch ein Volksfest, das St. Antoniusfest, und eine Gerechtsame, die Stabsgerechtigkeit. Beide sind noch grüne Zweige des abgestorbenen Stammes Mittelalter, die frisch und keck in unser modernes Leben hereinragen.

Am ersten Adventsonntage versammeln sich die Schulknaben und auch erwachsene Jünglinge auf dem Antoniusberge (Tungelsberg, nach der Volksaussprache) einem theils kahlen, theils angebauten Berge, dem Felsen des Hohlensteins gegenüber gelegen. Hier bauen sie von Feldsteinen eine rohe Pyramide, so hoch sie eben können, in welche oben eine weit emporragende Stange befestigt wird. An den nächsten Adventsonntagen wird daran fortgebaut und gebessert, bis zum Eintritt des Festes, den Weihnachtsheiligenabend. Diese Arbeit verkürzen sie sich mit Absingung geistlicher Lieder, und wenn der Bau fertig ist, treten sie im Kreis darum her und singen andächtig das Lied: „Nun danket alle Gott ꝛc." Am Abend des genannten Tages zieht die Schuljugend des Ortes, ihren Lehrer an der Spitze, mit Fackeln versehen, die sie schon Wochen lang vorher aus Fichten- und Birkenschleußen, Hobelspänen, Werg und Pech zusammen gemacht und fleißig gedörrt haben, auf den Tungelsberg und mit ihnen alles Volk. An der Pyramide angelangt, stellen sie sich wieder im Kreise um dieselbe, zünden die langen Fackeln an und

singen beim Scheine derselben fromme Weihnachtslieder aus ihren Gesangbüchern. Zuletzt werden die Fackeln auf einen lodernden Haufen geworfen, und wenn dieser verkohlt ist, kehren Alle zum Orte zurück, und setzen auf dem Marktplatz mit der ganzen Einwohnerschaft bei Laternen und Grubenlichtern das Absingen geistlicher vorzüglich Christlieder, mit Begleitung der Musik, bis zu Mitternacht fort. Mit dem zwölften Schlag der Thurmuhr fangen alle Glocken ein feierliches Geläute an, und dann singt der Cantor mit seinem Chore eine schöne Cantate. Nach dieser verläuft sich das Volk, um sich nach fünf Uhr schon wieder zur Christmette zu versammeln. Diese Christnachtfeier wird nie wegen böser Witterung ausgesetzt; das Volk hängt fest an seinem uralten, von den Vätern ererbten Gebrauch. — Der Bau der Pyramide und die Fackelfeier um ihn scheinen auf einen vorchristlichen Ursprung hinzudeuten, und man hat darüber zum Theil sehr scharfsinnige Vermuthungen aufgestellt, die ich hier kurz anführen will. Die Einführung des Christenthums war mit wilden Kämpfen verbunden und die Zuckungen des in Furcht gehaltenen Volksgeistes dauerten Jahrhunderte fort. Es war daher eine sehr lobenswerthe Klugheit der christlichen Gewalthaber, die heidnischen Volksfeste beizubehalten und ihnen nur christliche Namen zu geben und allmälig christliche Deutung unterzuschieben. Auf diese Art sind fast alle unsre kirchlichen Feste aus dem Heidenthume unsrer Vorfahren hervorgegangen. Auch das St. Antoniusfest scheint auf ähnliche Weise entstanden zu sein, und zwar stellt sich in ihm eine dreifache Verschmelzung dar. Zuerst war es wohl heidnisch, dann feierte man es dem heiligen Antonius zu Ehren, dessen Gedächtnißtag aber auf den 17. Januar fällt, und endlich verlegte man es auf den Weihnachtsheiligenabend und verband damit eine Vorfeier des Christfests. Und nur diese letzte Bedeutung hat sich im Volke erhalten.

Als heidnisches Fest konnte es die Feier der Sonnenwende sein, welche im deutschen Norden auf den 21. December fiel. Es hieß das Juelfest (und offenbar stammt unser jolen, jubeln von Juel ab) und wurde mit dem ausgelassensten Jubel, Gesang und Opferfeuern, die man von Bergen emporflammen ließ, begangen. Man erbaute Altäre von rohen Steinen auf die Gipfel der Berge, schlachtete ein Schwein als Opfer dem Gotte Freier oder der Göttin Freia oder der Hertha, man that Gelübde für die Fruchtbarkeit der Erde, man beschenkte sich gegenseitig und buk Kuchen in Gestalt von Schweinen. Das gegenseitige Darbringen von Geschenken hat sich in unsern Christgeschenken erhalten, die eigenthümliche Form des Backwerks scheint auf unsere Christstollen übergegangen zu sein, unser Landvolk schlachtet noch vor Weihnachten seine Schweine ins Haus und Weihnachten ist uns ein Fest der Freude geblieben. Ja das Wort Weihnacht selbst schließt den Begriff einer feierlich durchlebten Nacht in sich. Und sollte der Ortsname Schweina nicht an das Schwein erinnern, das an diesem Feste eine so wichtige Rolle spielte? Hierher gehört auch die scherzhafte altdeutsche Sage, daß

der, welcher am Christheiligenabend bis zum Nachteſſen faſte, ein goldnes junges Schwein zu ſehen bekomme. Das wilde Heer hieß im Norden das Julafolk und auch dieſes bricht in den mit der Chriſtnacht beginnenden bedeutungsvollen zwölf Nächten aus unſerm Hörſelberg hervor und hält ſeine ſchauerlichen Züge durchs Gebirge. Die Feuerſäulen ſtiegen in den Aequinoctial- und Soliſtitialnächten von den Bergkronen empor und leuchteten in das Land, als hochherrliche Symbole; und fürwahr die Seele jubelt in ſo feierlicher Nacht mit den Flammen den Sternen zu. In dieſen nächtlichen Bergfeuern glühte und ſprühte eine tiefſinnige religiöſe Volkspoeſie. Nichts iſt mehr geeignet, das Herz zu läutern, große, heilige Entſchlüſſe hervorzurufen, unangeſtammter geiſtiger Kraft ſich bewußt zu werden und den Zauber der Begeiſterung flammenroth auf die Seele auszugießen, als ſolcher nächtliche Feuergottesdienſt. Das haben die wohl geahnet, die es nicht gern ſahen und verboten, daß auch in unſerer Zeit ſolche Dank- und Freudenfeuer auf den deutſchen Bergen loderten. —

Die Pyramide auf dem Tungelsberge deutet auf den Altar, die Fackelfeier auf das Feuer, die Geſänge auf den Jubel, und dies iſt die heidniſche Grundlage des Feſtes. Der heilige Antonius galt im Mittelalter für den Heiler einer fürchterlichen Krankheit und den Beſchützer vor derſelben, die man nach ihn das Antonius-Feuer nannte. Sie graſſirte im 11. und 12. Jahrhundert auf eine Grauſen erregende Weiſe in Europa, und dörrte und ſchwärzte jedes davon befallene Glied, als ſei es verbrannt, ja den ganzen Körper. St. Antonius wurde dadurch der Fürbitter für viele andre ähnliche Krankheiten. Zum Dank, daß er einen vom Feuer befreit oder davor behütet hatte, zündete man ihm an ſeinem Namensfeſte Feuer auf Bergen an. Ja man trug ſeine Schutzkraft vom bildlichen Feuer auf das wirkliche über, betete zu ihm in Feuersgefahr und hielt die St. Antoniusbilder für bewährte Schutzmittel gegen Feuersbrünſte. Vielleicht war nun Schweina und die Umgegend einmal vom Antoniusfeuer oder einer ähnlichen Seuche heimgeſucht worden, und die feurige Dankfeier ſeines Feſtes fiel nun mit der alten Juelfeier zuſammen. Das zwiſchen beiden Feſttagen liegende Chriſtfeſt mochte aber Veranlaſſung geben, die vereinten Feſte auf den Weihnachtsheiligenabend zu verlegen. Und auch dazu war manche Urſache vorhanden. Auch dieſe Nacht war eine feierliche, eine Lichtnacht, in welcher das Licht entglommen war, das als Rieſenflamme die Welt durchleuchtete, der Gottgeſandte, der die Menſchheit mit Feuer taufte. *)

Die zweite Eigenthümlichkeit, welche ebenfalls aus dem grauen Alterthume ſtammt, iſt die ſogenannte Stabsgerechtigkeit, die die vier

*) Ueber das Antoniusfeſt ſtehen ein Paar gute Aufſätze in „Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein. Erſte Lieferung. Meiningen 1834.“ Wo L. Bechſtein auch über das Wort „Tungelsberg“ eine ſcharfſinnige Hypotheſe aufſtellt.

Dörfer des ehemaligen Amtes Altenstein: Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldfisch als ein heiliges unveräußerliches Palladium bewahren. Sie besteht in einer rein republikanischen Einrichtung, einer Volksherrschaft, deren Symbol und Repräsentant ein weißer Stab ist, und hängt noch mit alten freien Verfassungen und Dorfstatuten des Mittelalters zusammen. Solche Statuten, nach denen sie sich selbst regierten, konnten nur freie Leute besitzen; hörige Leute mußten ihrem Herrn gehorchen. Wir haben also hier ein übrig gebliebenes rein mittelaltriges Institut vor uns. Es ist eine eigne Art Zwangsrecht, das diese vier Orte unter sich zur Erhaltung der Gemeindeordnung ausüben, und dem sich kein Ortsnachbar, bei Verlust seines Nachbarrechts, widersetzen darf. Jedes neuaufzunehmende Gemeindeglied muß den Stab in die Hand nehmen und demselben Gehorsam schwören. Der Schultheiß, der mit dem Stabe erscheint, ist Dictator, und hat das Recht zu strafen, welches doch sonst nur der Behörde zusteht. Beim Antritt seines Amtes muß er angeloben, „daß er den Stab, welcher ihm von der Gemeinde anvertraut wurde, wollte und sollte gebrauchen, wozu die Gemeinde berechtigt sei." Nun führt er zwar den Stab, aber die Gemeindevorsteher sind berechtigt, ihm zu befehlen, das mit dem Stabe auszurichten, wozu sie berechtigt sind. Die Statuten der Stabsgerechtigkeit sind im Jahre 1652 im Druck erschienen, aber ein historischer Nachweis über die Erlangung dieses merkwürdigen Rechts findet sich nicht darin, ein Beweis, daß es sehr alt ist. Es heißt blos darin, daß diese Gerechtigkeit weit über Mannesgedenken ohne alle Hindernisse der Obrigkeit und Gerichtsjunker in den vier Gemeinden des Altensteiner Gerichtes ausgeübt worden sei."

Der weiße Stab war in den alten Rechtsverfassungen und Gedingen das Sinnbild des Schutzes, des schirmenden Gesetzes. Sobald über einen Delinquenten der weiße Stab gebrochen war, war er außer den Rechtsverband gesetzt, und hatte keinen Anspruch mehr auf den Schutz des Gesetzes: er war dem Henker verfallen. Bei jeder feierlichen Gerichtssitzung hatte der Richter einen weißen Stab in der Hand, zum Zeichen, daß das Gesetz alle, die ihm gehorchen, schütze und vor Schaden bewahre. Die Gerichtshandlung selbst hieß staben. Ja das Königszepter ist gewissermaßen nur der verzierte weiße Stab. Seine erste Bedeutung ist die des Schutzes, die zweite erst die der Gewalt, die aus jener resultirt. Dieses heilige Symbol ist auch in die Sage übergegangen. Wenn das wüthende Heer aus dem Hörselberge hervorstürmt, geht der getreue Eckard voran, einen weißen Stab in der Hand, und warnet jedermann vor Schaden. Der Stab schützt die verspäteten Wanderer und Neugierigen vor den Unbilden der Gespenster.

Auch hier, wie überall, wo die Geschichte schweigt, tritt die Sage vermittelnd und erzählend ein. Sie gibt den Ursprung der Stabsgerechtigkeit, über den alle Urkunden fehlen, folgender Weise an.

Ein wilder, unbändiger Ritter von Ringelstein, der Herr der vier Orte war, gerieth mit einem mächtigen Nachbar in Fehde. Er rief seine Bauern zu Hülfe, aber eingedenk der unmenschlichen Drangsale, die sie durch ihn erduldet, traten sie auf Seite seines Feindes und droheten ihm Untergang. Da versprach er, wenn sie zu ihm zurückkehren würden, ihnen ferner ein milder und gerechter Herr zu seiy und ihnen große Vergünstigungen zu gewähren, nach denen sie sich selbst regieren sollten. Seinem Worte vertrauend, fielen sie von seinem Gegner ab, traten zu ihm über, und verschafften ihm durch List und Tapferkeit einen glänzenden Sieg. Und der Herr von Ringelstein hielt sein Wort, ward ein milder Herr und gab den vier Dörfern die Stabsgerechtigkeit.

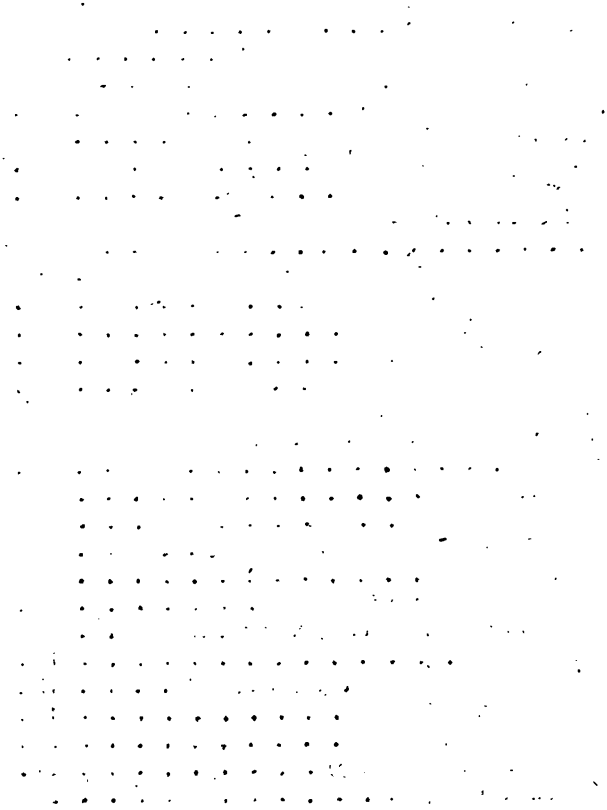
Daher kam es auch, daß das Gericht mit dem Stabe in den ältesten Zeiten auf der nahen Burg Ringelstein *) gehegt wurde, wo sich auch die Gerichtslade mit den Documenten befand. Selbst in spätern Zeiten, als die Burg zerstört war und in Ruinen lag, wurde das Stabsgericht immer noch an Ort und Stelle, und zwar in einer daselbst befindlichen Höhle oder Kellergewölbe gehalten, und erst zu der Zeit der Herren von Hund auf Altenstein wurde es nach Schweina verlegt, und die Lade dorthin gebracht, wo sie im Gewölbe der Kirche bis jetzt, wie ein Heiligthum aufbewahrt wird. **)

*) Ueber die beiden Burgen Ringelstein, eine Stunde südwestlich von Altenstein im Walde gelegen, gebe ich einen besondern Artikel.

**) Man sehe über die Stabsgerechtigkeit der vier Altensteiner Amtsorte die vorhin angezogenen „Beiträge", wo auch die Statuten derselben wieder abgedruckt sind.

L. Storch.

Anmerkung. Die zu der Umgebung von Altenstein noch gehörenden Punkte von demselben Herrn Verfasser: Steinbach, Luthersbuche und Luthersbrunn, nebst den Sagen von Altenstein und der nächsten Umgebung, erscheinen im ersten Heft des zweiten Bandes. Die Redaction.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

	Pagina.
Einleitung von Friedrich von Sydow	—
Ueberblick der Geschichte Thüringens von Ludwig Storch	XI.
Allgemeiner Ueberblick vom Harz von W. Schönichen	XXXI.
Hohenstein von C. Duval (mit Abbildung)	1.
Reinhardsbrunn von Ludwig Storch (mit Abbildung)	11.
Giebichenstein von C. Duval (mit Abbildung)	41.
Kloster Roßleben von Nebe (mit Abbildung)	46.
Die Staufenburg bei Gittelde, mit der Geschichte der Eva von Trotta von Belani	55.
Die Veste Coburg von Gustav von Heringen (mit Abbildung)	67.
Die Ehrenburg, Residenz zu Coburg von demselben	81.
Strausberg von C. Duval (mit Abbildung)	84.
Die Disburg von Ludwig Bechstein	94.
Walkenried von C. Duval (mit Abbildung)	100.
Die Teufelsmauer mit der sie betreffenden Sage und die Gegensteine mit dem dazu gehörenden Mährchen v. Friedrich v. Sydow (m. Abbild.)	117.
Kloster Worbis von Kegel	125.
Die Cattenburg von Bleichrodt	129.
Die Kunitzburg von Heinrich Döring	131.
Nebra, Stadt und Schloß von Trautmann (psd. Thg.)	134.
Quedlinburg von H. A. Braungard	136.
Die Rosenkirche zu Elende mit Sage von C. Duval	152.
Hagenrode und Mägdesprung von W. Schönichen (mit Abbildung)	160.
Buchfart von Heinrich Döring	169.
Schloß Blankenburg bei Rudolstadt von Hesse (mit Abbildung)	171.
Allstedt, Stadt und Schloß von Reinecke	186.
Ballenstedt von Hoffmann (mit Abbildung)	203.
Altenstein von Ludwig Storch (mit Abbildung)	206.
Glücksbrunn und Schweina von demselben	226.